

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DER DREISSLIGJÄHRIGE KRIEG



DER DREISSLIGJÄHRIGE KRIEG GEO EPOCHE



1618-1648

Vom Prager Fenstersturz bis zum Westfälischen Frieden

COR



MODELL: QUANT von alfred kleene + gabriele assmann

produktinformationen unter t 05242.4102-0 f 05242.4102-134 cor sitzmöbel nonnenstraße 12 d-33378 rheda-wiedenbrück www.cor.de



Liebe Leserin, lieber Leser

Während meiner Schulzeit habe ich im Geschichtsunterricht gelernt, dass der Dreißigjährige Krieg von 1618 bis 1648 ein Konflikt der Konfessionen war, ausgebrochen in den Nachwehen der Reformation zwischen den Katholiken, die gut 100 Jahre nach Martin Luther versuchten, verlorenes Terrain zurückzugewinnen, und den Protestant, die sich gegen diese Rekatholisierung wehrten.

Tatsächlich aber, so werden Sie in diesem Heft nachlesen können, war dieser erste paneuropäische Konflikt vor allem ein Krieg um Macht und Einfluss. Ein Krieg, in dem es anfangs zwar auch um die Frage des rechten Glaubens ging, der sich dann aber zu einem Hegemonialstreit zwischen den europäischen Großmächten Spanien, Frankreich, Schweden sowie dem deutschen Kaiser ausweitete.

Auf der einen Seite standen: der spanische König sowie der Kaiser, beide aus dem Hause Habsburg. Auf der anderen: die Herrscher Schwedens und Frankreichs, die sich gegen die Vormachtansprüche der Achse Wien-Madrid zur Wehr setzten.

Dass sich das erzkatholische Frankreich dabei mit dem protestantischen Schweden verbündete und der „papistische“ Kaiser mit den lutherischen Kursachsen, zeigt, wie leicht religiöse Vorbehalte fallen gelassen wurden, wenn es darum ging, den eigenen Einfluss zu behaupten oder gar auszuweiten.

In dieses Ringen der großen Vier waren etliche weitere Konflikte verwoben. Einer der Unabhängigkeitskrieg der Calvinistischen Niederlande gegen die Spanier, die seit 1556 an Maas und Rhein herrschten. Oder der Streit Schwedens und Dänemarks um die Vorherrschaft im Ostseeraum.

All diese Auseinandersetzungen wurden überwiegend auf deutschem Boden ausgetragen, weshalb Chronisten schon bald vom „Deutschen Krieg“ sprachen, auch wenn er halb Europa betraf. Und obwohl es immer wieder zu Kampfpausen kam, etwa zwischen August 1623 und Juni 1625, nannten zeitgenössische Historiker diesen Krieg bereits 1648 den Dreißigjährigen.

Geprägt war dieser Machtkampf nicht nur durch den militärisch wie konfessionell unklaren Frontenverlauf, sondern auch durch die Brutalität seiner Heerführer und Soldaten. Mehr als je zuvor setzten die Strategen beider Seiten auf die Politik der verbrannten Erde: plünderten auf ihren jahrelangen Zügen kreuz und quer durch die deutschen Lande die Zivilbevölkerung aus und äschteten ein, was sie nicht wegzutragen vermochten, um so dem Gegner den Vormarsch zu erschweren.

Etwa vier Millionen Menschen kamen in diesem europäischen Flächenbrand ums Leben – in mehr als 30 großen Schlachten, vor allem aber durch Hunger und Seuchen. So groß waren die Verluste, so ausgebautet manche Region, dass die erschöpften Kriegsparteien schließlich doch bereit waren, sich an den Verhandlungstisch zu setzen. Das Resultat war der Westfälische Frieden – eines der großen Vertragswerke der europäischen Geschichte, das die Grundlage für die Neuordnung Europas schuf und rund 150 Jahre lang für Stabilität sorgte in den deutschen Landen.

Nach dem Friedensschluss von 1648 konnten sich Frankreich und Schweden (die ihre Territorien auf Kosten des Reichs erweitert und ihren Einfluss ausgedehnt hatten) als Sieger fühlen, wie auch die Lutheraner und Calvinisten im Reich, deren Religionsfreiheit nun endgültig sicher war.

Verlierer waren die Habsburger: Spaniens König musste auf die nördlichen Niederlande verzichten und war mehr oder minder bankrott; der Kaiser in Wien musste die Hoffnung auf die Alleinherrschaft im Reich aufgeben.

Kein anderes Ereignis hat Europa zwischen Reformation und Französischer Revolution so geprägt wie der Dreißigjährige Krieg. Ein Kampf der Konfessionen – aber eben auch sehr viel mehr.

In Zukunft erscheint GEOEPOCHE sechsmal pro Jahr. Das Heft erreicht inzwischen eine durchschnittliche Auflage von knapp 200 000 Exemplaren pro Ausgabe und ist damit das erfolgreichste Geschichtsmagazin Europas. Als weitere Themen sind für 2008 geplant: die Industrielle Revolution, das spanische Weltreich, das Ägypten der Pharaonen, die Geschichte New Yorks sowie die der Germanen. Und wann immer es ein Heftthema zulässt, werden wir dazu eine Dokumentation auf DVD anbieten (siehe Seite 5). Ich hoffe, wir treffen damit Ihr Interesse.

Herzlich Ihr

GEOEPOCHE 3

Das GEOEPOCHE-Team, wegen der Frequenzerhöhung erweitert um mehrere neue Kollegen. Von links: Tatjana Lorenz, Johannes Dönges, Andreas Sedlmair, Cay Rademacher, Roman Rahmacher, Dirk Krömer, Olaf Mischler, Anja Herold, Rainer Droste, Jens-Rainer Berg, Insa Holst, Thomas Wachter, Ursula Arens, Christian Gargerle, Frank Otto und Lenka Brandt



INHALT

UM MACHT UND GLAUBEN

1618 entzündet sich in Böhmen ein Konflikt, der schnell weite Teile Europas in Brand setzt und drei Jahrzehnte andauert: **Protestantische Herrscher** kämpfen auf deutschem Boden um Religionsfreiheit – und gegen die drohende Übermacht des **Kaisers** aus dem Geschlecht der Habsburger.

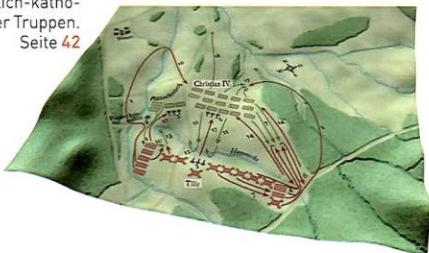
Seite 6, 22



DÄNEMARKS KÖNIG GREIFT EIN

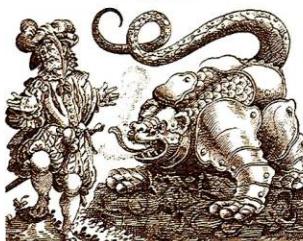
Christian IV. ist einer der ersten ausländischen Monarchen, die sich offen gegen den Kaiser stellen. In der **Schlacht bei Lutter** gerät er am 27. August 1626 in die Zange kaiserlich-katholischer Truppen.

Seite 42



BELLVM SYMBOLICVM.

*Die erschreckliche Wirkungen des Kriegs/
von Glauburg fürgerichtet.*



Die Macht der Sensation

Polemische Flugschriften zeigen den Krieg als menschenfressende Bestie. Unaufhörlich beschreien die Kämpfe auch den neu aufgekommenen **Zeitung** und ihren Verlegern Nachrichten. Und damit: Auflage.

Seite 56



JAGD AUF DIE SILBERFLOTTE

Ein Jahrzehntalter Konflikt flammt 1621 wieder auf und weitet den „Teutschen Krieg“ auf die Weltmeere aus, als die **Vereinigten Niederlande** ihren Unabhängigkeitskampf gegen **Spanien** forsetzen. Auch in der Karibik kommt es zu einer Seeschlacht.

Seite 44



DUELL DER FELDHERREN

Sie sind die berühmtesten Taktiker des Krieges: der kaiserliche Generalissimus **Wallenstein** (links), und König **Gustav II. Adolf** von Schweden. 1632 kreuzen sich ihre Wege.
Seite 72



HANDWERKER DES TODES

Eine Million **Söldner** ziehen in den Dienste der Kriegsparteien raubend und mordend durch das Reich. Und hinterlassen Schneisen der Zerstörung (hier die Hinrichtung von Plünderern).
Seite 96

STRATEGIE IN PURPUR

Seine Politik kennt nur ein Ziel: **Kardinal Richelieu** will die Übermacht der Habsburger brechen. Zur Not paktiert der Franzose dafür sogar mit den verhassten Protestant. Seite 122



DIE STUNDE DER DIPLOMATEN

Fünf Jahre verhandeln mehr als 100 Delegationen in **Münster** und **Osnabrück** darüber, wie Frieden zu schaffen ist zwischen den Konfessionen und den Großmächten. Das Ergebnis: eine Neuordnung Europas. Seite 142

1618–1648: Krieg und Frieden	6
Prolog: Um Macht und Glauben	22
1618, Prager Fenstersturz: Sturz in die Katastrophe	26
1626, Schlacht bei Lutter: Der Dänenkönig greift ein	42
1628, Kaperkrieg: Jagd auf die Silberflotte	44
1631, Kriegsberichterstattung: Die Macht der Sensation	56
Hamburg: Stadt der Profiteure	58
1631, Schlacht bei Breitenfeld: Triumph der Protestant	70
1632, Albrecht von Wallenstein und Gustav II. Adolf: Duell der Feldherren	72
Peter Paul Rubens: Agent des Königs	94
Söldnerleben: Handwerker des Todes	96
1634, Schlacht bei Nördlingen: Entscheidung in Schwaben	110
Kunst: Im Auftrag des Herrn	112
1636, Kardinal Richelieu: Strategie in Purpur	122
1637, René Descartes: Die Geburt des Zweifels	140
1648, Westfälischer Frieden: Die Stunde der Diplomaten	142
Zeitläufe: Der Dreißigjährige Krieg	164
Vorschau: Die Industrielle Revolution	170
Bildvermerke	169
Impressum	169
Titelbild: Söldner überfallen ein Dorf; Gemälde von Sebastian Vrancx, 1573–1647 [Ausschnitt]	

Redaktionsschluss: 21. Januar 2008

Die Datumsangaben in dieser Ausgabe richten sich nach dem Gregorianischen Kalender, der 1582 von Papst Gregor XIII. eingeführt wurde, um Fehler im bis dahin gebrauchten Julianischen Kalender auszugleichen: Im Jahr 1582 folgte deshalb auf Donnerstag, den 4. Oktober, sofort Freitag, der 15. Oktober. Da die Protestantnen die Zahlung jedoch zunächst ablehnten, differieren Datumsangaben in zeitgenössischen Quellen um jene zehn Tage, die der Gregorianische dem Julianischen Kalender voraus war.
Zitate sind weitgehend in die neue Rechtschreibung übertragen worden, Kurzungen sind nicht kenntlich gemacht.

Dokumentationen auf DVD

Seit einem Jahr bietet **GEOEPOCHE** zu den jeweiligen Heftthemen auch Dokumentationen auf DVD an, die von Partnern wie arte, dem ZDF oder dem Bayerischen Rundfunk produziert worden sind (diesmal: „Der Dreißigjährige Krieg. Mit Gottes Segen in die Hölle“). Diese DVDs sind zusammen mit den Heften am Kiosk erhältlich. Zudem besteht für Abonnenten die Möglichkeit, die Dokumentationen zum Preis von 6,45 € versandkostenfrei zu bestellen (Tel. 0180/504 20 00; 14 Cent/Min aus dem deutschen Festnetz; Mo–Fr 8–20 Uhr, Sa 9–14 Uhr; Bestellnummer: 700 106). Die Themen der bisher erschienenen DVDs sind unter www.geo-epoch.de einzusehen.

1618-1648

Krieg und Frieden



Zu Beginn des 17. Jahrhunderts steckt Europa in der Krise. Die Reformation hat die christliche Welt erschüttert, Protestanten und Katholiken ringen um Macht und Seelen. Als böhmische Adelige 1618 in Prag gegen den zukünftigen Kaiser Ferdinand II. von Habsburg rebellieren, zündet der Funke. Der **Dreißigjährige Krieg** bricht los, erfasst das Heilige Römische Reich deutscher Nation und dessen Nachbarstaaten. Er bringt Verderben und millionenfachen Tod. Und dennoch steht an seinem Ende das größte Friedenswerk der Neuzeit: das Fundament für die Zukunft Europas



lich-katholische Truppen am Weißen Berg unweit von Prag die böhmischen Aufständischen (Gemälde von Pieter Snayers, ca. 1592–1667)

Licht durchflutet die Liebfrauenkathedrale zu Antwerpen. Als Pieter Neef d. J. das Gotteshaus um 1650 malt, ist diese Kirche erst seit wenigen Jahrzehnten wieder katholisch. Zweimal haben sie protestantische Bilderstürmer zuvor verwüstet. Seit der Reformation streiten die Konfessionen darum, wer über das Heil der Menschen bestimmen darf







Die Welt scheint aus den Fugen geraten zu sein, ausgelassen feiert das **Volk** in einer Taverne. Schätzungen zufolge leben um das Jahr 1600 mehr als 20 Millionen Menschen im römisch-deutschen Reich zwischen Somme und Oder, Nordsee und Adria. Die meisten sind arme Bauern und Handwerker, die aus Not ins Feld ziehen – in einen Krieg, der nicht der ihre ist (Gemälde von Jan Steen, ca. 1626–1679)





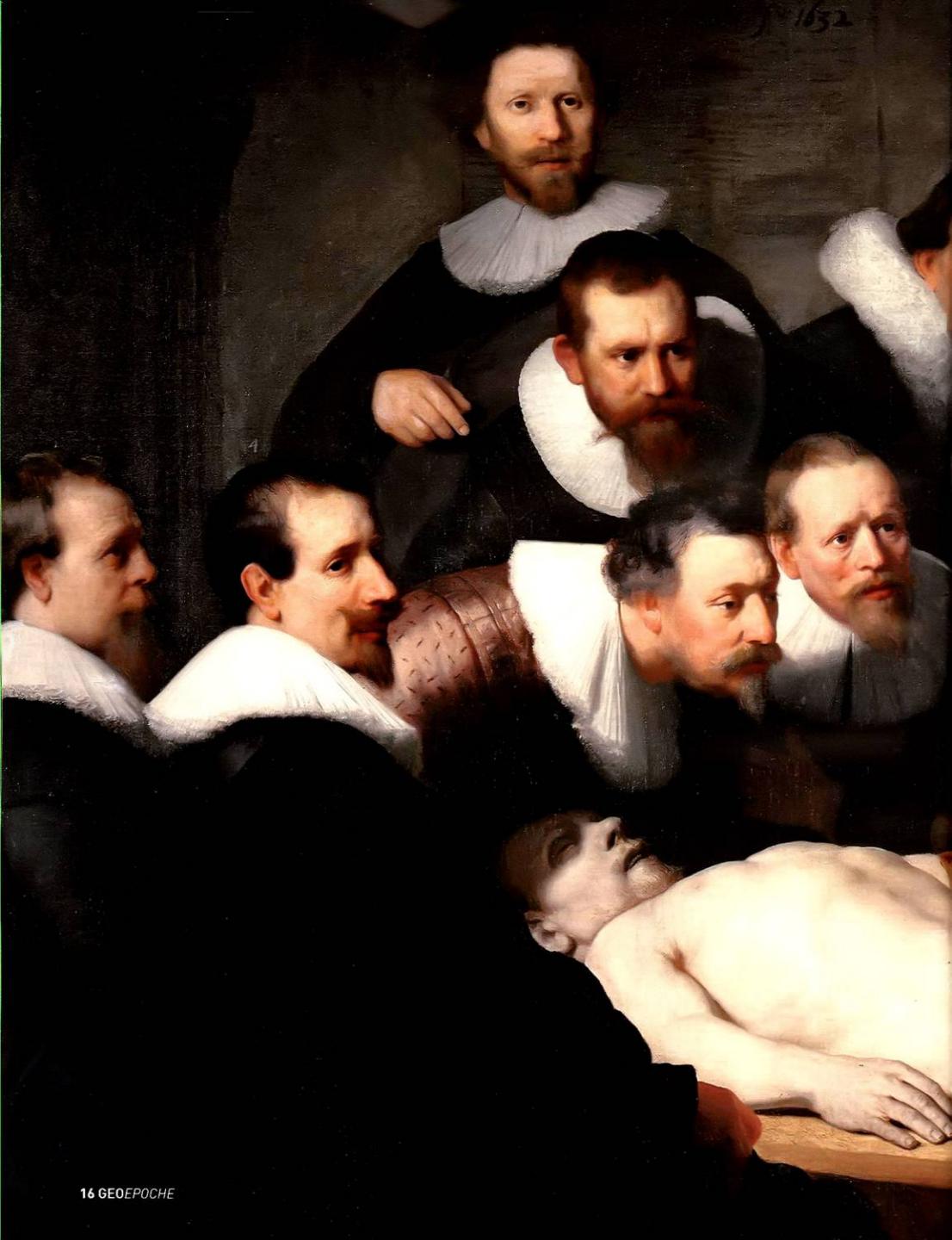
Ein Dorf wird von **Landsknechten** überfallen. Sie plündern selbst die Toten, denn die Beute ist oft ihr einziger Sold. Die Bauern tragen die Hauptlast des Krieges. Sie müssen die vorbeiziehenden Truppen verpflegen und ihnen Quartier geben, wenn im Winter die Kämpfe ruhen. Und so ist der Mangel allgegenwärtig, in der Bevölkerung wie in den Söldnerheeren mit ihrem gewaltigen Tross aus Frauen und Kindern (Sebastian Vrancx, 1573–1647)



Feldherren wie der kaiserliche Generalissimus Albrecht von Wallenstein und der schwedische Generalmajor Carl Gustav Wrangel lassen sich ihre Dienste gut bezahlen. Zum Zeichen ihres neuen Reichtums leisten sich die Kriegsunternehmer weitläufige Paläste und **Kunstkabinette**. Werke vor allem flämischer Maler – hier der Blick in eine zeitgenössische Gemälde- und Raritätengalerie – sind wichtiger Teil dieser Inszenierung höfischer Pracht und Weltgewandtheit (Hans III. Jordaens, ca. 1595–1643)



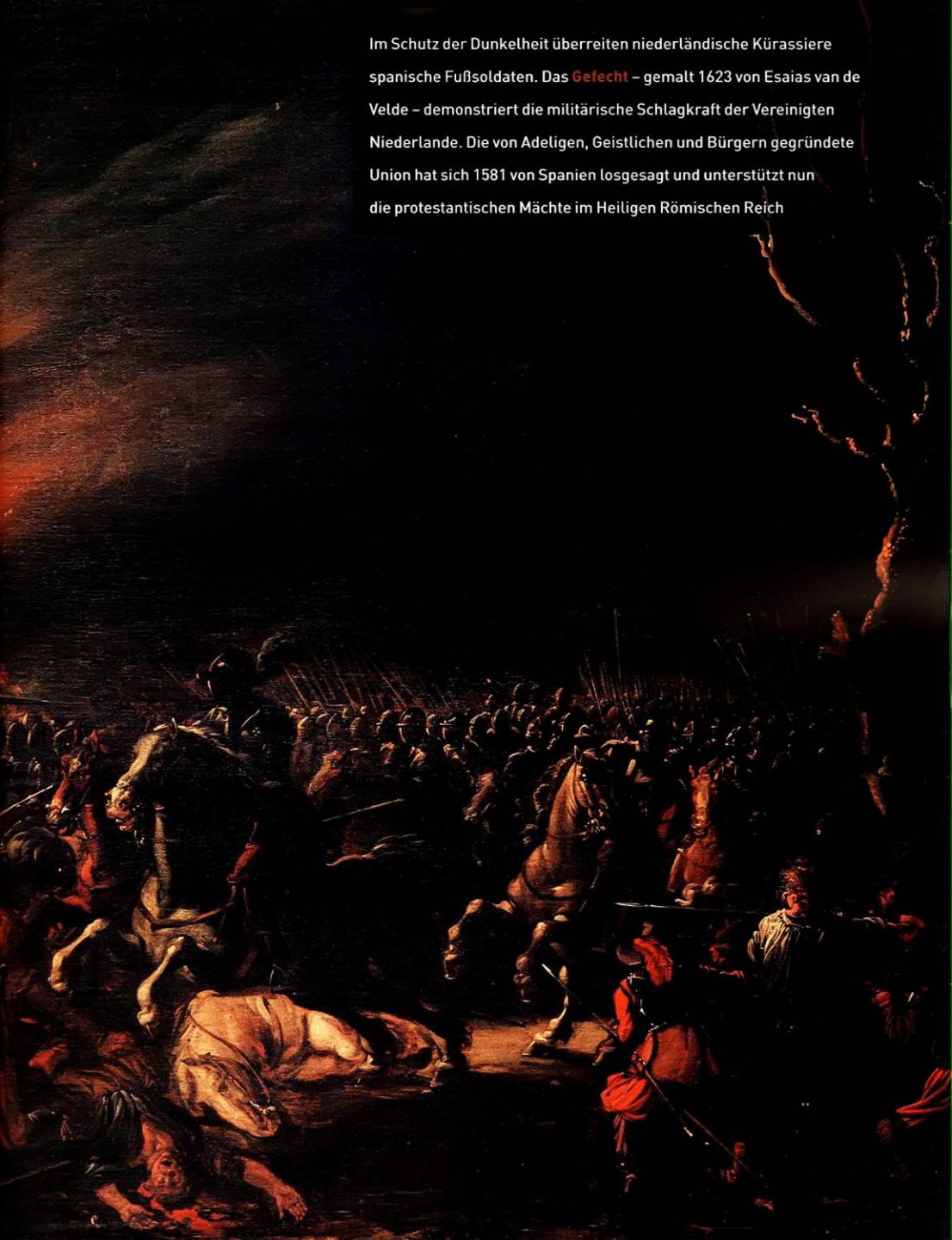




Aufmerksam folgen Amsterdamer Studenten Nicolaes Tulp's Ausführungen zur Anatomie des menschlichen Arms (Rembrandt, 1606–1669). In der Epoche des »Teutschen Krieges« blüht die **Wissenschaft**: Johannes Kepler studiert den Lauf der Planeten, Thomas Bartholin macht Versuche zur örtlichen Betäubung mit Eis, Marin Mersenne misst die Schallgeschwindigkeit in der Luft durch Blitz und Knall einer Kanone. Und Galileo Galilei veröffentlicht das erste neuzeitliche Lehrbuch der Physik







Im Schutz der Dunkelheit überreiten niederländische Kürassiere spanische Fußsoldaten. Das **Gefecht** – gemalt 1623 von Esaias van de Velde – demonstriert die militärische Schlagkraft der Vereinigten Niederlande. Die von Adeligen, Geistlichen und Bürgern gegründete Union hat sich 1581 von Spanien losgesagt und unterstützt nun die protestantischen Mächte im Heiligen Römischen Reich



Nach einem Jahr Belagerung übergeben die Niederländer am 5. Juni 1625 den Schlüssel ihrer Festung Breda an die siegreichen Spanier. Endgültig beilegen werden beide Staaten ihren Krieg erst 23 Jahre später: im Westfälischen **Frieden**. Jenem Vertragswerk zwischen Spaniern, Niederländern, Franzosen, Schweden und Kaiser, Magistraten der Reichsstädte sowie deutschen Fürsten, das den Dreißigjährigen Krieg beendet, erstmals die völkerrechtliche Souveränität der einzelnen Staaten anerkennt und zugleich das Miteinander der Konfessionen regelt. Es ist der Beginn einer neuen Zeit: der Ära der Diplomatie (Diego Velázquez, 1599–1660) □



Im Jahr 1618 entzündet ein regionaler Aufstand im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation einen Krieg um Konfessionen und politische Privilegien, der bald weite Teile Europas erschüttert: Eine Generation lang währt das Morden – erst dann gelingt es Diplomaten, das Abendland wieder zu ordnen

Um Macht und Glauben

von ANJA HEROLD

D

er Dreißigjährige Krieg ist die Summe aller Krisen seiner Zeit. Er ist ein deutscher Krieg, ein europäischer Krieg, ein Krieg um Macht und um Religion. In ihm kulminieren Streitigkeiten, die seit Jahrzehnten gären im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation und im restlichen Europa.

30 Jahre lang kämpfen Protestanten und Katholiken um den rechten Glauben, streiten die Herrscher Dänemarks, Schwedens, der Niederlande und Frankreichs in wechselnden Konstellationen gegen den habsburgischen Kaiser des Reiches und dessen spanische Verwandte. Bis Diplomaten das Morden 1648 mit dem Westfälischen Frieden beenden, kommen wohl vier Millionen Menschen durch Gewalt, Hunger und Seuchen auf deutschem Boden um. Denn die Großmächte Europas tragen ihre Konflikte überwiegend auf dem Territorium des römisch-deutschen Reiches aus.

Dieses Reich vereint rund 300 Reichsstädte, Grafschaften und Fürstentümer unter einem Herrscher: dem von sieben Kürsten gewählten Kaiser. Er ist der oberste Lehnsherr und Richter, sieht sich als Garant für den Frieden und Beschützer der Christenheit. Allerdings bestehen neben ihm mächtige Institutionen wie etwa der Reichstag, in dem die Reichsstände Sitz und Stimme haben: Vertreter des Adels, der Geistlichkeit und des Stadtbürgertums. Der Kaiser ist somit kein Alleinherrscher. Er muss sich mit den Ständen im Reichstag arrangieren.

1517 wird die geistliche und weltliche Ordnung dieses frühmodernen Staates erschüttert: Der Wittenberger Theologe Martin Luther löst mit seinen Thesen zur Reform der Kirche die Spaltung der abendländischen Christenheit aus. Zwar eingen sich Protestanten und Katholiken 1555 im Augsburger Religionsfrieden auf eine Koexistenz der beiden großen Konfessionen – doch Angst und Misstrauen bleiben. Insbesondere fühlen sich die Lutheraner angesichts des wiedererstarkten und immer aggressiver auftretenden Katholizismus bedrängt.

Zudem führt seit etwa 1570 eine „kleine Eiszeit“ mit regnerischen Sommern und kühlen Wintern zu schlechten Ernten. Es kommt zu Hungersnöten und Seuchen. Gott scheint der Christenheit zu zürnen. Zu welcher Konfession sollen sich die Menschen in ihrer Not bekennen? Zum Katholizismus? Zu den Lutheranern? Oder den Calvinisten, die den Lehren des französischen Reformators Johannes Calvin folgen?

Die Krise des Glaubens verbindet sich mit Existenzängsten, die Frage nach der Konfession mit der Frage nach der Macht – und diese mit den Herrschaftsstrukturen im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Es sind all diese Nöte, die der Krieg der Kriege verschärfen wird.

Denn noch sind Kirche und Staat keine getrennten Instanzen, die Religion ist in der Politik allgegenwärtig – im Reich wie in den Nachbarländern. In Frankreich etwa kämpft der katholische König gegen die protestantischen Hugenotten. Die calvinistisch geprägten Vereinigten Niederlande führen einen Unabhängigkeitskrieg gegen das katholische Spanien. Und der protestantische Zweig des Königshauses Wasa in Schweden konkurriert mit den katholischen Wasa in Polen sowie mit dem König von Dänemark um die Vorherrschaft in Ostsee und Baltikum. Der gesamte Kontinent steht unter Spannung.

Und so vermag eine regionale Revolte – der Aufstand böhmischer Adeliger gegen einen Cousin des Habsburger Kaisers –, 1618 den europäischen Brand zu entfachen. Mit dem „Prager Fenstersturz“ beginnt eine unheilvolle Serie von vier aufeinanderfolgenden Konflikten, die in der Summe jenen großen, den Dreißigjährigen Krieg bilden (diese vier Konflikte benennen Historiker heute nicht nach den beteiligten Kontrahenten, sondern nach den jeweiligen Gegnern des Kaisers).

DER BÖHMISCH-PFÄLZISCHE KRIEG (1618–1623)

Protestantische Adelige lehnen sich in Böhmen 1618 gegen ihren katholischen Landesherrn auf – und stürzen dessen Beamtete aus einem Fenster der Prager Burg in die Tiefe.

Heiliges Römisches Reich 1618-1648



Zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation gehören 1618 rund 300 Fürstentümer, Grafschaften und Reichsstädte sowie etwa die Niederlande, die Schweizer Eidgenossenschaft und das Königreich Böhmen. Übermächtig in diesem Bund sind die Habsburger. Sie stellen den Kaiser, ihnen gehören große Teile des Reichsgebietes – und sie vertreten einen aggressiven Katholizismus. Dagegen setzen sich die Protestanten zur Wehr (die Karte oben rechts zeigt die ungefähre konfessionelle Aufteilung des Reichs vor 1600), zuerst Adelige in Böhmen, später ausländische Mächte wie Dänemark, Schweden, sogar das katholische Frankreich. Und so kommt es bis zum Friedensschluss 1648, mit dem die Vereinigten Niederlande, die Schweiz und Teile des Elsass aus dem Reichsverband ausscheiden (Karte unten links), zu etwa 30 großen Schlachten (hier eine Auswahl)

Im Jahr nach dem Fenstersturz wählen die böhmischen Stände den calvinistischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem neuen König. Der abgesetzte Landesherr aber, kurze Zeit später als Ferdinand II. zum Kaiser erhoben, mobilisiert daraufhin ein Verteidigungsbündnis, die katholische „Liga“. Er rüstet auf und schickt eine mächtige Streitmacht gegen die Aufständischen. Die erste große Schlacht des Kriegs wird 1620 am Weißen Berg in der Nähe von Prag geschlagen. Ferdinand gewinnt, lässt die Anführer der „hochabscheulichen Rebellen“ zur Abschreckung öffentlich hinrichten und Böhmen gewaltsam rekatholisieren.

Friedrich V., wegen seiner kurzen Regierungszeit als „Winterkönig“ verspottet, flieht nach Den Haag. Die calvinistischen Vereinigten Niederlande nehmen ihn in Schutz – spanisch-

katholische Truppen aber besetzen Teile der Kurpfalz, Friedrichs Stammlande. Seine Kurwürde erkennt ihm der Kaiser 1623 ab. Noch im selben Jahr wird der Böhmis-Pfälzische Krieg beendet.

Doch die Folgen des Fenstersturzes lassen nicht nur den Graben zwischen den Konfessionen aufbrechen, sie vergrößern auch die Kluft zwischen dem habsburgischen Herrscher und den protestantischen Fürsten und Ständen, zwischen dem Kaiser und dessen europäischen Konkurrenten.

Denn Ferdinand II. hat einerseits durch sein respektloses, ja brutalen Verfahren mit der Würde und dem Besitz des Pfälzlers Friedrich V. die Reichstradition gebrochen – nun fürchten auch die anderen protestantischen Stände im Reich um ihre Rechte und Privilegien.

Von den Habsburgern fühlen sich andererseits auch viele Nachbarstaaten bedroht. Seit fast zwei Jahrhunderten bringt das österreichische Herrschergeschlecht den römisch-deutschen Kaiser hervor. Ein weiterer Zweig der Familie regiert Spanien mit seinem expandierenden Kolonialreich und herrscht zudem über die Niederlande. Insbesondere die Franzosen fürchten nun die habsburgische Übermacht. Fürchten, von Wien und Madrid abhängig zu werden.

Ein Nachbarstaat nach dem anderen mischt sich deshalb schon bald ein in den „Deutschen Krieg“. Um eine Universalherrschaft der Habsburger über Europa zu verhindern. Um die eigene Existenz zu schützen. Um Ansprüche auf Land und Handelswege durchzusetzen.

Klar konfessionelle Fronten gibt es dabei nicht: Das katholische Spanien etwa fördert die protestantischen Hugenotten in Frankreich, um die Regierung in Paris zu schwächen. Das katholische Frankreich wiederum unterstützt die protestantischen Schweden im Kampf gegen den katholischen Kaiser.

DER NIEDERSÄCHSISCH-DÄNISCHE KRIEG (1625–1629)

Durch ein altes Lehnsherrverhältnis ist der König von Dänemark zugleich Herzog von Holstein. Christian IV. sieht sich als Beschützer der norddeutschen Protestanten. Als die durch den strengen Katholizismus Ferdinands II. in Bedrängnis geraten, zieht er als gewählter Heerführer der niedersächsischen Protestanten 1625 gegen den Kaiser – finanziell unterstützt von England, den Vereinigten Niederlanden und Frankreich.

Doch die kaiserlich-katholischen Truppen sind dem Dänen und seiner Koalition überlegen. Nach vier Jahren muss sich Christian IV. im Frieden von Lübeck 1629 zurückziehen.

Ferdinand II. ist nun so mächtig wie nie zuvor. Noch im gleichen Jahr verfügt er mit dem „Restitutionsedikt“ (siehe Seite 165) die Rückführung großer Teile des protestantischen Kirchenbesitzes in katholische Hand.

DER SCHWEDISCHE KRIEG (1630–1635)

In die von Christian IV. gelassene Lücke stößt jetzt dessen ältester Rivale im Kampf um die Macht über Ostsee und Baltikum: Gustav II. Adolf von Schweden. 1630 landet der König mit seinen Truppen in Pommern – als Heilsbringer und Retter der deutschen Protestanten. Auch diesen Feldzug gegen die katholischen Habsburger finanziert Frankreich mit.

Der mit den protestantischen Fürsten von Brandenburg und Sachsen verbündete Schwede rückt bis nach Bayern vor, doch sein Tod in der Schlacht bei Lützen 1632 beendet den Siegeszug seiner Allianz. Ein Jahr nach der vernichtenden Niederlage der Schweden bei Nördlingen 1634 fallen die deutschen Fürsten von den Skandinavieren ab und schließen mit dem Kaiser den Prager Frieden.

Ordnung und Ruhe bringt der Vertrag nicht. Denn die Schweden bleiben im Reich und finden einen mächtigen Verbündeten im Kampf gegen den Kaiser: Frankreich, das nun auch militärisch eingreift.

DER SCHWEDISCH-FRANZÖSISCHE KRIEG (1635–1648)

Als die Schweden sich kaum mehr gegen die vereinten Kräfte von spanischen und österreichischen Habsburgern halten können, geben die Franzosen ihre passive Rolle auf. Schwedische und französische Truppen kämpfen nun gemeinsam auf deutschem Boden.

Für die Zivilbevölkerung beginnt die schlimmste Phase des Krieges. Marodierende, durch das Jahrzehnte andauernde Soldatenleben vollkommen verrohte Söldner verheeren das Reich. Deutschland blutet aus. Trotz der zunehmenden Kriegsmüdigkeit auf allen Seiten einigen sich die beteiligten Großmächte erst Ende 1641 darauf, einen allgemeinen Friedenkongress abzuhalten, der schließlich 1643 zusammentritt.

DER WESTFÄLISCHE FRIEDE

Jahrelang und streng getrennt nach Konfessionen tagen mehr als 100 Gesandtschaften der europäischen Staaten sowie der deutschen Fürsten und Städte in Münster und Osnabrück. Als 1648 die Verträge unterschrieben werden, beendet der Westfälische Frieden die schwerste Konfessionskriege und den größten Machtkampf im Europa der Frühen Neuzeit. Fortan sind die Konfessionen einander gleichberechtigt. Nie wieder soll ein deutscher Fürst seinen Untertanen seinen Glauben auf-

Ausgewählte Feldzüge im Dreißigjährigen Krieg

Grenze des Heiligen Römischen Reichs 1618



Kreuz und quer ziehen die verfeindeten Truppen der Protestanten und der kaiserlich-katholischen Seite während des Dreißigjährigen Krieges durch das römisch-deutsche Reich. Manche Landstriche verheeren sie über Jahre immer wieder – Württemberg etwa verliert allein zwischen 1634 und 1638 weit mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung. Andere Regionen, wie Niedersachsen oder Holstein, werden weniger betroffen. Sie sind vor allem Schauplatz der zweiten Phase des Krieges, als sich 1625 der Dänenkönig Christian IV. an die Spitze der niedersächsischen Protestanten stellt, um gegen den Kaiser zu kämpfen. Ab 1635 wüten die Armeen der Schweden und der Kaiserlich-Katholischen, dann auch der Franzosen, überwiegend im Süden und Osten des Reichs. Für die Zivilbevölkerung sind diese Jahre die schwersten des Krieges

zwingen dürfen. Die Vereinigten Niederlande erlangen offiziell ihre Unabhängigkeit von Spanien. Auch die Schweizer Eidgenossenschaft wird als eigenständig bestätigt und gehört nicht mehr zum Reich. 1654 erhebt der Reichstag die Verträge von Münster und Osnabrück zum Grundgesetz.

Und noch etwas schreibt der Westfälische Frieden für alle Zeiten fest: Keine Universalmacht – etwa der Kaiser – soll mehr in die politische und konfessionelle Eigenständigkeit der europäischen Nationen eingreifen. Diese wichtige völkerrechtliche Übereinkunft schafft die Grundlage für das zukünftige Gleichgewicht der Mächte Europas. □

Seit der Reformation ist das Heilige Römische Reich deutscher Nation in zwei konfessionelle Lager gespalten. Als die protestantischen **Adeligen Böhmens** 1618 in Prag gegen das katholische **Kaiserhaus der Habsburger** aufbegehren, wird aus jahrelanger Rankünre offener Kampf. Bald schon ringt halb Europa mit Waffengewalt um den richtigen Glauben – und vor allem: um Macht



STURZ IN DIE KATASTROPHE



Am 23. Mai 1618 dringen böhmische Adelige in die Prager Burg ein und stossen zwei kaiserliche Statthalter und deren Sekretär aus einem Fenster. Die Männer überleben, doch der »Prager Fenstersturz« bedeutet den Bruch mit den Habsburgern. Beide Seiten mobilisieren Truppen (Václav Brozik, 1889)



VON WALTER SALLER

M

ittwoch, 23. Mai 1618, der Tag vor Christi Himmelfahrt. Die Glocken im Veitsdom sind verklungen, die katholische Morgenmesse in der Basilika der Prager Burg ist vorüber. Die örtlichen Statthalter des Kaisers des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation machen sich auf den Weg in ihre Amtsräume.

Anderorts in der böhmischen Hauptstadt sammelt sich der protestantische Adel. Jedoch nicht, um Gottes Sohn zu huldigen, sondern um mit einem Marsch auf die Burg ein Zeichen zu setzen: gegen die Politik der katholischen Regierung, gegen deren Angriffe auf die Religionsfreiheit, gegen König Ferdinand, der die politischen Rechte des Adels abschneiden will. Und von dem es heißt, er verabscheue den Protestantismus so sehr, dass er lieber eine Wüste regieren würde als ein Land voller Ketzer.

Kurz nach neun Uhr dringen die Adeligen in die Böhmischa Kanzlei ein. Für die Prager Bürger, die dem Aufmarsch der Edelmänner folgen, bleibt nur noch Platz auf den Treppen und Absätzen im Stiegenhaus. In der Ratskanzlei halten sich zu dieser Zeit vier der zehn Statthalter des Kaisers auf, darunter der Burggraf Jaroslav von Martinitz und Oberstlandrichter Wilhelm Slawata.

Angeführt wird der Protest von Graf Heinrich Matthias von Thurn. Als junger Mann hat der 51-Jährige in Ungarn gegen die Türken gekämpft. Thurn zählt zur Minderheit der Deutschen im überwiegend tschechischen Böhmen. Im Gegensatz zu den meisten seiner Glaubensbrüder wählt er den radikalen Bruch mit den Habsburgern, mit Kaiser Matthias und dessen Cousin Ferdinand, der seit einem Jahr die böhmische Königskrone trägt. Und nur wenige Edelleute wissen, was Thurn an diesem Tag tatsächlich vorhat.

Sie sind es, die nun in der Kanzlei Stimmung machen gegen die Vertreter des verhassten Kaisers. Rede, Gegen-

rede, hitziges Geschrei. Dann gehen die Adeligen den Burggrafen Martinitz und den Richter Slawata direkt an.

Die beiden seien Gegner des „Majestätsbriefes“ – jenes Ediktes, das den böhmischen Protestanten seit 1609 die freie Ausübung ihrer Religion garantiert.

„Es ist Zeit, dass wir ein Ende mit ihnen machen“, hetzen die Eindringlinge. Sie zerrn den Burggrafen vor ein geöffnetes Fenster und höhnen: „Nun wollen wir uns wider unsere Religionsfeinde rechtschaffen verhalten.“

Das aufgerissene Fenster und dahinter der Abgrund – erst jetzt begreift Graf Martinitz, dass es um sein Leben geht. Er fleht um einen Beichtvater, erntet aber nur höhnisches Gelächter. Einige Adelige packen ihn. Martinitz schreit, strampelt, wehrt sich noch. Dann stürzt er. Aus dem Fenster. Kopfüber. Im Mantel und mit Rapier und Dolch.

30 Ellen sind es hinunter in den Burggraben. Gut 17 Meter. Steine bedecken unten den Boden.

Danach ergreifen die Verschwörer den Oberstlandrichter, ziehen ihn ebenfalls zum Fenster. Sie drängen ihn hinaus, verzweifelt hängt Slawata außen am Rahmen. Mit einem Dolchgriff schlägt ihm ein Angreifer die Finger blutig. Der Richter muss loslassen. Mit flatterndem Mantel stürzt er in die Tiefe.

Schließlich werfen die aufgebrachten Protestanten den beiden noch ihren Sekretär Fabrizius hinterher.

Graf Thurn, der das Attentat am Vortag geplant hat, ist sich sicher: Solch einen Fall überlebt niemand.

Ganz bewusst hat er sich mit seinen Mitverschwörern zu diesem Akt entschlossen. Thurn zählt auf den Symbolwert, denn einen Fenstersturz hat es in Prag schon einmal gegeben, knapp 200 Jahre zuvor: Im Jahr 1419 haben die Anhänger des böhmischen Kirchenreformers Jan Hus das Rathaus in der Neustadt gestürmt und die Ratsherren aus dem Fenster gestürzt.

Es war der Beginn eines landesweiten Aufstands. Bald kämpften in ganz

Als König von Böhmen drangsaliert der erzkatholische Habsburger Ferdinand von 1617 an die Protestant. Die Aufständischen stürzen ihn. Doch als Kaiser schlägt er zurück



Die Prager Burg – hier der repräsentative Vladislavsaal, in dem Krönungen und Staatsakte stattfinden – ist Sitz der böhmischen Könige, die seit dem 16. Jahrhundert dem Kaiserhaus der Habsburger entstammen. 1609 trotzen die Protestanten im Land dem Monarchen die Gleichberechtigung ihrer Religion ab. Aber dessen Nachfolger, strenggläubige Katholiken, unterwandern die Vereinbarung

Böhmen „Hussiten“ gegen die katholischen Herrscher.

Auf einen Aufstand hofft auch Thurn.

Doch wie in einer Posse landen die kaiserlichen Vertreter auf einem Abfallhaufen unterhalb des Kanzleifensters: Fabrizius bleibt unversehrt, Graf Martinitz trägt Prellungen davon. Oberlandrichter Slawata schlägt sich zwar den Kopf an Steinen an, doch alle drei Männer können fliehen. Bedeckt mit Dreck und Mist, entkommen sie den Kugeln, die ihnen die Aufständischen von der Burg hinterherschießen.

Damit ist der Mordanschlag der Verschwörer zwar gescheitert – ihr eigentlicher Plan aber geht auf: Die Protestanten im Land erheben sich gegen den katholischen Kaiser. Und nicht nur sie. Denn die böhmischen „Rebellen“

suchen Verbündete im Ausland, und setzen damit einen verhängnisvollen Prozess in Gang.

Dem „Prager Fenstersturz“, wie Thurns Aktion schon bald genannt wird, folgt die Absetzung des Habsburgers Ferdinand als böhmischer König und die Wahl eines protestantischen Gegenkönigs; Böhmen sagt sich von Habsburg los. Daraufhin sammelt Ferdinand seine Verbündeten und zieht gegen die protestantischen Aufständischen in seinem abtrünnigen Kronland.

Manche Politiker im römisch-deutschen Reich ahnen bereits früh die dramatische Bedeutung der Vorgänge in Prag. „Sollte es wahr sein, dass die Böhmen im Begriffe ständen, Ferdinand abzusetzen und einen Gegenkönig zu wählen“, warnt Ferdinand von Wittels-



Griff eines Rapiers aus dem Dreißigjährigen Krieg. Solche Stoßdegen tragen Kavalleristen bei sich

bach, der Erzbischof und Kurfürst von Köln, „so möge man sich nur gleich auf einen zwanzig-, dreißig- oder vierzigjährigen Krieg gefasst machen.“

Der Mann Gottes behält recht.

Denn wie ein böser Sturm fegt schon bald ein gewaltiger Krieg um Glauben und Macht durch halb Europa und weitet sich aus zur größten Katastrophe des 17. Jahrhunderts. Er wird Konflikte fortführen, die viel älter sind als er selbst, er wird Spannungen aufbauen, wo zuvor Frieden herrschte, wird Gräben aufreißen, die nur schwer wieder zu schließen sind. Er wird Millionen Menschenleben fordern, ganze Landstriche verheeren – und sich eingraben in das kollektive Gedächtnis der beteiligten Völker.

Und am Ende wird er tatsächlich 30 Jahre dauern.

AM VORABEND DER KATASTROPHE zählt das Heilige Römische Reich deutscher Nation mehr als 20 Millionen Einwohner. An der Spitze dieses Imperiums – begrenzt von Somme und Oder, Nordsee und Adria – steht der Kaiser, ein Habsburger. Jeder Regent im Reich ist ihm in einem persönlichen Treueverhältnis verpflichtet.

Gewählt wird der Kaiser von den sieben Kurfürsten. Drei geistlichen: den katholischen Erzbischöfen von Köln, Mainz und Trier. Und vier weltlichen: dem lutherischen Herzog von Sachsen, dem calvinistischen Markgrafen von Brandenburg, dem ebenfalls calvinistischen Pfalzgrafen bei Rhein und dem katholischen König von Böhmen, den seit 1526 die Habsburger stellen. 1618 stehen den vier katholischen also drei protestantische Kurfürsten gegenüber.

Auch politisch ist das Reich kein zentral geführter Staat, sondern ein Zusammenschluss von rund 300 Fürstentümern, Grafschaften und Reichsstädten, organisiert in zehn Reichskreisen (siehe Seite 165). Es gibt große und mächtige Länder wie das Kurfürstentum Sachsen oder das Herzogtum Bayern. Und winzige Territorien, die von Reichsrittern geführt werden und kaum mehr als ein paar verstreute Bauernhöfe umfassen.

Eine neue Generation kompromissloser Katholiken führt das Wort. Einer von ihnen: der Kaiser

Zudem herrschen in Teilen des Reichs ausländische Fürsten. Durch ein altes Lehnshierarchie zum Kaiser ist etwa der König von Dänemark zugleich Herzog von Holstein. Umgekehrt ist der König von Böhmen seit dem 14. Jahrhundert zwar einer der sieben Kurfürsten, das Königreich Böhmen aber nicht in Reichstag vertreten, dem wichtigsten Entscheidungsgremium des Reiches.

Nur in Abstimmung mit diesem Gremium, in dem die Reichsstände (Kurfürsten, Reichsfürsten und Reichsstädte) vertreten sind, kann der Kaiser regieren. Das System ist auf Konsens angewiesen. In Zeiten der Kirchenspalten ein schwieriges Unterfangen.

Denn seit Martin Luther 1517 seine 95 Thesen zur Reform der römischen

Kirche veröffentlicht hat, geht ein Riss durch die Christenheit. Luther hatte vor allem gegen den Ablässhandel der Katholiken gewettert. Doch was als Reformation gedacht war, geriet zum großen Glaubenskrieg.

Anfangs forderten die Reformatoren – neben Luther in Deutschland gehörten dazu unter anderem der Franzose Johannes Calvin in Genf und der Schweizer Ulrich Zwingli in Zürich – nur eine Rückbesinnung auf die Ursprünge innerhalb der Kirche. Aber dann attackierten sie den Papst direkt.

Die kirchliche Einheit des Abendlandes bröckelte.

In Böhmen war der Boden für die Reformation besonders fruchtbar. Weil sie hier auf die Ideen des Jan Hus traf. Dieser hatte bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts gegen den weltlichen Besitz des Klerus gepredigt und sich auf die Bibel als einzige Autorität berufen.

Rom verkannte zunächst die Tragweite des Geschehens. Die Kurie betrachtete die Reformatoren als Ketzer. Für eine grundsätzliche Reform sah sie keine Notwendigkeit. 1534 entstand der Orden der Jesuiten. Als Bastion der Gegenreformation. Als Wachhund der reinen katholischen Lehre.

Lange zögerte die Kurie das dringend nötige Reformkonzil hinaus. Als sie es 1545 endlich einberief, hatte sich der Protestantismus vor allem in den Reichsstädten ausgebreitet, und einige Fürsten hatten bereits den neuen Glauben für ihre Länder übernommen. Nun konnten sie nicht nur über die weltliche, sondern auch über die kirchliche Ordnung bestimmen. Unabhängig von Rom. Mehr und mehr Stadtmagistrate, Landesherren und Ritter traten zum protestantischen Glauben über.

Die Reformbewegungen wurden zur politischen Macht, dem Katholizismus fast ebenbürtig. In Böhmen, Sachsen, Brandenburg. Und im Augsburger Religionsfrieden von 1555 musste der Kaiser allen Landesfürsten das Recht der freien Glaubenswahl zugestehen. Nach



Anfangs nutzen böhmische Kämpfer wohl auch Armbrüste. Später sind diese Waffen – wegen der überlegenen Gewehre und Pistolen – kaum mehr verbreitet

dem Prinzip *cuius regio eius religio* – „wessen Herrschaft, dessen Religion“ – konnten die Fürsten nun die Konfession auf ihrem Territorium festlegen. Die religiöse Spaltung des Reichs und das Nebeneinander der Bekenntnisse waren damit besiegt.

Der Augsburger Vertrag sorgte für Frieden. Einige Aspekte aber blieben außen vor, andere kamen hinzu und führten schon bald zu neuem Zwist. Etwa: die Anerkennung des Calvinismus als eigenständige Kirche; das Reformationsrecht der Reichsstädte; die Säkularisierung von Klöstern in den Ländern der Protestanten. Und: der „Geistliche Vorbehalt“.

Gemäß diesem „Vorbehalt“ mussten zum Protestantismus übergetretene geistliche Reichsstände ihr Amt und ihr Territorium an die Katholiken abtreten.

Der Zugang zu geistlichen Fürstentümern war Protestanten damit verwehrt, weshalb sie fortan verbittert für eine Abschaffung des „Vorbehalts“ stritten.

Auch die Formel „cuius regio eius religio“ führte zu gefährlichen Spannungen. Weil jeder Untertan, der sich dem Religionswechsel seines Landesherrn verweigerte, nun seine Heimat verlassen musste. So irrten immer wieder Züge von Glaubensflüchtlingen durch das Reich, um in Ländern ihres Bekenntnisses um Aufnahme zu bitten. Manchen Lutheraner verschlug es gar ins Ausland, etwa nach Schweden, das bereits seit 1527 protestantisch war.

Das Heilige Römische Reich deutscher Nation war eingebunden in die Staatenwelt Europas. Und die engen fürstlichen Verwandtschaften machten

Imposant wirken die Bauten der Prager Burg (oberes Bild). Nicht weniger gewaltig ist die Metropole auf der gegenüberliegenden Seite der Moldau (darunter, rechts die Burg): Böhmens Kapitale ist mit etwa 100 000 Einwohnern die größte Stadt des römisch-deutschen Reiches. In dieser Region leben Angehörige der verfeindeten Religionen dicht beisammen





internationale Politik im frühen 17. Jahrhundert zur Familiensache: Der König von England etwa war mit einer Schwester des Königs von Dänemark vermählt. Der protestantische König von Schweden, dessen katholische Verwandte Polen regierten, hatte eine brandenburgische Prinzessin zur Frau. Und Ludwig XIII., ab 1610 König von Frankreich, war mit der Tochter Philipps III. von Spanien verheiratet, die aber den Namen Anna von Österreich trug.

Häufig, aber keineswegs immer ging damit der konfessionelle Schulterschluss einher: Die Lutheraner im Reich zählten auf Schweden und auf Dänemark, die Calvinisten auf die nördlichen Niederlande sowie die Schweiz und die Hugenotten in Frankreich. Umgekehrt war das von den Habsburgern und dem bayerischen Geschlecht der Wittelsbacher angeführte Lager der deutschen Katholiken mit dem Papst und dem habsburgischen Spanien im Bund.

Die Konfessionsfrage und die auswärtigen Beziehungen hatten sich untrennbar miteinander verwoben. Doch noch galt der Augsburger Religionsfrieden, noch waren die Landesherren allerorten um Ausgleich bemüht.

UM DAS JAHR 1600 aber betritt auf katholischer Seite eine neue Generation strenggläubiger Fürsten die politische Bühne des deutschen Reichs: Maximilian von Bayern bei den Wittelsbachern, Ferdinand von Innerösterreich bei den Habsburgern.

Maximilian ist 1573 in München geboren und wird 1597 Herzog von Bayern. Ferdinand kommt 1578 in Graz zur Welt und regiert ab 1595 als Erzherzog Innerösterreich.

Die Wege von Maximilian und Ferdinand kreuzen sich 1590 an der Universität der Jesuiten in Ingolstadt, wo die miteinander verwandten Fürstensöhne studieren. Sie schließen Freundschaft, eint sie doch ein kompromissloser Katholizismus. Die beiden wollen die Einheit des Glaubens im Abendland wieder-

herstellen. Bald werden sie im Lager der deutschen Katholiken den Ton angeben.

Und es ist ein unversöhnlicher, ein zunehmend kriegerischer Ton.

Auch der amtierende Kaiser Rudolf II. von Habsburg findet sich mit dem Erstarken der Protestanten nicht ab. Am 3. August 1607 verhängt er die Reichsacht über Donauwörth, weil ihre protestantischen Bürger gewaltsam eine Prozession der Katholiken verhindert haben.

Er entzieht der Stadt damit alle Rechte, die katholische Minderheit soll vor Übergriffen der Protestanten geschützt werden. Mit der Ausführung seines Befehls beauftragt der Kaiser Maximilian von Bayern – obwohl die Reichsstadt Donauwörth (siehe Seite 165) nicht zum bayerischen Reichskreis zählt. Ein glatter Rechtsbruch.

Dennoch setzt Maximilian 1650 Mann in Marsch. Kampflos besetzen die bayerischen Truppen Donauwörth, übergeben die evangelische Pfarrkirche den Jesuiten. Protestantische Gottesdienste sind in der Stadt fortan verboten.

Die evangelischen Reichsstände protestieren, und auf dem Reichstag zu Regensburg im Januar 1608 fordern sie den sofortigen Abzug der Bayern. Vergebens. Unverrichteter Dinge geht das Gremium auseinander. Ohne „Abschied“. Das heißt: ohne Beschluss. Rechtsstreitigkeiten bleiben ungeklärt.

Die Stände suchen daraufhin andere Wege, ihre Interessen zu wahren: Am 14. Mai 1608 gründen die protestantischen Reichsfürsten – angeführt von der Kurpfalz, ohne das traditionell kaisertreue Kursachsen – die protestantische „Union“. Deren Armee soll im Ernstfall 20 000 Mann aufbringen.

Im Jahr darauf schließen auch die Katholiken ein solches Schutzbündnis: die „Liga“. Sie steht unter der Leitung Maximilians von Bayern. Der spanische König und die römische Kurie sagen dem Herzog dafür sogleich erhebliche Finanzmittel zu. Die Vorbereitungen haben begonnen, um zur Not den eigenen Glauben zu verteidigen. Immer unver-



Im Veitsdom auf der Prager Burg

krönen die Böhmen am 4. November 1619 Friedrich V. zum König. Die Adeligen hoffen, dass nichtkatholische Mächte wie England und Schweden sie nun in ihrem Kampf gegen die Habsburger unterstützen werden, da Friedrich mit diesen beiden Monarchien verwandschaftlich verbunden ist. Doch die Hilfe bleibt weitgehend aus. Stattdessen schmiedet der Kaiser eine Militärrallianz gegen Böhmen

söhnlicher stehen sich die beiden konfessionellen Lager gegenüber.

Und in keinem Land der Habsburger herrschen so viel Hass und Misstrauen wie im Königreich Böhmen, in dem der Augsburger Religionsfrieden von 1555 nicht gilt. Wie unter einem Brennglas bündeln sich dort die konfessionellen und die politischen Konflikte. Denn nirgendwo sonst im Reich der Habsburger leben derart viele und tief verfeindete Religionen so eng zusammen. Lutheraner, Katholiken, Juden, Calvinisten, Hussiten. Zudem residiert der habsburgische Kaiser des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation (der zugleich König von Böhmen ist) derzeit in Prag.

Der im Jahr 1609 herrschende Kaiser Rudolf II. ist unverheiratet, der Fortbestand seiner Dynastie daher nicht gesichert. Als sein machthungriger Bruder Matthias in Böhmen einmarschiert, nutzen die protestantischen Stände ihre Chance gegen den schwachen Kaiser. Sie erzwingen Religionsfreiheit.

Rudolf erreicht mit seinem Bruder zwar einen Kompromiss: Erst nach seinem Tod soll Matthias König in Prag werden. Die Gewinner des Bruderstreits sind jedoch die protestantischen Stände Böhmens: Mit dem Majestätsbrief vom

9. Juli 1609 garantieren der Kaiser die Freiheit ihres Glaubens. Sie dürfen fortan eigene Kirchen errichten und bei Angriffen auf ihre Rechte sogar ein Gremium einberufen, das direkt an den Kaiser berichtet. So schaffen sich die Protestanten in Böhmen nach und nach eigene Institutionen.

Zweieinhalb Jahre später stirbt Rudolf II. Sein Bruder Matthias wird zum Kaiser des römisch-deutschen Reiches gekrönt – und verlegt die kaiserliche Residenz unverzüglich von Prag zurück nach Wien. 1617 lässt Matthias seinen Cousin, den Jesuitenschüler Ferdinand, zum König von Böhmen wählen.

In sechs Jahren erleben die Böhmen also drei Könige – und einen deutlichen Wandel. Denn im Gegensatz zu Rudolf verfolgen Matthias und Ferdinand eine strikte Rekatholisierung des Landes: Im November 1617 etwa beendet eine königliche Weisung Ferdinands die Selbstständigkeit der Prager Stände.

Alle Entscheidungen, so die Order, seien fortan letztlich von der Böhmischem Kanzlei des Königs und den Stattthaltern des Kaisers zu treffen – also von Katholiken. Zwei evangelische Kirchen werden geschlossen, eine sogar abgerissen. Die Protestanten sehen den Majes-



Mit der Hellebarde können Fußsoldaten Hiebe und Stöße ausführen – und Reiter vom Pferd zwingen

tätsbrief verletzt; ihr Unmut gegenüber Kaiser und König wächst.

Am 5. März 1618 treffen sich die nichtkatholischen Stände in Prag. Sie beschließen, sich mit den Beschwerden direkt an Kaiser Matthias zu wenden. Am 21. Mai will man erneut zusammenkommen, um über dessen Reaktion zu beraten. Die Antwort kommt unverzüglich: Der Kaiser verbietet brusk und unter deutlichen Drohungen die geplante Versammlung. Damit ist für die Protestanten das Maß voll.

Trotz des Verbotes treffen sich die Adeligen, um ihren Protest gegen die Politik von König und Kaiser zu formulieren. Graf Thurn und einige andere Edelleute aber haben weitaus mehr im Sinn als eine schlichte Protestnote. Sie befürchten, dass die Habsburger ihnen die Eigenständigkeit nehmen werden.

Haben Böhmens Protestanten nicht bereits ihr Recht auf Religionsfreiheit verloren? Die Stände ihren Anspruch auf Regierungsbeteiligung? Was soll noch geschehen? Das Zeichen muss deutlich sein. Es muss wirken. Am besten: weit über die Grenzen Böhmens hinaus.

Und so zieht eine Abordnung Radikaler am 23. Mai 1618 auf die Prager Burg. Unter der Regie des Grafen Thurn nehmen die Ereignisse am geöffneten Fenster der Ratskanzlei ihren insgeheim verabredeten Lauf.

Der Bruch mit Habsburg ist vollzogen. Das verhängnisvolle Räderwerk der Eskalation kommt in Gang.

EINEN TAG NACH dem Prager Fenstersturz übernehmen 30 Direktoren die Regierung, ein protestantischer Landtag

ernennt den Grafen Heinrich Matthias von Thurn zum Oberbefehlshaber des Ständeheers. Kurz darauf veranlasst die Regierung der Protestanten die Ausweisung der Jesuiten aus Prag. Weil sie als die Prediger der Gegenreformation gelten. Ihr Vermögen, ihre Liegenschaften werden beschlagnahmt. Zugleich beginnen die Zurüstungen für eine Armee der protestantischen Stände.

Bereits im Juni 1618 verfügt Böhmen über ein kleines Heer. 3000 Fußsoldaten, 1000 Reiter. Mit diesen Truppen marschiert Thurn in den Süden des Landes, gegen die beiden Städte Budweis und Krumau, die sich zuvor dem Kampf gegen König und Kaiser verweigert hatten.

Der Konflikt weitet sich aus. Mit einigen Scharmützeln tief in der böhmischen Provinz. Und sehr zur Überraschung des Kaisers, der nicht darauf vorbereitet ist. Einige seiner Berater in Wien treten für Verhandlungen mit den „Rebellen“ ein. Der Kaiser laviert.

Doch sein Cousin Ferdinand – der de facto entmachtete König von Böhmen – will eine andere Lösung: Krieg.

Ferdinands Offensive beginnt im August 1618. Mit 14 000 Soldaten ziehen die Habsburger durch Mähren nach Böhmen. Das unterlegene protestantische Ständeheer kann nicht verhindern, dass sich die katholischen Truppen dort festsetzen. Die Kämpfe schleppen sich bis in den Winter 1618/1619.

Am 20. März 1619 stirbt Kaiser Matthias nach längerer Krankheit. Ferdinand will sein Nachfolger werden. Der Zöglung der Jesuiten, der plant, den römischen Glauben in allen Landen des Hauses Österreich uneingeschränkt wiederherzustellen. Damit wäre er für die „Rebellen“ ein noch gefährlicherer Gegner.

Am 31. Juli 1619 verabschieden die böhmischen Stände ihre Verfassung, die „Confoederatio Bohemica“ („Böhmischa Konföderation“). Die Macht des gewählten Königs, der diesen neuen protestantischen Ständestaat repräsentiert, wird dabei stark eingeschränkt. Später



Mit Kanonen wie dieser versuchen die böhmischen Soldaten ihre Stellungen bei Prag zu verteidigen

Am 8. November 1620 stehen sich die Truppen der kaiserlichen Koalition und der protestantisch-böhmisichen Armee Friedrichs V. gegenüber. Dieser Stich von 1635 zeigt, wie die Kavallerieeinheiten der Kaiserlich-Katholischen und deren Infanterieverbände – mit ihren dichten Wäldern aus Piken – aufmarschieren (vorn) und am Hang des Weißen Berges gegen die Protestanten kämpfen (Mitte). Die kaiserlich-katholische Allianz gewinnt die Entscheidungsschlacht, anschließend übernehmen die Habsburger erneut die Macht in Böhmen





einmal, so träumt man in Prag, könnte aus diesem Bund sogar eine Vereinigung aller protestantischen Stände Europas entstehen. Kurz darauf beschließt die neue Regierung, König Ferdinand offiziell abzusetzen und zur Absicherung ihrer „Confoederatio“ einen passenden Monarchen zu suchen.

Das Vorhaben ist radikal und beispiellos. Denn Böhmen besitzt von alters her eine der sieben Kurwürden. Und ein protestantischer König in Prag würde die konfessionellen Verhältnisse unter den Kurfürsten des Reiches umkehren – den vier katholischen Kurfürsten stehen ja drei protestantische gegenüber.

Käme ein Protestant auf den böhmischen Thron, wären die drei katholischen Kurfürsten mit vier protestantischen konfrontiert. Unter solchen Umständen aber wäre selbst die Krönung eines Nichtkatholiken zum deutschen Kaiser möglich.

Niemals könnten die Habsburger die böhmische Krone aufgeben, ohne zugleich ihr eigenes Kaisertum zu gefährden. Dennoch stellt die Ständeregierung in Prag mehreren Konkurrenten der Habsburger die böhmische Krone in Aussicht. Dem Herzog von Savoyen. Dem Fürsten von Siebenbürgen. Johann Georg von Sachsen. Alle zögern jedoch, aus Furcht vor den Konsequenzen.

Nur Friedrich V. von der Pfalz, der Anführer der protestantischen „Union“, ist bereit, die böhmische Krone anzunehmen – wenn auch mit Bedenken.

Er stellt sich damit gegen den Kaiser, gegen das Reich, vertraut aber auf die Unterstützung der protestantischen Mächte Europas. Der Calvinist aus Heidelberg, der viel Zeit in Frankreich und England verbracht hat, ist gerade 23 Jahre alt.

König Ferdinand weilt im Spätsommer 1619 in Frankfurt. Dort sollen die sieben Kurfürsten den Nachfolger von Kaiser Matthias wählen. Ferdinand gilt als Favorit.

Am 19. August erklärt die Prager Regierung Ferdinand für abgesetzt. Ihre

politischen Hoffnungen richten sich nun vor allem auf Friedrich V. Er scheint den Ständen ein idealer Anwärter für die Krone Böhmens. Denn der Kurfürst von der Pfalz ist der Schwiegersohn des protestantischen Königs Jakob von England. Neffe des niederländischen Statthalters Moritz von Oranien und eng verwandt mit dem schwedischen Monarchen Gustav II. Adolf.

Mit Friedrich, so glaubt man in Prag, ist Böhmen die Hilfe der protestantischen Mächte in Europa sicher.

UM DIE MITTAGSZEIT des 27. August 1619 dröhnen Kanonensalven über Prag. Die Stände haben einen neuen böhmischen König: Friedrich V. von der Pfalz.

Einen Tag später wählen die Kurfürsten zu Frankfurt den neuen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation: Ferdinand II.

Am 31. Oktober trifft Friedrich V. mit einem Hofstaat von 600 Personen von der Pfalz aus in Prag ein. Während der Unabhängigkeitskampf gegen die Habsburger draußen im Land andauert.

Die Krönung zum König findet am 4. November im Dom von St. Veit statt. Jener Kathedrale, die nur wenige Wochen später auf Veranlassung von Friedrichs Hofprediger „gereinigt“ wird.

Dabei vernichten die calvinistischen Bilderstürmer prächtige sakrale Kunstwerke. Freunde macht sich der neue König dadurch kaum. Auch nicht unter den reformierten Böhmen.

Kaiser Ferdinand indes denkt nicht daran, seine Enthronierung als böhmischer König hinzunehmen. Er will den Krieg nach Prag tragen und die Ständeregierung mitsamt ihrem calvinistischen Gegenkönig davonjagen. Damit die Habsburger und die römische Kirche wieder über Böhmen herrschen.

Die Fürsten der katholischen „Liga“ akzeptieren Friedrich nicht als König. Aber selbst die protestantische „Union“ geht auf Abstand – ihre Mitglieder wollen sich nicht in den Konflikt hineinziehen lassen. Der lutherische Kurfürst



Ende 1622 besetzen die kaiserlich-katholischen Truppen die Stammälle Friedrichs V., die Pfalz. Wie zuvor versprochen, verleiht Kaiser Ferdinand II. kurz darauf Herzog Maximilian von Bayern als Dank für seine militärischen Erfolge die pfälzische Kurwürde (oben). Der Bayer hält nun einen der sieben Sitze im privilegierten Gremium der Kurfürsten, die jeden neuen Kaiser wählen. Dass Ferdinand mit diesem Schritt die Herrschaftsregeln des Reiches verletzt, verstimmt selbst Katholiken. Die Protestanten aber empört und ängstigt es. Auch deshalb verbinden sich viele von ihnen mit dem dänischen König Christian IV., der 1625 als Schutzherr der niedersächsischen Protestanten im Reich aufmarschiert

von Sachsen. Kaiser und Reich treu ergeben, stellt sich sogar auf die Seite der Habsburger.

Auch der König von Schweden ist nicht bereit, sich für Friedrich zu schlagen: Er fürchtet, sein Konflikt mit den Polen könnte wieder aufflammen. Und selbst der englische König fordert aus Sorge um das politische Gleichgewicht in Europa seinen Schwiegersohn auf, Böhmen unverzüglich zu räumen. Einzig der calvinistische Moritz von Oranien sichert Unterstützung zu.

Friedrich ist weitgehend isoliert.

Kaiser Ferdinand aber mobilisiert seine Truppen, lässt das „Liga“-Heer aufstellen, und verspricht dessen Anführer, Herzog Maximilian von Bayern, die Erstattung sämtlicher Kriegskosten. Zudem sagt er dem Bayern die eroberten Gebiete mit allen Einkünften als Pfand zu.

Dasbrisanteste Geschenk aber macht der Kaiser dem Herzog nur mündlich: Bei Erfolg soll Maximilian die Oberpfalz und Teile der Kurpfalz erhalten – Gebiete, die zu den Stammallen Friedrichs V. gehören. Und er will ihm sogar

dessen Kurwürde übertragen. Ein eklatanter Eingriff in die bisher gültige Ordnung. So eigenmächtig darf kein Kaiser eine Entscheidung treffen, durch die sich die Machtverhältnisse im Reich von Grund auf verändern.

Auf dem Würzburger „Liga“-Tag im Dezember 1619 beschließen die Teilnehmer, 21 000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter gegen die Böhmen aufzustellen. In Maximilians Auftrag soll General Johann Tserclaes von Tilly die Truppen der „Liga“ führen.

Der kampferprobte Brabanter Tilly, bereits 60 Jahre alt und zuvor in den spanischen Niederlanden, in Frankreich, in Ungarn aktiv, ist wie Kaiser Ferdinand und Herzog Maximilian ein Jesuitenschüler. Auch er ist von religiösem Eifer beseelt, verehrt die Jungfrau Maria und will die Einheit der Christenheit unter dem Dach Roms wiederherstellen.

Um jeden Preis.

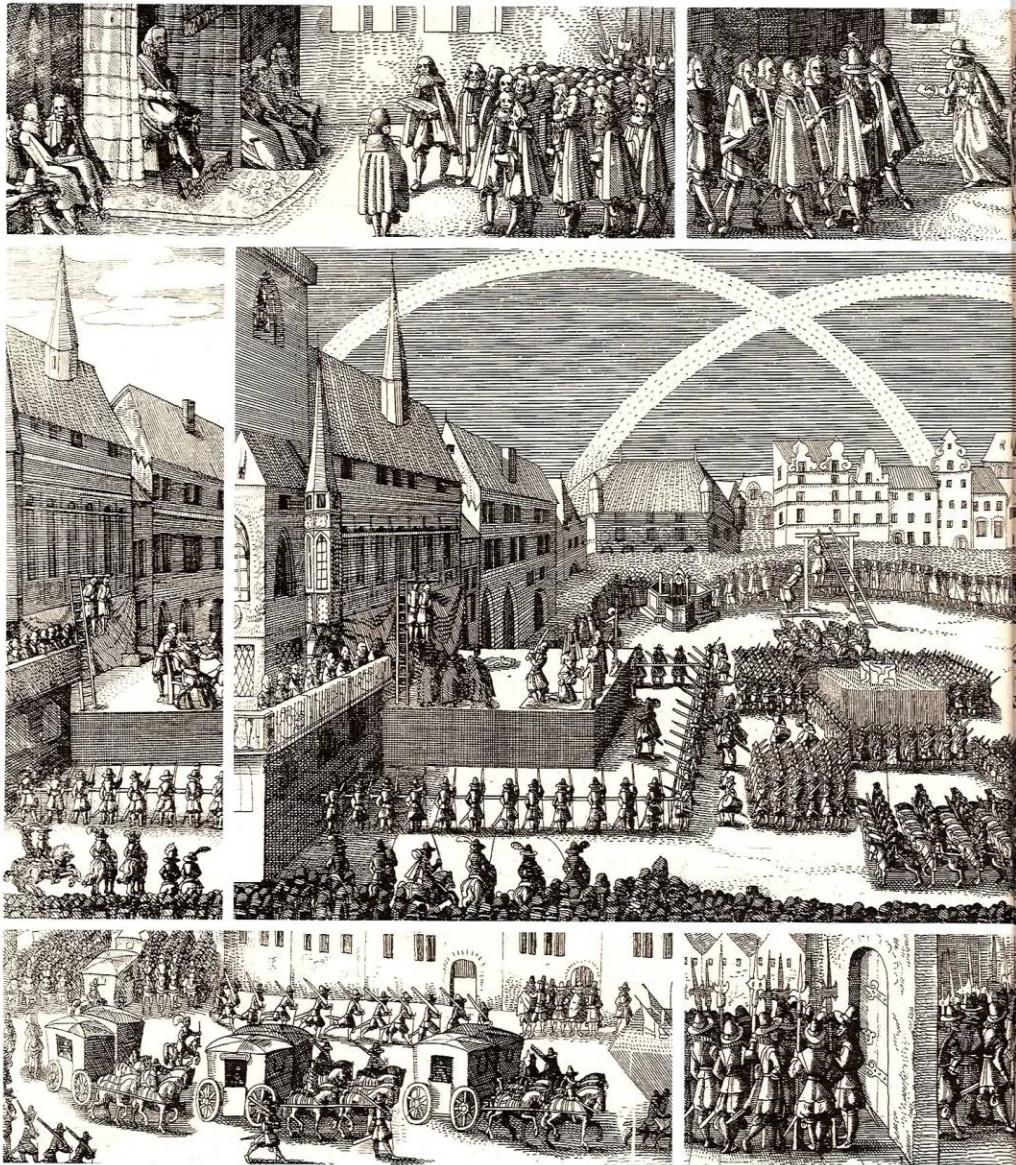
DER SCHLACHTPLAN der kaiserlichen Koalition sieht vor, Friedrich aus drei Richtungen zugleich anzugreifen.

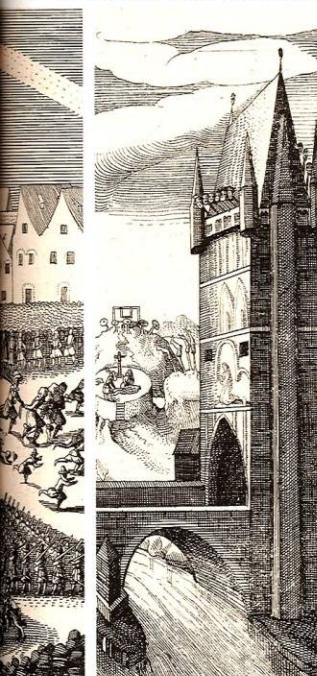
Der sächsische Kurfürst soll Schlesien, die Ober- und die Niederlausitz attackieren. Erzherzog Albert, der spanische Statthalter in den Niederlanden, mit einem Heer gegen die Pfalz vorrücken. Und der Herzog von Bayern mit der Armee der „Liga“ und zusätzlichen Truppen des Kaisers den Hauptstoß ge-



Die handlichsten Feuerwaffen sind Radschlosspistolen wie diese von etwa 1630. Kavalleristen kämpfen damit

Die gefährlichste Waffe der Fußsoldaten ist die Muskete. Oft mehr als anderthalb Meter lang, wird sie über einen Luntensmechanis





gen Böhmen führen. Außerdem kommt eine diplomatische Übereinkunft Ferdinand zupass: Am 3. Juli 1620 schließen „Liga“ und „Union“ in Ulm einen Nichtangriffspakt.

Der Vertrag untersagt der „Liga“ jedoch nicht, dem Kaiser im Krieg gegen Böhmen beizustehen. Denn Böhmen ist kein Mitglied der „Union“. Daher ist diese auch nicht verpflichtet, den protestantischen Ständen von Prag beizustehen.

Für die böhmischen Stände ein fataler Kontrakt.

Wenig später schlägt die kaiserliche Koalition zu. Im August drängt eine 22000 Mann starke Armee der spanischen Niederlande in die Pfalz. Kurz darauf fallen die Truppen des Kaisers und der katholischen „Liga“ in Böhmen ein. Friedrichs Heer weicht dem Ansturm aus.

Erst am 8. November kommt es am Weißen Berg bei Prag zur Entscheidung. Dort stehen sich die Heere gegenüber. 21000 Mann auf protestantischer, 28000 auf kaiserlich-katholischer Seite.

Am frühen Morgen greifen die Kaiserlichen an. Im dichten Nebel. Polnische und wallonische Reiter überfallen ein Dorf am Fuß des Weißen Bergs und metzeln dort schlafende Ungarn nieder.

Obwohl zahlenmäßig unterlegen, bemüht sich die protestantische Armee, ihre Stellungen auf der Kuppe des Berges zu halten. Der Schlachtruf der Katholiken hallt wider von den Hängen des Weißen Berges: „Maria!“ Dann setzen sich Tillys Truppen in Bewegung – eine Wand aus Piken und Musketen. So rücken sie vor, bergauf und über den bereits

In Böhmen geht der Kaisér rigoros gegen die geschlagenen Protestanten vor. Bereits im Sommer 1621 lässt er die Anführer der Revolte des Hochverrats anklagen. Dieser zeitgenössische Kupferstich illustriert, wie zunächst die Richter in der Burg die Todesurteile verkünden (ganz oben). Eine Eskorte (unten) bringt die Verurteilten zum Altstädter Ring, wo sie öffentlich hingerichtet werden (Mitte, großes Bild). Die Köpfe der Getöteten stecken kaiserliche Büttel zur Abschreckung an die Traufe des Brückenturms (Mitte, ganz rechts)

mit Leichen bedeckten Hang. Über aufgeschlitzte, zerfetzte, zertretene Körper.

Nur zwei Stunden dauert die Schlacht. Tausende von Soldaten bleiben auf dem Berg liegen. Die überlebenden Protestanten desertieren. Fliehen in Scharen vor den siegreichen Truppen des Kaisers.

Die Herrschaft der protestantischen Stände in Böhmen bricht zusammen. Und mit ihr das Königtum von Friedrich V. Am Morgen des 9. November 1620 macht sich der „Winterkönig“, dessen Regierung gerade mal ein Jahr währte, aus Prag davon.

Der Kaiser obsiegt – aber er macht sich neue Feinde. Darunter mehrere ausländische Monarchen

Wenige Stunden später hält Maximilian von Bayern Einzug in der böhmischen Hauptstadt. Schwer beladene Wagen mit den Schätzen sowie die böhmische Krone fallen ihm in die Hände. Zudem Friedrichs gesamte Korrespondenz.

Im Namen des Kaisers empfängt Maximilian am 13. November die Huldigung der böhmischen Stände. Die Protestanten müssen vor dem Katholiken niederknien. Und jeder begreift es: Am Weißen Berg hat der Katholizismus über die „Ketzer“ gesiegt. Und der Fürstensitz über die Regierung der Stände.

In Prag morden und plündern die Soldaten des Kaisers und der „Liga“ tagelang. Erst am 15. November endet der Terror gegen die Bevölkerung.

Noch im gleichen Monat annulliert der Kaiser den Majestätsbrief – jenes Dokument, dass den Böhmen Freiheiten in der Politik einräumte und im



Glauben. Es heißt, Ferdinand habe dieses Edikt der Toleranz und des religiösen Friedens eigenhändig mit einer Schere zerschnitten. So beginnt die Rekatholisierung Böhmens.

Die römische Kirche schickt Missionare in das Land, katholische Schulen werden wieder aufgebaut oder neu eröffnet. Dann stellt die habsburgische Obrigkeit alle protestantischen Bürger vor die Wahl: katholische Taufe oder Verlust aller Besitzes und Ausweisung. Im Lauf der kommenden Jahre werden so Zehntausende Protestanten aus Böhmen vertrieben.

Wegen „Unterstützung rebellischer Untertanen“, „Landfriedensbruch“ und „Majestätsbeleidigung“ verhängt Kaiser Ferdinand am 29. Januar 1621 die Reichsacht über Friedrich V., der Fürst ist damit recht- und ehrlos, seine Untertanen von allen Pflichten ihm gegenüber entbunden.

In den Wochen darauf verhaften die kaiserlichen Büttel all jene Anführer der „Rebellion“, die sie ergreifen können (Graf Thurn ist rechtzeitig geflohen). Dann beginnt das große Tribunal. Die Anklage: Hochverrat.

Am 19. Juni 1621 verkünden die Richter die Urteile. In der Reichskammer der Prager Burg. Und damit genau über jenem Saal, in dem gut drei Jahre zuvor die Statthalter des Kaisers aus dem Fenster gestürzt worden sind.

29 Anführer der Ständerevolte urteilt der Gerichtshof ab. Und verhängt 27 Mal die Todesstrafe. Die Delinquenten sollen auf dem Altstädter Ring hingerichtet werden. 24 durch das Schwert des Henkers, drei durch den Galgen.

Am 21. Juni 1621 gegen fünf Uhr morgens und im Wirbel der Trommeln besteigt in Prag der erste der zum Tod durch das Schwert Verurteilten das Blutgerüst. Die Tribüne auf dem Altstädter Ring ist mit schwarzem Tuch bespannt. In ihrer Mitte steht der Richtblock. Der Lärm der Trommeln verebbt, und für einen Moment herrscht Stille. Dann fällt der erste Kopf.

Moritz von Oranien, Oberbefehlshaber der Vereinigten Niederlande, ist einer der wenigen Protestanten, die Friedrich V. von Anfang an unterstützen. Er nimmt den flüchtenden Pfälzer schließlich auf

Vier Stunden arbeitet der Henker.

Die Häupter der Hingerichteten pfählt man auf dem Altstädter Brückenturm. Zur Abschreckung. Und als Symbol der protestantischen Niederlage. Zwölf Köpfe werden zehn Jahre dort stecken.

KAI SER FERDINAND HAT in Böhmen gesiegt. Unangefochten ist er wieder König. Und im Land herrscht die römische Religion. Doch das brutale Vorgehen des Kaisers gegen die Nichtkatholiken verschärft die konfessionelle Spaltung des Reiches. Denn viele deutsche Protestanten befürchten nun auch für ihre Länder eine „böhmische Lösung“.

Zwar wird 1623 jener Krieg beendet, den die Böhmen und ihr kurpfälzischer König gegen die Habsburger geführt haben – nicht aber der Konflikt der Protestanten gegen den deutschen Kaiser und dessen spanische Verwandte. Im Zentrum Europas herrscht kein Frieden.

Bereits zwei Jahre zuvor ist der Unabhängigkeitskrieg der calvinistischen Vereinigten Niederlande gegen das katholische Spanien wieder aufgelodert (siehe Seite 44). Die verfeindeten Parteien haben sich auch nach einem zwöljfährigen Waffenstillstand nicht einigen können.

Das spanische Heuptheer zieht nun von der Pfalz, die es größtenteils besetzt gehalten hat, durch das Heilige Römische Reich nach Norden, um die abtrünnige calvinistische Händlerrepublik von der Landseite her anzugreifen. Zudem hat Den Haag dem „Winterkönig“ Friedrich V. Zuflucht gewährt – jenem Fürsten, der es gewagt hat, sich gegen das Haus Habsburg zu stellen.

Und noch immer sind Teile der Pfalz in der Gewalt spanischer Truppen. Auch die katholische „Liga“ steht mit einem Heer am Neckar. Neue protestantische Armeeführer versuchen, die Erblände des Kurfürsten Friedrich zurückzuerobern. Ende 1622 gelingt es dem Herzog von Bayern und General Tilly, die Kurpfalz einzunehmen. Damit gerät Heidelberg, das Zentrum des deutschen Calvinismus, in katholische Hand.

Für den Zweikampf führen viele Infanteristen einen solchen Dolch mit sich



Maximilian von Bayern ist der große Profiteur. Er gewinnt neue Gebiete für sein Herzogtum, darunter die Oberpfalz. Und am 23. Februar 1623 überträgt ihm der Kaiser in Regensburg tatsächlich wie versprochen die pfälzische Kurwürde.

Doch das lässt weder die deutschen Protestanten noch die europäischen Mächte ruhen. Zu groß ist die Amtsanmaßung des Kaisers gewesen. Sollten

sich die spanischen und die österreichischen Habsburger dauerhaft verbünden, wären vor so viel Allmachtsgewalten auch die Nachbarstaaten nicht sicher.

Die letzte Schlacht des Böhmischo-Pfälzischen Krieges wird im Münsterland geschlagen. Am 6. August 1623 besiegen die Truppen der „Liga“ bei Stadtlohn das Heer der Protestanten.

Der Weg der Kaiserlich-Katholischen nach Norden ist frei.

Daraufhin erklärt sich König Christian IV. – zugleich auch Herzog von Holstein – zum Schutzherrn der protestantischen Sache und wird im April 1625 zum Heerführer der niedersächsischen Protestanten gewählt. Im Juni marschiert er entlang der Weser Richtung Süden, finanziell unterstützt von England und den Vereinigten Niederlanden (siehe Seite 42). Ihm sendet der Kaiser ein Heer

unter dem Oberbefehl General Wallensteins entgegen (siehe Seite 72).

Und damit wächst sich jener Kampf zwischen Katholiken und Protestanten, der 1618 als Revolte böhmischer Adeliger gegen das Haus Habsburg begonnen hat, aus zu einem Jahrzehnte währenden Konflikt. Zum großen Krieg gegen die drohende Universalmonarchie eines katholischen Herrschergeschlechtes, in dem fast alle europäischen Mächte auf deutschem Boden miteinander ringen werden. Einem Krieg, den niemand ernsthaft beenden will, solange er das selbst gesteckte Ziel nicht erreicht hat.

Einem Krieg, in dem es um Religion geht. Und damit in Wahrheit um nichts als die Macht. □

Den studierten Religionswissenschaftler Walter Saller, 51, interessierte bei den Prager Ereignissen vor allem die Verschränkung von Macht und Glaube.

Literatur: Hans Sturmberger, „Aufstand in Böhmen: Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges“, Oldenbourg Verlag (antiquarisch); noch immer ein Standardwerk zum „Prager Fenstersturz und den ersten Kriegsjahren“. Eliška Fučíková u.a. (Hrsg.), „Rudolf II. und Prag: Kaiserlicher Hof und Residenzstadt als kulturelles und geistiges Zentrum Mitteleuropas“, Verlag Prager Burg; gute Aufsatzsammlung.

ANZEIGE

Konzentrierter. Belastbarer. Ausgeglichener.

Aktivieren Sie Ihre Kraftwerke der Konzentration. Konzentration ist Ihre Eintrittskarte zu geistiger Fitness – und die können Sie stärken und zur Höchstform bringen. Ihr Gehirn hat das Potenzial, ein Leben lang konzentriert und geistig aktiv zu sein. Die Energie dazu liefern Ihnen Ihre 100 Milliarden Gehirnzellen. Aktivieren Sie Ihre Gehirnzellen – jetzt NEU auch mit **Tebonin® konzent 240 mg**.



Tebonin®

Mehr Energie für das Gehirn.

Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit.

Tebonin® Konzent 240 mg 240 mg/Filmtabl. Für Erwachsene ab 18 Jahren. **Wirkstoff:** Ginkgo-biloba-Blätter-Trockenextrakt. Anwendungsbereiche: Zur Behandlung von Beschwerden bei hirnorganisch bedingten mentalen Leistungsstörungen im Rahmen eines therapeutischen Gesamtkonzeptes bei Abnahme erworbenen mentaler Fähigkeit (demenzielles Syndrom) mit den Hauptbeschwerden: Rückgang der Gedächtnisleistungsfähigkeit, Merkfähigkeit, Konzentration und emotionalen Ausgeglichenheit, Schwindelgefühle, Ohrenrussen. Bevor die Behandlung mit Ginkgo-Extrakt begonnen wird, sollte geklärt werden, ob die Krankheitsbeschwerden nicht auf einer spezifisch zu behandelnden Grundkrankung beruhen. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Dr. Willmar Schwabe Arzneimittel, Karlsruhe.

Stärkt
Gedächtnisleistung
und Konzentration.

Ginkgo-Spezialextrakt
EGb 761®

- Pflanzlicher Wirkstoff
- Gut verträglich

NEU



Mit der Natur.
Für die Menschen.

Dr. Willmar Schwabe Arzneimittel

www.tebonin.de



Stand: Januar 2008 T/01/08/1

Der Dänenkönig greift ein

1625 stellt sich Christian IV. an die Spitze der niedersächsischen Protestanten, um seinen Einfluss im Reich zu vergrößern. Als deren Heerführer zieht er gegen die Truppen des Kaisers

Am Mittag des 27. August 1626 liegen sich bei Lutter am Barenberge nordwestlich des Harzes zwei Heere gegenüber: Vermutlich am Ufer der Hummecke* hat der kaiserlich-katholische Feldherr Johann Tserclaes Graf von Tilly gut 20 000 Mann aufgeboten; ihm gegenüber stehen die etwa gleich starken Truppen des Dänenkönigs.

Christian IV. hat sich 1625 von Niedersachsens Protestanten zu ihrem Kreisobersten wählen lassen, um als ihr militärischer Führer Krieg gegen den katholischen Kaiser führen zu können: Der dänische König – zugleich Herzog von Holstein – will seinen Einfluss im Reich ausweiten.

Um etwa 13 Uhr eröffnet Tilly die eigentliche Schlacht, als er je zwei Regimenter Kavallerie und Infanterie gegen den linken Flügel der Protestanten vorrücken lässt. Wie die spanischen Heere, lange Zeit Vorbild aller europäischen Armeen, greifen Tillys Fußtruppen in „Tercios“ an: vier-eckigen Blöcken mit einer Stärke von 1500 oder mehr Soldaten, mindestens 50 Mann in der Breite, bis zu 30 Reihen

tief. Neben den mit Spießen ausgerüsteten Pikenieren marschieren mit Gewehren bewaffnete Musketiere.

Den Vorstoß der kaiserlichen kann Christian IV. zunächst abwehren. Dann macht er einen entscheidenden Fehler: Er gibt seine eigentlich defensive Position auf und attackiert nun selbst. Tilly schlägt den Gegner zurück und greift schließlich von allen Seiten an. Christian ist geschlagen und muss fliehen.

Der Dänenkönig verliert rund 4000 Mann, etwa ebenso viele werden gefangen genommen oder desertieren; Tilly meldet 700 Gefallene. Christian setzt den Krieg fort, wird nach weiteren Niederlagen nach Dänemark zurückgedrängt. 1629 kommt es in Lübeck zum Friedensschluss: Holstein bleibt Christian erhalten, doch muss er seine Aktivitäten im Reich fortan auf das Herzogtum beschränken.

Kaiser Ferdinand II. steht nun auf dem Höhepunkt seiner Macht. □

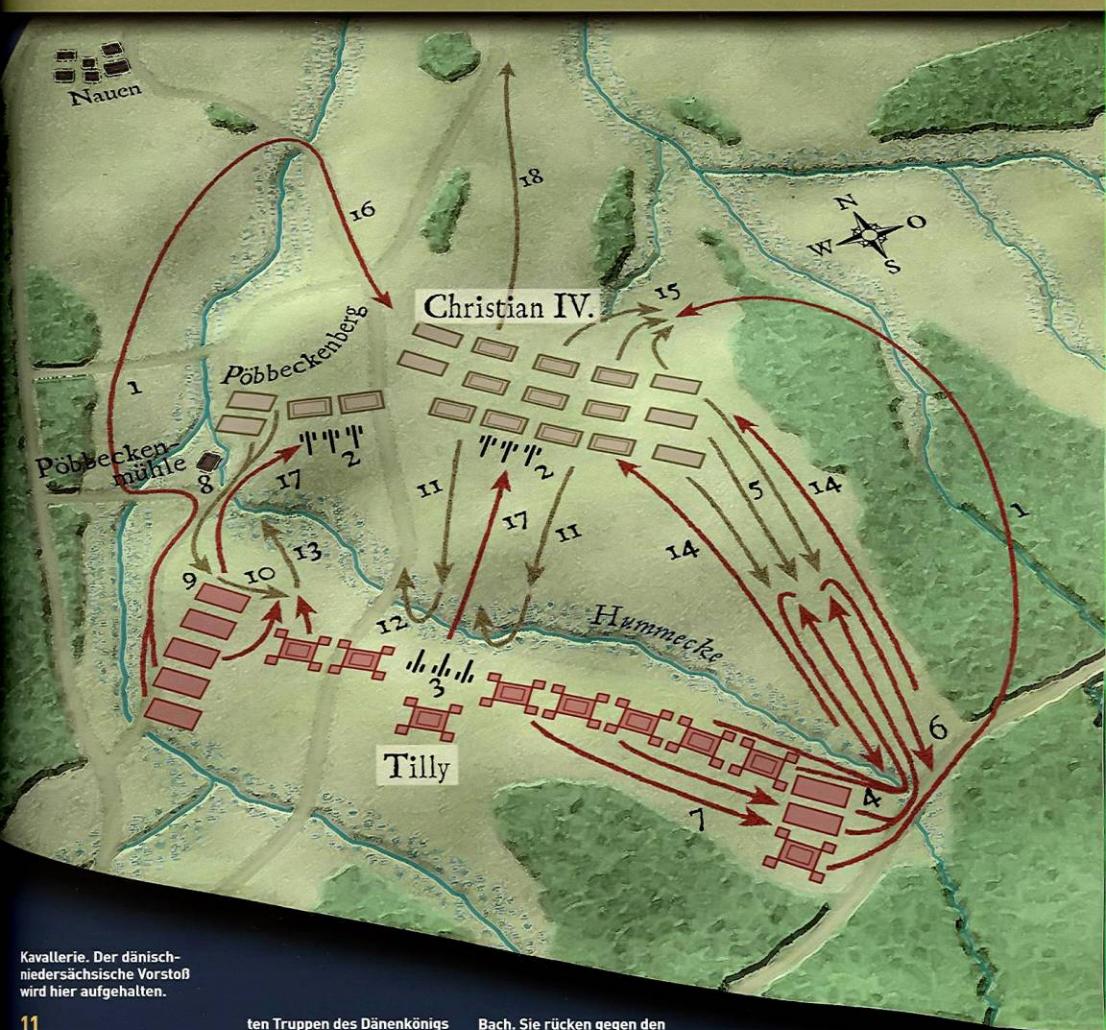
Texte für diese und die folgenden Schlachten von Benjamin Bockholdt, Frank Otto und Stefan Sedlmair; Kartographie: Rainer Drosté.



Infanterie
Kavallerie
Artillerie

* Der genaue Ort der Schlacht ist nicht bekannt. Am wahrscheinlichsten: Sie hat an der Hummecke stattgefunden

- Gegen 10 Uhr: Schon vor Beginn der Schlacht schickt der kaiserlich-katholische Oberbefehlshaber Johann Tserclaes Graf von Tilly mehrere Einheiten los, die das Heer des Dänenkönigs Christian IV. umgehen sollen, um im Laufe des Nachmittags von beiden Flanken anzugreifen.
- Gegen 11 Uhr: Die dänisch-niedersächsische Artillerie eröffnet das Feuer auf die Kaiserlichen.
- Ca. 12 Uhr: Die kaiserliche Artillerie, die jetzt erst in Stellung gegangen ist, erwidert das Feuer.
- Ca. 13 Uhr: Tilly lässt je zwei Regimenter Kavallerie und Infanterie von seinem rechten Flügel losmarschieren. Sie überqueren bei einer am südöstlichen Rand des Schlachtfeldes gelegenen Brücke den Bach Hummecke*.
- Die Kavallerie vom linken Flügel des Dänenkönigs startet einen Gegenangriff. Sie stoppt den Vorstoß des Gegners und drängt drei der vier Regimenter über den Bach zurück. Aber ein kaiserliches Infanterieregiment kann sich als Brückenkopf halten (6).
- Tilly entsendet weitere Infanterieregimenter aus dem Zentrum zur Unterstützung.
- Parallel zu diesen Kämpfen rücken auf dem dänisch-niedersächsischen rechten Flügel zwei Kavallerieregimenter über die Brücke an der Pöbbeckenmühle vor. Ohne Probleme können sie Einheiten der gegnerischen Reiterei auseinandertreiben (9).
- Die Reiter des Dänenkönigs ziehen nach innen, stoßen dabei auf kaiserliche Infanterie und nachrückende gegnerische



Kavallerie. Der dänisch-niedersächsische Vorstoß wird hier aufgehalten.

11
Nun befiehlt der König auch seiner Infanterie im Zentrum den Sturm auf den Feind. Die Fußsoldaten rücken über die Hummecke gegen die kaiserliche Geschützstellung vor.

ten Truppen des Dänenkönigs aufzuhalten und über den Bach zurückzutreiben.

13
Etwa gleichzeitig wendet sich auch an Christians rechtem Flügel das Blatt. Die kaiserlichen Kavalleristen schlagen ihre Gegner zurück und treiben sie in die sumpfige Niederung, wo deren Pferde tief einsinken. Die Befehlshaber der beiden dänisch-niedersächsischen Regimenter fallen.

14
Am anderen Ende des Schlachtfeldes überqueren immer mehr kaiserliche Infanteristen den

Bach. Sie rücken gegen den linken Flügel des Dänenkönigs vor und zwingen dessen Soldaten zu großen Teilen zurück.

15
Nach stundenlangem Vorrücken durch dichte Wälder erreicht eine kaiserliche Infanterieeinheit die hintere linke Flanke der Truppen Christians und kann dort große Teile der dänisch-niedersächsischen Reserve abseits vom Hauptgeschehen in ein Gefecht verwickeln.

16
Gegen 16 Uhr erreicht auch die am Morgen aufgebrochene kaiserliche Kavallerie im

Westen den Gegner. Das Heer des Dänenkönigs wird nun von allen Seiten angegriffen.

17
Gegen 17 Uhr verliert Christian seine Artilleriestellungen an kaiserlichen Truppen, die den Bach im Zentrum und bei der Pöbbeckenmühle überschritten haben.

18
Als auch der Großteil seiner Leibtruppen gefallen ist, entscheidet sich Christian zur Flucht. Die Reste seiner Reiterei schließen sich ihm an.

Jagd auf die



Während Söldnerheere auf dem Kontinent ganze Landstriche verwüsten, führen Spanier und Niederländer ihren Kampf zur See als Kleinkrieg mit

Silberflotte

Ein Konflikt, der bereits seit Generationen währt, trägt den

»Deutschen Krieg« in die Weltmeere: 1621 flammt der Unabhängigkeitskampf der protestantischen **Vereinigten Niederlande** gegen das katholische **Spanien** wieder auf. Nicht nur die Soldaten der Kaufmannsrepublik stellen sich der Großmacht entgegen: Kaperfahrer haben es auf die Reichtümer des Feindes in Übersee abgesehen. Männer wie Piet Heyn, der versucht, den Spaniern ihr

wertvollstes Gut zu rauben – die Silberschätze aus der Neuen Welt



Blockaden und Beutezügen. Das Gemälde gibt ein Gefecht der beiden Nationen wieder, um 1640

F

VON MATHIAS MESENHÖLLER

ast unsichtbar treibt die „Witte Leeuw“ durch die Nacht vor der Küste Kubas. Die Lunte, die tagsüber für die Pfeifraucher an Deck aushängt, ist gelöscht und verstaubt. Schiff und Besatzung sind gerüstet, Musketen, Enterbeile und Spieße an die Männer ausgegeben. Unterhalb der Wasserlinie liegen Bleiplatten bereit, um im Ernstfall Einschusslöcher zu flicken.

Noch hoffen die niederländischen Kaperfahrer auf die spanische Silberflotte. Die Flaute, die sie die vergangenen Wochen über lähmte, hat alle getroffen. Jäger und Beute. Also auch die Schatzschiffe. Niemand weiß genau, wo sie sich in dieser Nacht befinden.

Im Vorschiff der „Witte Leeuw“, in den Hängematten des Mannschaftsquartiers, versucht zu schlafen, wer von den rund 150 Mann Besatzung keine Wache hat. Es ist schwül und eng. Da sie mit Alarm rechnen, ruhen die Männer in ihren Kleidern.

Es ist Anfang September, längst hat die Unwettersaison begonnen. Von Nacht zu Nacht wird es wahrscheinlicher, dass ein Hurrikan die Mannschaft aus dem Schlaf reißt. Die niederländischen Schiffe rollen im Sturm wilder als andere, weil sie einen flacheren, breiteren Boden haben – dafür liegen sie bei normalem Seegang ruhiger und feuern genauer.

Ein Vorteil, der den Niederländern bisher aber nichts genutzt hat. Fast vier Monate sind sie schon auf der Suche nach den Silberschiffen – bislang vergebens. Und immer noch hält ihr Admiral Piet Heyn sie auf diesem Meer, in dem sie keinen Hafen haben und mit jedem Tag die Gefahr wächst, in einem Hurrikan unterzugehen. Neben die Enttäuschung tritt Sorge.

Piet Heyn auf seinem Flaggschiff „Amsterdam“ hat dafür wenig Sinn. Der erfolgreiche Kaperfahrer der Niederlande verfolgt ein großes Ziel: jenen Silberschatz zu rauben, den die Spanier jeden Herbst aus Amerika nach Euro-

pa bringen – und er will es in diesem 1628. Jahr nach der Geburt des Herrn endlich erreichen.

Heyn ist strenger Protestant. Wer dreimal die Morgen- oder Abendandacht an Bord versäumt, wird ausgepeitscht. Kartenspielen oder Fluchen sind verboten. Trotzdem achten, ja verehren ihn seine Leute. Denn außer Gott fürchtet Heyn wenig. Er segelt zwischen feuernde Gegner, sitzt im ersten Enterboot, bevorzugt das Enterbeil gegenüber dem feinen Degen. Er macht mehr Beute als jeder andere. Und er teilt gerecht.

Die Leute kennen seine Geschichte: Sohn eines Seemanns, folgt dem Vater früh aufs Meer – und gerät mit ihm in spanische Gefangenschaft. Die Spanier stecken ihn auf eine Galeere: Vier Jahre lang muss Heyn mit mehreren anderen Ruderern einen etlichen Zentner schweren Riemen bewegen, zum Takt der Trommel. Bei einem Gefangenenaustausch kommen Vater und Sohn frei, doch Heyn fällt dem Feind noch häufiger in die Hände und verbringt den größeren Teil seiner frühen Jahre auf spanischen Schiffen und Festungen. Das hat er nicht vergessen. So wenig wie die Namen seiner Peiniger, darunter ein gewisser Juan de Benavides Bazán.

Seit Kurzem weiß Piet Heyn, dass ebendieser Don Juan der Kommandant der diesjährigen Silberflotte ist.

Gegen Mitternacht hört die Wache der „Witte Leeuw“ Stimmen vor dem Bug. Der Kapitän fürchtet, gegen ein anderes Schiff der niederländischen Flotte zu treiben. Er ruft in die Dunkelheit.

„Qué queréis?“, kommt es zurück: „Was wollt ihr?“

Spanier!

Der Schrei der Wachen dringt bis in die stickigen Quartiere vorschiffs. Soldaten und Seeleute greifen nach ihren Waffen, stürmen an Deck. Von der „Witte Leeuw“ gehen Boote zu Wasser. Das nächtliche Manöver gelingt, die Niederländer entern das feindliche Schiff, bringen wenig später einen Gefangenen auf die „Amsterdam“: es ist der Kapitän der „Nuestra Señora de la Concepción“. Ihre Hoffnung wird Gewissheit: Sie haben tatsächlich die spanische Silberflotte vor sich. Der Traum jedes Kaperfahrers.

FÜR PIET HEYN BEDEUTET die Nachricht weit mehr als nur persönlichen Gewinn. Denn das Silber aus der Neuen Welt benutzt der König von Spanien vor allem dazu, die Söldnerheere zu bezahlen, mit denen er die Vereinigten Niederlande bedroht, die sich gegen die spanische Vorherrschaft aufgelehnt haben. Diese Nacht vom 7. auf den 8. September



Nach Jahren in spanischer Kerkerhaft tritt der Holländer Piet Heyn 1623 in den Dienst der Westindischen Kompanie. Als Admiral auf Kaperfahrt erobert er für die niederländische Handelsgesellschaft Schiff um Schiff und wird in seiner Heimat zum Volkshelden (Holzfigur, um 1650)



1628 konnte nun einen Sieg bringen, vielleicht gar einen Wendepunkt in dem bereits sechs Jahrzehnte währenden Kampf der Niederländer um ihre Unabhängigkeit.

Formal gehören die Gebiete, die in dieser Zeit „Niederlande“ genannt werden und auch Belgien, Luxemburg und Teile Nordfrankreichs umfassen, zum römisch-deutschen Reich. Im 15. Jahrhundert sind sie in den Besitz der Habsburger gelangt. Als im Jahr 1556 Karl V., römisch-deutscher Kaiser und zugleich König von Spanien, abdankte und sein Erbe zwischen den Zweigen des alten Herrschergeschlechtes aufteilte, fielen die Niederlande an die spanische Linie.

Die spanische Krone kann den Landkrieg nur mithilfe ihrer amerikanischen Kolonien finanzieren. Auf dem Weg nach Europa passieren mit Silber beladene Schiffe die Inseln der Karibik, wo Kaperfahrer nach Beute Ausschau halten (Karte von Joan Blaeu, 17. Jahrhundert)

Doch gut zehn Jahre später erhoben sich die Provinzen gegen die Steuereintreiber und Inquisitoren von der Iberischen Halbinsel. Die sieben nördlichsten – Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Overijssel, Friesland und Groningen – bildeten 1579 eine Union, die zwei Jahre später ihre Unabhängigkeit erklärte. Spätestens seit Spanien 1609 einen

zwölfjährigen Waffenstillstand mit der jungen Republik der Vereinigten Niederlande eingegangen ist, betrachten die meisten europäischen Höfe diese als faktisch selbstständig. Nicht aber Madrid. Als die Waffenruhe 1621 ausläuft, setzen sich auf beiden Seiten der Kriegsparteien durch.

So verschmilzt der Freiheitskampf der Niederlande gegen die Vormacht Spanien mit jenem Krieg zwischen habsburgischem Kaiser und protestantischen Fürsten, der drei Jahre zuvor in Böhmen ausgebrochen ist – und facht ihn an zum Weltensbrand: Von der Nordsee bis in die Karibik, vor Westafrika und in Südostasien öffnen sich die Kanonenpforten.

Was für Gegner! Auf der einen Seite die große katholische Monarchie, getragen von einem alten Kriegeradel, zentralistisch und staatswirtschaftlich. Die stärkste Landmacht in Europa.

Auf der anderen eine Kaufmannsrepublik, in der nur der Fleiß des Einzelnen zählt, in der jede Provinz souverän agiert und die sich auf zwei schwer miteinander vereinbare Prinzipien beruft: auf Calvinismus und auf Freiheit.

Der Calvinismus, diese besonders sitzenstrengste Variante des Protestantismus, hat seine Anhänger im Adel, aber auch unter Handwerkern und Kaufleuten, die gemäß der Lehre des Reformators Johannes Calvin leben wollen.

Privates Kapital finanziert die niederländische Kaperflotte

Dagegen neigt das Patriziat der Seestädte dazu, jeden Zwang abzulehnen, auch in Glaubensfragen. Große Teile der Bevölkerung sind nach wie vor katholisch oder haben sich einer freien Gemeinde angeschlossen, andere zeigen sich religiös gänzlich gleichgültig. Die werdende Nation, die das spanische Weltreich herausfordert, ist ein von inneren Widersprüchen und Gegensätzen durchdrungenes Gemeinwesen mit rund anderthalb Millionen Einwohnern, die niemand wirklich unter Kontrolle hat.

Vielelleicht macht genau das die Vereinigten Niederlande so dynamisch. Nirgendwo in Europa wohnen prozentual mehr Menschen in Städten. Textilgewerbe und Schiffbau blühen, niederländische Kaufleute handeln Waren in Europa und Übersee, eine spezialisierte und höchst ertragreiche Landwirtschaft beliefert die Stadtmärkte mit Gemüse und Milch.

Auf den Kuttern der Heringsschiffe wird der Fisch noch an Bord ausgenommen, eingesalzen und verpackt. So können die Boote schwimmenden Fabriken gleich wochenlang auf See bleiben. Im

Hafen landen sie verkaufsfertige Fässer an, die auf die Märkte von Frankreich bis Polen geliefert werden.

Niederländer setzen sich in Asien fest, machen unter den Augen der Spanier Geschäfte in der Karibik, lassen sich auch mit Waffengewalt nicht davon abhalten, ins Mittelmeer vorzudringen. Es sind pragmatische Leute. Sie begreifen den Krieg geschäftlich und das Geschäft als Krieg. Gewürze, Porzellan und Seide, die sie kaufen oder rauben, erzielen in Europa sagenhafte Preise.

Als sich die Niederländer in ihrem Unternehmungsdrang nicht aufzuhalten lassen, bietet Spanien an, die aufständischen Provinzen freizugeben – wenn sie sich aus Übersee zurückziehen.

Vergebens. Nach Ende des befristeten Waffenstillstands 1621 kommt es erneut zum offenen Krieg.

Um ihre Verteidigung zu finanzieren, erheben die Niederlande unzählige Steuern: Bis in Amsterdam ein Fisch auf dem Teller liegt, sind 30 verschiedene Abgaben fällig, von der Besteuerung der Fangschiffe bis zur Gewürzsteuer auf die Zutaten der Sauce.

Neben den Einnahmen des Staates gibt es in den Niederlanden aber noch eine zweite Geldquelle, um es mit Spaniens Einkünften aus Übersee aufzunehmen zu können: privates Kapital.

An der Amsterdamer Börse und in den benachbarten Gaststuben schließen die Makler Kontrakte über Heringe, die noch gar nicht gefangen sind. Oder über Getreide, das noch in Polen auf dem Halm sitzt. Sie vermitteln Kredite, zeichnen Versicherungen, handeln Anteile an einzelnen Schiffen und großen Gesellschaften. Die Beteiligungen sind so klein gestückelt, dass auch wohlhabende Handwerker oder Bauern investieren können.

Bald nach der Wiederaufnahme des Krieges 1621 diskutieren die Makler die Aktienprospekte einer neuen Unternehmung: der Westindischen Kompanie.

Nach dem Vorbild der bereits 1602 gegründeten und in Südostasien äußerst





Niederlage um Niederlage bringen Freibeuter wie Piet Heyn den beiden Königreichen auf der Iberischen Halbinsel bei. Von den Portugiesen erobert er beispielsweise 1624 die Hafenstadt Salvador in Brasilien; zudem bringt er einen Segler nach dem anderen auf. Die Niederländer machen reiche Beute – doch andere Staaten ruiniert der europäische Krieg. Und so entstehen im 17. Jahrhundert Stillleben mit Totenkopfmotiven wie dieses spanische Gemälde: Allegorien der Vergänglichkeit irdischen Reichtums und Ruhms

erfolgreichen Vereinigten Ostindischen Kompanie wollen die Initiatoren dieser privaten Gesellschaft in Übersee Kolonien errichten: in Nord- und Südamerika, in der Karibik sowie in Westafrika.

Anschließend wollen sie den Handel zwischen den eroberten Gebieten und Europa monopolisieren und gutes Geld verdienen – auf Kosten der Spanier und Portugiesen, die sich bislang als alleinige Herrscher dieser Regionen sehen.

Von Afrikas Gold ist in den Prospektien die Rede, von Brasiliens Zucker, mexikanischem Silber, venezolanischem Salz. Von schwarzen Sklaven und unzufriedenen Juden, die die Westindische Kompanie unterstützen würden bei dem Versuch, Spanien und Portugal die Reichtümer ihrer atlantischen Kolonien

zu entreißen. Doch die Makler sind skeptisch, viele erfahrene Anleger zögern. Außerhalb der Seestädte hingegen finden die Broschüren Anklang. Calvinistische Stadtvorsteher versammeln ihre Bürger und malen ihnen den ideellen und materiellen Verdienst des Geschäftes aus.

Am Ende gelingt dem Finanzmarkt, was keine Steuerbehörde zu Wege bringt: Während in Sevilla die Kaufleute ihre Mittel vor der Krone verbergen, geben

die kleinen und großen Sparer in Leiden, Delft und Deventer ihre Gulden freiwillig her. Neben den staatlichen Krieg tritt nun ein Glaubenskrieg auf Aktienbasis.

Als die Westindische Kompanie ihr Grundkapital von stattlichen sieben Millionen Gulden zusammen hat, investiert sie das Geld in Kaperflotten, die den Spaniern und Portugiesen auf dem Atlantik das Leben schwer machen sollen.

Und da sich die Interessen dieser Firma mit denen der Republik decken, segeln die Kaperfahrer *de facto* im Staatsauftrag – müssen dafür aber einen Teil ihrer Beute abgeben.

Die Niederländer haben einen neuen Schiffstyp entwickelt, einen wendigen Dreimaster. Die Takelage lässt sich von deutlich weniger Männern als sonst üb-

Vor der Nordküste Kubas stellt Piet Heyn am 8. September 1628 mit mehr als 30 Schiffen die Silberflotte der Spanier. Die Angreifer entern vier Galeonen und ein Dutzend weiterer Schiffe, beladen mit Silber, Seide, Gold und anderen Kostbarkeiten (Stich, 17. Jahrhundert)



lich bedienen, statt der Ruderpinne findet sich auf dem Heck ein Steuerrad. Die Masten bestehen nicht mehr aus einem Stück, sondern sind zusammengesetzt, damit höher, die Schiffe schneller.

Auf den Seglern bringen die Konstrukteure je nach Größe 30, 40 und mehr Kanonen unter – so viele wie die Spanier auf einer Galeone mit der doppelten Tonnage. Zunehmend verwenden die Niederländer Kanonen aus Bronze statt der gusseisernen, die schnell überhitzen und oft explodieren. Alles folgt standariserten Vorgaben, die Schiffe der Handelsmarine sind leicht umzurüsten.

Seeleute gibt es reichlich. Selbst die Kriegsmarine setzt weder Gepresste noch Gefangene ein: Alle Männer heuern freiwillig an. Dennoch herrscht auf niederländischen Flotten eiserne Disziplin. Jedes Murren, jeden zögernden Gehorsam ahnden die Kapitäne mit Prügel, mit Kielholen – bei dem der Verurteilte an einem Seil unter dem schwimmenden Schiff hindurchgezogen wird – oder mit Arrest in Ketten. Dieben werden mit den Händen an den Hauptmast genagelt. Auf Meuterei oder Mord steht der Tod.

Waffentraining und Geschützausbildung sind Pflicht. Während die Spanier und Portugiesen zwischen Seeleuten und Soldaten trennen, sind auf den Kaperschiffen der Niederländer alle Männer zugleich auch Kämpfer. Das Kommando führen keine adeligen Landoffiziere, die sich nur schlecht in die Gesetze des Seekrieges einfinden, sondern Kapitäne, die sich emporgearbeitet haben.

EINER VON IHNEN ist Piet Heyn. Bei Wiederausbruch des Krieges liegt seine letzte Haft, in Havanna, 14 Jahre hinter ihm. Heyn hat in Südostasien ein kleines Vermögen verdient, geheiratet und ein Haus in Rotterdam gekauft. Seine Mitbürger achten den Kapitän mit der bewegten Vergangenheit und wählen ihn in die Stadtregierung. Ein Seemann, der ausgesorgt hat.

1623 jedoch tritt er als Vizeadmiral in den Dienst der Westindischen Kompa-

nie. Vielleicht treibt ihn Vaterlandsliebe wieder hinaus, vielleicht Ruhm- und Beutelust, vielleicht sein Glaube – oder ungestillter Groll.

Wie im Aktienprospekt der Westindischen Kompanie verheißen, lautet der Auftrag an die Flotte: Kolonien erobern.

Die Wahl fällt auf das portugiesische Brasilien. Im Mai 1624 tauchen rund 30 niederländische Schiffe in der Bucht von Salvador auf. Heyn kommandiert die Landungsboote, deren schnelles Vorstoßen versetzt die Verteidiger in Panik – der

Spanien reduziert den Geleitschutz – aus Geldmangel

Anschlag gelingt, Salvador wird eingenommen. Doch die nachfolgenden Unternehmungen bleiben erfolglos, auch Heyn kann nicht verhindern, dass Spanier und Portugiesen die Stadt nach knapp einem Jahr zurückerobern.

Zurück in der Heimat, erhält er, nun als Admiral, den Auftrag, Schiffe zu kapern. 1626 überfällt Heyn erneut Salvador, wo ihn eine Musketenkugel in den linken Arm trifft und ein Holzsplitter ins Schienbein – während seine Leute mit mehr als 20 geenterten Schiffen aus dem Hafen segeln.

Wieder auf See, plündert das Geschwader einen portugiesischen Segler nach dem anderen. Heyn fährt südamerikanische Dschungelflüsse hinauf, um dort versteckte Schiffe zu erobern, er erbeutet, was zu erbeuten ist: Häute, Zucker, Tabak, Brasilholz, Gold.

Dazu Silber in Barren und Münzen.

Die spanischen Minen in Mexiko und der Silberberg von Potosí im heutigen Bolivien produzieren das Edelmetall in nie gesehener Menge und finanzieren Madrids Vormachtstellung in Europa.

Jedes Jahr im Frühsommer verlassen die Transporte die Ausfuhrhäfen in Mexiko und Kolumbien. Im August sammeln sie sich nach und nach in Havanna,

bilden einen Konvoi und treten die Fahrt über den Atlantik an.

Immer wieder gelingt es Freibeutern, einzelne Schiffe oder kleinere, vom Hauptzug abgekommene Kontingente der Flotte zu kapern. Der vereinigte Konvoi selbst aber ist zu groß und zu schwer bewaffnet, um ihn zu attackieren.

Auch Piet Heyn ist es im August 1626 gelungen, die Flotte aufzuspüren. Zwischen Florida und Kuba entdeckte sein Ausguck am Horizont die Segel der Schatzflotte: 40 Schiffe, voll beladen mit den Reichtümern Süd- und Mittelamerikas. Doch Heyn musste sie vorbeigleiten lassen – seine 14 Segler wären für einen Angriff einfach zu wenige gewesen.

Als er später mit seiner Flotte in die Heimat zurückkehrt, ist seine Beute so reich, dass ihm die Westindische Kompanie kaum einen Wunsch abschlagen kann. Und tatsächlich fordert Heyn nun den Befehl über ein Geschwader, das groß genug sein muss, um es mit der Silberflotte aufzunehmen.

Die CHANCE DAZU ist besser denn je. So machtvoll Spanien auch an Land vor den niederländischen Festungen auftritt – seit 1621 drängen bis zu 60 000 mit dem Silber aus Amerika bezahlte spanische Söldner von Süden und Osten gegen die Grenzen der Kaufmannsrepublik –, auf See leidet die Großmacht unter Verschleiß.

Von Fahrt zu Fahrt fällt es der Krone schwerer, die notwendigen Transport- und Kriegsschiffe aufzubringen. Daher beschlagnahmt sie einheimische und fremde Schiffe, reduziert den Geleitschutz, spielt va banque.

Es geht nicht anders: Die Kassen sind leer, die Kredite erschöpft, zu teuer kommt der spanischen Krone der Kampf im europäischen Krieg, in dem Madrid seit Jahren den habsburgischen Kaiser des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation unterstützt.

Und der Konflikt mit der protestantischen Kaufmannsrepublik lässt das katholische Weltreich vollends ausbluten.



Erst der Westfälische Frieden 1648 bringt den Vereinigten Niederlanden die Anerkennung als souveräner Staat. Das Gemälde, vermutlich von Cornelis Claeszon van Wieringen geschaffen, zeigt ihren ersten großen Seesieg über die Spanier 1607 bei Gibraltar



Nur unter gewaltigen Anstrengungen kann die spanische Krone im Frühjahr 1627 noch den nötigen Frachtraum für die mexikanische Silberflotte aufbringen. Das Kommando vertraut König Philipp IV. einem Mann an, dessen wesentliche Qualifikationen darin bestehen, dass er aus einer reichen Adelsfamilie stammt und der Bruder einer königlichen Mätresse ist: Juan de Benavides Bazán.

Keine gute Wahl.

Benavides ist korrupt, besticht oder erpresst Hafenbeamte und füllt die Schiffe mit Schmuggelgut, das er später auf eigene Rechnung in Übersee verkaufen will. Befehle, vor allem den Zeit-

Zur See sind die Niederländer ihrem Feind überlegen

plan, missachtet Don Juan, um vor den Kanaren mit englischen, französischen und niederländischen Kaufleuten ins Geschäft zu kommen: Das für Spanien überlebenswichtige Flottenunternehmen verwandelt sich in die private Handelsreise eines Höflings. Am Ende braucht es einen Mahnbrief des Königs, um ihn zur Rückkehr aus Mexiko zu bewegen.

Erneut lässt Benavides die Schiffe bis unter das Deck beladen, diesmal mit den Schätzen Amerikas. Zudem nimmt er eine große Zahl Passagiere an Bord, für die Kabinen gebaut werden müssen. Und so kommt es, dass die Geschützstationen nicht mehr zugänglich sind, die Kanonen im Ernstfall nicht zu gebrauchen.

Am 8. August 1628 segelt die Flotte aus Veracruz an der Ostküste Mexikos ab, um sich in Havanna mit den Schiffen aus Kolumbien zu vereinigen. Was Benavides nicht weiß: Im Mai ist ein Verband von mehr als 30 schwer bewaffneten Kaperschiffen aus den Niederlanden ausgelaufen.

Es gehe nach Asien oder erneut nach Brasilien – so lauten die Gerüchte, die Piet Heyn gestreut hat. Gut sichtbar pas-

siert er die Kanarischen Inseln in Richtung Süden. Einen Seetag später aber befiehlt der Admiral eine scharfe Kursänderung westwärts und erreicht drei Wochen später unbemerkt die Karibik.

Er nimmt auf St. Vincent Frischwasser und Obst auf und läuft anschließend die Isla Blanca (Blanquilla) an, 150 Kilometer vor der Küste Venezuelas. Dort haben frühere Besucher eine Herde Ziegen ausgesetzt, deren Nachkommen nun vorbeifahrenden Seeleute als Frischfleischdepot dienen. Als die Flotte aufbrechen will, fehlt ein Schiffsjunge. Die Männer rufen ihn mit Trompeten und Trommeln. Aber Heyn muss die Suche abbrechen, zu groß ist die Gefahr, die Schatzflotte einmal mehr zu verpassen.

Ein Fehler. Denn wenig später erreicht ein spanisches Schiff die Ziegeninsel. Der Junge gerät in die Hände des Feindes. Die Finte ist gescheitert. Der Gouverneur von Venezuela schickt Warnungen aus. Daraufhin bleibt die kolumbianische Silberflotte im Hafen von Cartagena.

Unterdessen kreuzt Heyn mit seinem kampfbereiten Geschwader zwischen Florida und Kuba. Ende August fängt er mehrere spanische Kurierboote ab. Sie sind auf dem Weg nach Mexiko, um Benavides zu warnen. Heyn weiß nun, dass er entdeckt worden ist. Und auch, wer sein Gegenspieler ist.

Tag um Tag vergeht. Nichts geschieht. Schlimmer noch: Der Wind stirbt. Mit Mühe gelingt es der Mannschaft vor der Küste Kubas, die Flotte gegen die Strömung immer wieder auf die Höhe von Havanna zu bringen. Eine mühselige Arbeit auf den Rahen, an den Tauen, um so den Wind zu fangen.

Einige Kapitäne fordern, die Sache verloren zu geben. Heyn bleibt stur. Aber dann muss der Admiral machtlos zusehen, wie seine Flotte erneut abgetrieben wird, immer weiter von Havanna fort.

Am 7. September dümpelt sie auf der Höhe der Bucht von Matanzas, 80 Kilometer östlich des kubanischen Haupthafens. Die Hoffnung, dass es den Spaniern

ähnlich geht, ist nur gering. Da erreicht in der Nacht auf den 8. September ein Boot von der „Witte Leeuw“ das Flaggschiff des Admirals: Die Silberflotte ist gefunden! Die fatale Meereströmung hat sie zusammengeführt.

ALS DIE SONNE über den Horizont steigt, sieht Heyn, dass die spanischen Segler weit auseinandergezogen vor ihm liegen. Wind kommt auf. Nun halten Kommandos über die Decks. Hier springen niederländische, dort spanische Seeleute an die Seilzüge, klimmen in die Masten, um möglichst viel Leinwand in den besten Winkel zum Wind zu bringen. Die Spanier versuchen, nach Havanna durchzubrechen.

Die Niederländer aber sind schneller. Heyn lässt zunächst ein paar näher liegende Schiffe aufbringen – Kauffahrer, die nur Handelswege führen. Dann teilt der Admiral seine Flotte. Er selbst will einer weiteren Gruppe von Seglern den Weg nach Havanna abschneiden: vier großen Galeonen, auf denen das Silber geladen ist, sowie mehreren kleineren Schiffen. Vizeadmiral Joost Banckert soll in ihren Rücken segeln.

Um 15 Uhr sitzen die Spanier scheinbar in der Falle.

Da dreht Benavides mit seinem Flaggschiff scharf ab, auf die Küste zu. Es will sich in die Bucht von Matanzas retten. Es findet sich ein gefangener Steuermann, der behauptet, die Untiefen vor dem Hafen zu kennen. Benavides hat keine Wahl. Erreichen die Spanier die Bucht und dreht wie gewöhnlich der Wind am Abend gegen die See, gewinnen sie zumindest die Nacht, um sich zu verschaffen, das Silber an Land zu bringen – oder zu versenken.

Heyns Flotte setzt nach. Die Seeleute schütten Wasser auf die Segel, das soll

das Tuch dichter machen, dem schwachen Wind eine bessere Angriffsfläche bieten. Es nützt nichts. Mit dem Sonnenuntergang läuft die Schatzflotte unbehelligt in die Bucht von Matanzas ein.

Doch plötzlich geht ein Knirschen durch die „Santa Ana Maria“. Benavides' Flaggschiff ist auf eine Sandbank gelauft. Wenige Minuten später sitzen die anderen spanischen Segler ebenfalls fest. Der fremde Steuermann hat zu viel versprochen. Auch der Wind dreht nicht.

Die Bucht von Matanzas wird für die Spanier zur Falle

Kurz darauf nähern sich die Niederländer der Bucht. Hastig rudern die Spanier in Beibooten zwischen den aufgelaufenen Galeonen und dem Ufer hin und her, an Bord werden offensichtlich Sprengungen vorbereitet.

Im Angesicht des Feindes geraten die Menschen auf den Großschiffen nun in Panik. Wo ein Beiboot im Wasser liegt, drängeln sich Seeleute, Offiziere, Reisende. Ein Passagier, der hochrangige Richter Cisneros, zappelt noch hilflos an einem Seilende an der Bordwand der „Santa Ana Maria“, als unter ihm Benavides ablegt. Mit Mühe kann der Würdenträger an Deck zurückklettern.

Die einlaufenden Kaperfahrer eröffnen das Feuer auf das Ufer – ein über Munition und Vorräte gebreites Segel markiert ihnen in der Dunkelheit das Ziel. Die Spanier an Land fliehen ins Gebüsch, die Rudermannschaften springen auf den Strand und setzen sich ab. Nutzlos liegen die Boote nun zwischen den krachenden Einschlägen.

Auf den Galeonen herrscht Chaos. Soldaten und Matrosen brechen Truhen auf, stopfen sich die Taschen voll Silbermünzen, Perlen, Gold; wer schwimmen kann, springt ins Meer.

Niemand entzündet die Lunten an den Minen.

Mittlerweile liegt die Bucht in hellestem Mondlicht. Die heranrudernden Entermannschaften der Niederländer feuern einige Musketensalven ab. Da mischt sich in den allgemeinen Lärm ein Ruf der Niederländer: „Buena guerra!“ – die Aufforderung, sich bei Schonung des Lebens in Gefangenschaft zu begeben. Die Spanier kapitulieren.

Admiral Juan de Leoz, der Vizekommandant der Silberflotte, wirft seine Uniform ins Meer und mischt sich in Matrosenkleidern unerkannt unter die Seeleute. Die Niederländer ergreifen die herabhängenden Täue, an denen sich die Spanier in die Beiboote abgesetzt hatten, und beginnen auf die Schiffe zu klettern.

Keiner hindert sie daran.

MITTE JANUAR 1629 formiert sich in der holländischen Hafenstadt Hellevoetsluis ein Triumphzug. Hunderte Eselskarren werden zusammengebracht, die meisten von ihnen für die Kisten mit dem Silber. Deren Aufschriften „für den König“, „für seine Majestät“ und besonders „für das Kolleg der Jesuiten zu Rom“ haben schon die niederländischen Seeleute in der Bucht von Matanzas mit der rauschhaften Freude des Siegers erfüllt.

Die protestantische Kaufmannsrepublik hat die katholische Monarchie empfindlich getroffen.

Der Beutezug löst in der kriegsgeplagten Heimat Jubel unter den zusammenströmenden Menschen aus. Hinter der Kutsche, die das Direktorium der Westindischen Kompanie Piet Heyn geschickt hat, rollt ein offener Wagen, in dem goldene Kelche und Messgeschirre funkeln sowie zahllose Silberarbeiten. Es folgt ein Karren mit Seidenballen, chinesischem Porzellan und anderen Kostbarkeiten Asiens, dann einer mit Kisten voller Perlen und Smaragde.

An den letzten Karren sind zehn Jesuiten gebunden, gefangen genommen vor Matanzas. Sie trifft der Zorn des Volkes. Doch immerhin entgehen sie dem Schicksal jenes portugiesischen Inquisitors, der etwa zur gleichen Zeit

Literatur: M. G. de Boer, „Piet Heyn en de Zilveren Vloot“, van Kampen & Zoon (antiquarisch erhältlich); die einzige echte Biografie des Seehelden. Maarten Prak, „The Dutch Republic in the Seventeenth Century: The Golden Age“, Cambridge University Press; umfassend, profond – dabei lebendig und mit Sinn für Alltag und Details.

einem anderen niederländischen Kaperfahrer in die Hände fällt: Man lässt ihm den Kopf abschlagen und schickt das blutige Haupt an den spanischen Hof.

In Den Haag läuteten die Kirchenglocken, Soldaten feuern Salutschüsse ab, mit einem Festbankett und Geschenken feiert Friedrich Heinrich, Prinz von Oranien und Statthalter der Vereinigten Niederlande, die Heimkehrer.

In Heyns Kutsche liegt ein goldener Becher. Er zeigt die Wappen des spanischen Königs und der Familie von Benavides. Aus diesem kostbaren Pokal hat der Kaperfahrer in der Admiralskäjute der „Santa Ana Maria“ den besten Wein getrunken.

Benavides aber, der Mann, der ihn einst auf der Galeere so gequält hat, ist ihm entkommen. Vielleicht nimmt Heyn deshalb den Trubel eher nüchtern.

Schließlich erreicht der Zug Amsterdam, das Hauptquartier der Westindischen Kompanie. Die profaner Beutegüter – Häute, Zucker, Farbstoffe – landen hier auf dem Seeweg an. Erst jetzt können die Inventaristen der Kompanie anfangen zu rechnen.

Mit Piet Heyn kommt die Wende im Krieg gegen Spanien

Am Ende kommen sie auf einen Gesamtwert der Kapergüter von 11,5 Millionen Gulden – etwa zwei Drittel des Militäretats der Republik.

Zwar beklagt der spanische König Philipp IV. vor allem seinen Verlust an *reputación*, doch wiegt der materielle Schaden ebenso schwer. Der Staatschatz ist erschöpft, Spaniens Kreditwürdigkeit ruiniert, und in Italien hat ein neuer Krieg begonnen. 1629 ist die niederländische Armee der spanischen zudem erstmals auch zahlenmäßig überlegen. Nach und nach erobert sie die wichtigsten spanischen Stützpunkte an Maas und Niederrhein. Trotz späterer

Wendungen des Kriegsglücks wird sich die Monarchie davon nicht erholen.

Derweil treibt die Beute von Matanzas die Anteilscheine der Westindischen Kompanie auf den doppelten Ausgabekurs. Es gelingt der Gesellschaft, sich in Brasilien festzusetzen.

Doch 1645 rebellieren die portugiesischen Siedler, die Niederländer geben die Kolonie auf. Die Kompanie sieht sich zu einem Strategiewechsel gezwungen: Aus der Handel treibenden Kriegsmaschine soll ein gewöhnliches Kauffahrtunternehmen werden – Direktoren und Anteilseigner befürworten nun einen Frieden mit Spanien.

Als Diplomaten der beiden Länder ihn 1648 als Teil des Westfälischen Friedens in Münster tatsächlich schließen (siehe Seite 142), bringt er den Vereinigten Niederlanden offiziell die Anerkennung ihrer staatlichen Souveränität. Drei Generationen lang hatten sie dafür gekämpft.

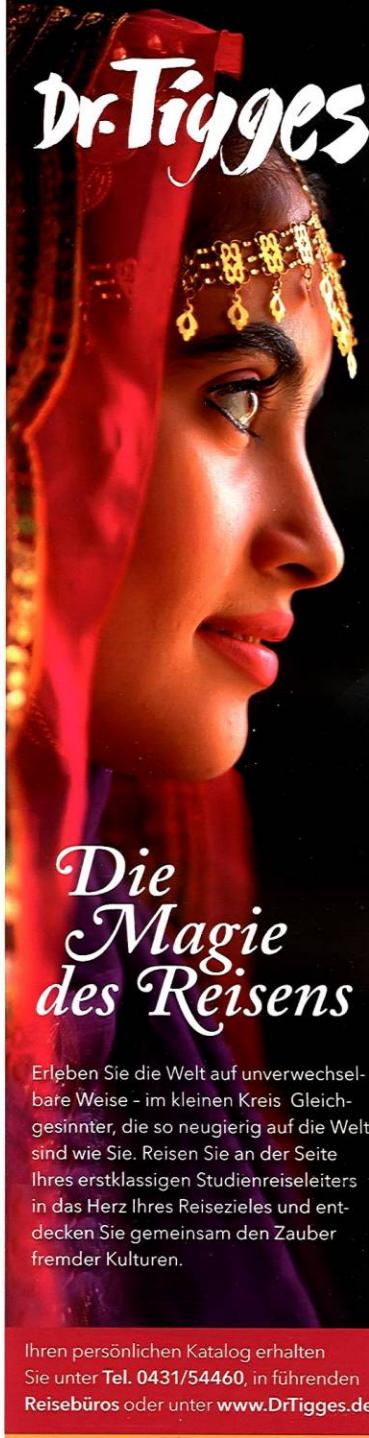
Von all dem jedoch erlebt Piet Heyn nichts mehr: 1629 zertrümmert ihm eine Kugel flämischer Freibeuter in der Straße von Dover den Oberkörper.

Im selben Jahr wird Benavides des Hochverrats angeklagt. Heyns Rache ist er durch den Dschungel nach Havanna entronnen – anders als etliche seiner Leute, die ohne Proviant, durchnässt und von Insekten zerbissen unterwegs starben. Nun fordern die Kaufleute von Sevilla seinen Kopf, der Prozess aber zieht sich über fünf Jahre hin. Angeblich entgeht Benavides dem sicheren Todesurteil lange Zeit nur durch die Fürsprache seiner Schwester.

Als Philippas Mätresse aber plötzlich stirbt – wird ihr Bruder doch noch auf das Schafott geschickt. Am 18. Mai 1634 versammeln sich Tausende auf Sevillas Plaza de San Francisco. Unter Tränen tritt Juan de Benavides Bazán an den Richtblock.

Dann verstummt die Menge. □

Mathias Mesenhöller, 38, arbeitet als Historiker in Leipzig. Für *GEOPÖCHE* hat er zuletzt über die Filmkunst in der Weimarer Republik geschrieben.



Dr. Tigges

Die Magie des Reisens

Erlöben Sie die Welt auf unverwechselbare Weise – im kleinen Kreis Gleichgesinnter, die so neugierig auf die Welt sind wie Sie. Reisen Sie an der Seite Ihres erstklassigen Studienreiseleiters in das Herz Ihres Reisezieles und entdecken Sie gemeinsam den Zauber fremder Kulturen.

Ihren persönlichen Katalog erhalten Sie unter Tel. 0431/54460, in führenden Reisebüros oder unter www.DrTigges.de

Die Macht der Sensation

Tausende sterben in Magdeburg 1631 durch kaiserlich-katholische Truppen. Verlegern und Drucken beschert das Massaker gute Umsätze: Die Bevölkerung liest darüber in Flugblättern, Flugschriften – und in Zeitungen

von PHILIPP BERENS

Am Morgen des 20. Mai 1631 stürmen mehr als 20 000 Soldaten der kaiserlich-katholischen Truppen Magdeburg. Nach einem halben Jahr Belagerung überlässt Feldherr Johann Tserclaes Graf von Tilly seinen Söldnern die Hochburg der Protestanten nun zur Plünderung. Panisch fliehen die Bewohner in ihre Häuser, suchen Schutz in den Kirchen. Vergebens.

Soldaten schänden Frauen und Mädchen und töten all jene, die Gegenwehr leisten. Bald lodern überall in der Stadt Feuer, säumen Tote die Straßen. Am Ende liegt Magdeburg in Trümmern, nur etwa ein Drittel der ehemals 30 000 Einwohner überlebt. Es ist das gnadenloseste Massaker des Dreißigjährigen Krieges.

Für die Drucker und Verleger des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation hingegen wird der Überfall zu einem einträglichen Geschäft. Bereits wenige Tage später veröffentlichen sie die Nachricht auf Flugblättern und in mehrseitigen Flugschriften, bald darauf auch in Wochenzeitungen.

Parteigänger der Protestanten ziehen Vergleiche zum Untergang Trojas oder

zur Zerstörung Jerusalems. Magdeburg, dessen Name Zeitgenossen als „Festung der Jungfrau“ deuten, sei von Tilly geschändet worden.

Dagegen verkündet eine Flugschrift des kaiserlich-katholischen Lagers: „Vor Jahren hat die alte Magd dem Kaiser einen Tanz versagt. Jetzt tanzt sie mit dem alten Knecht, so geschieht es stolzen Mägden recht.“

Und die in Köln erscheinenden „Reichs-Zeitungen“ verbreiten das Gerücht, die Magdeburger hätten die Stadt selbst in Brand gesteckt.

Der Krieg, der seit 13 Jahren auf dem Boden des Heiligen Römischen Reiches tobt, findet nicht nur auf den Schlachtfeldern statt. Die Parteien bekämpfen sich mit allen Mitteln, auch mit Propagandaschriften. Und die Sensationslust der Menschen, ihre Gier nach Neuigkeiten, garantiert den Verlegern dieser Werke gute Absätze.

Sein Johannes Gutenberg um 1450 den Buchdruck mit beweglichen Metalllettern erfunden hat, zirkulieren überraschend viele Druckwerke im Reich. Um 1500 sind bereits etwa 40 000 Buchtitel erschienen, haben

sich Städte wie Mainz, Köln oder Augsburg zu Verlegerzentren entwickelt, entstehen allerorten Druckereien. Texte, die Mönche und wenige Gelehrte zuvor mühsam von Hand kopiert haben, können nun massenhaft verbreitet werden.

Bildung vermitteln jetzt nicht mehr allein die Kollegien der Kirchen und Klöster; immer mehr Menschen können und wollen lesen – und nicht nur Bücher, sondern auch Nachrichten.

Drucker stillen den Hunger auf Informationen und bringen sie als Verleger selbst unter das Volk. Anfangs mit Flugblättern und Flugschriften, in denen sie politische und religiöse Neuigkeiten verbreiten.

Vor allem die durch Martin Luthers Thesen ausgelöste Reformation bringt eine große Menge von Druckerzeugnissen hervor.

Zwei bis vier Kreuzer kostet ein Flugblatt zu Beginn des 17. Jahrhunderts, das entspricht etwa dem Stundenlohn eines Maurers. Fahrende Händler verkaufen die Blätter auf ihren Reisen.

In Frankfurt und Leipzig erscheinen zudem während der Buchmessen bis zu

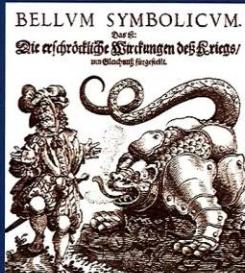
100 Seiten starke Messe-relationen mit Berichten vom Geschehen während der vergangenen Monate.

Schreiber lassen sich in den Städten als Korrespondenten nieder, tauschen Texte und Informationen aus. Ihre Meldungen verschicken sie in der Regel über die Kaiserliche Reichspost; die Generalpostmeister überziehen das Reichsgebiet mit einem immer dichteren Netz von Pferde- und Botenstationen.

Benötigte ein Kurier für einen Ritt von Hamburg nach Frankfurt zuvor etwa zehn Tage, erreichen die Nachrichten über ein Stafettensystem von planmäßig startenden Reitern den Empfänger nun schon in etwa einem Drittel dieser Zeit.

Die Post garantiert den Verlegern einen nie versiegenden Strom von Nachrichten. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts können die Publizisten erstmals sicher sein, halbwegs aktuell und regelmäßig berichten zu können.

Und so erscheinen 1605 in Straßburg und 1609 in Wölfenbüttel mit der „Relation“ und der „Aviso“ allwöchent-



Der Krieg als menschenfressende Bestie: Polemische Flugschriften wie diese erscheinen oft anonym



Schnell verbreitet sich die Kunde vom Fall Magdeburgs (Stich von Matthäus Merian d. Ä., 1631): In vielen Städten gibt es nun Korrespondenten, die ihre Informationen mit der Reichspost verschicken

lich die ersten Zeitungen des Reiches, ja der Welt.

Zumeist drucken die neuen Blätter Sammelkorrespondenzen ab, die Schreiber aus dem gesamten Reichsgebiet anhand verschiedener Quellen zusammengestellt und den Zeitungsverlegern verkauft haben.

Die präzise Herkunft der einzelnen Informationen geht dabei zwar häufig verloren, ihr Wahrheitsgehalt lässt sich also nur schwer überprüfen. Doch die Abnehmer scheint dies nicht zu stören. Sie schätzen den Vorteil, so auf eigene Korrespondenten verzichten zu können.

Die Druckhäuser vertreiben die Zeitungen im Jahresabonnement zu rund zwei Gulden an Adelige, Kaufleute, Studenten, Handwerker, Geistliche. Aber auch Schankwirte ordnen die neuen Periodika und lassen ihren Kunden daraus vorlesen.

Abonnenten reichen die Blätter nach der Lektüre an Nachbarn weiter, um anschließend gemeinsam

über das Gelesene zu diskutieren. So erreichen Auflagen von 350 Exemplaren die zehnfache Zahl an Lesern.

In vielen Städten konkurrieren bald mehrere Verleger um die wissenshungrige Kundschaft. Einen Marktvo- teil sichert sich, wer vom Kaiser oder Fürsten ein Zeitungsprivileg oder gar ein Zeitungsmonopol verliehen bekommt. Es stellt unerlaubtes Nachdrucken unter Strafe und garantiert damit gewisse Einkünfte. Allerdings dient der Entzug dieses *privilegium impressorum* auch als Kontrollmittel der Presse, effektiver noch als die eigentliche Zensur.

Die häufig ungemein polemischen Flugblätter erscheinen dagegen zumeist anonym. Seit der Kaiser im Krieg liegt mit den protestantischen Fürsten, gibt es genug Missstände, die sich gewinnbringend anprangen lassen.

Allein über die Geldfäl- scher, die sich seit 1620 ver- stärkt am Austausch guter

gegen minderwertige Münzen bereichern, werden binnen weniger Jahre rund 100 Flugschriften mit einer Gesamtauflage von 125 000 Exemplaren unter das Volk gebracht.

Niemand nutzt die Macht der Medien konsequenter als der schwedische König Gustav II. Adolf. Mit Aufrufen wie „Wacht auf, wacht auf, ihr lieben Leut, all die ihr noch nicht schwedisch seid!“ versucht er, die eher kriegsmüden Reichsstände gegen den Kaiser zu mobilisieren.

Andere Flugblätter feiern den König als Retter aus der Not, als Lichtgestalt mit reinem Herzen, dem die Deutschen vertrauen können.

Den Fall Magdeburgs indes verhindert Gustav Adolf nicht. Satirische Kupferstiche der Protestanten zeigen, wie der Schwedenkönig aus der Asche der Stadt und den Tränen der Bürger eine scharfe Lauge röhrt und dem Papst damit den Kopf wäscht: „Nun zwick ich dir mit dieser Lau-

gen dein heilig Haupt und Klare Augen, damit du auch fein sauber bist, wann du wirst werden der Antichrist.“

Nach dem Inferno beschreiben Publizisten den Krieg noch mehr als zuvor als einen Konflikt der Konfessionen. Mit jeder weiteren Sensationsnachricht stehen sich die gegnerischen Seiten unversöhnlicher gegenüber.

Und so entsteht jene sich häufig verstärkende Wechselwirkung zwischen Politik und loyaler Berichterstattung, die aus einem Geschehnis erst ein wirkmächtiges Ereignis werden lässt.

Deshalb verspricht das Geschäft mit den Nachrichten beste Umsätze. Als der große Krieg 1648 zu Ende geht, gibt es im Reichsgebiet schon etwa 50 Zeitungen. Manche erscheinen mehrmals pro Woche, eine bereits täglich.

Als Vermittler von Information und Meinungen sind sie nun unverzichtbar. □

Philipp Berens, 51, ist Journalist in Hamburg.

STADT DER PROFITEURE



Während allerorten Dörfer und Städte geplündert werden, prosperiert Hamburg, einer der größten Handelsplätze Nordeuropas. Denn hier finden Kriegsherren aller Parteien erfahrene Waffenhändler, erhalten sie hochwertige Rüstungsgüter. Weil sich die Metropole neutral hält und durch mächtige Wälle geschützt ist, bleiben ihre Bürger unbehelligt. Aber 1626 patrouillieren fremde Mächte auf der Elbe – gerade, als der Kaufmann Hans de Hertoghe eine Großladung Kriegsmaterial verschicken will



Rund 50 000 Menschen leben um 1625 in der Reichsstadt Hamburg. Formal ist sie dem Kaiser unterstellt, doch halten sich Rat und Bürgerschaft der Elbmetropole aus allen Kämpfen heraus
(Gemälde von Joachim Luhn, 1681)

ans de Hertoghe öffnet den Brief, den ein Bote aus Italien in sein Kontor gebracht hat, und liest die fremden Zeilen, mühelos. Der 58-Jährige unterhält Geschäftsverbindungen in ganz Europa, beherrscht das Italienische fließend.

Gewöhnlich verkauft de Hertoghe Leinwand aus Nürnberg nach England, Spanien und Portugal; importiert Zimt und Ingwer von der Iberischen Halbinsel, führt Gewürznelken, Pfeffer und Paradieskörner aus Amsterdam ein, handelt mit Getreide aus Danzig.

Dieses aber ist eine besondere Order: Ein Kaufmann hat ihn der Regierung von Genua als Munitionshändler empfohlen. Die Republik liegt im Krieg mit dem Herzogtum Savoyen-Piemont und braucht Kugeln und Schießpulver.

Drei Schiffsladungen voll, liest Hans de Hertoghe, soll er im Frühjahr 1626, also in wenigen Monaten, nach Genua liefern. Jeder Posten ist einzeln aufgeführt: 13 000 Kanonenkugeln aus Eisen, zu verschiedenen Gewichten und gut gerundet, damit sie später die Geschützläufe nicht beschädigen. 1000 Fässer mit feinem Musketen- und gröberem Kanonenpulver. 1500 Fässer mit Salpeter, dem wichtigsten Rohstoff, um Schwarzpulver anzuzünden, schließlich 100 Pakete mit dünnen und trockenen Luntens.

Sobald Elbe und Nordsee eisfrei sind, sollen drei Segler mit den Kriegsgütern in Richtung Mittelmeer ablegen.

Hans de Hertoghe weiß um die Risiken des Auftrags: Erst 1622 ist ein Dreimaster mit 140 Tonnen Schießpulver für Cadiz auf der Elbe explodiert. Und auf dem offenen Meer kreuzen Kaperschiffe, die immer wieder Transporte aus Hamburg aufbringen und Waren rauben.

Doch gerade wegen der Gefahren verspricht der Munitionshandel hohe Gewinne. Die Genueser Bestellung, so überschlägt der Hertoghe, habe einen Wert von mehr als einer Viertelmillion lübischer Mark – halb so viel, wie die Stadt Hamburg in einem Jahr an Steuern und

anderen Abgaben einnimmt. Zwei Prozent Provision könnte er an dem Geschäft verdienen, etwa 5000 Mark.

So zögert er nicht und greift am 25. Januar 1626 zur Feder. Bedankt sich in wohlgesetzten italienischen Worten wie „aus vollem Herzen“ für den Großauftrag und verspricht, die Order „treu und redlich“ zu erfüllen.

Ein mutiges Versprechen. Denn „die Kriegsgerausche hier im Umland“, warnt der Hertoghe seine Geschäftspartner vor den Kämpfen, die seit acht Jahren das Land erschüttern, „nehmen von Tag zu Tag zu“. Und es ist keineswegs sicher, dass er liefern kann: Truppen der katholischen „Liga“ sind nach Norddeutschland vorgedrungen.

Schlimmer noch: Seit dem Sommer 1625 liegen dänische Schiffe in der Elbmündung; seit Kurzem auch englische und niederländische Patrouillen. Die drei miteinander verbündeten protestantischen Mächte kontrollieren Kauffahrer aus Hamburg.

Finden sie unter Deck Waffen und Munition, so beschlagnahmen sie die gesamte Fracht: Aus Hamburg sollen keine Kriegsgüter in Feindeshand gelangen, nach Spanien oder zu den kaiserlich-katholischen Verbänden.

Höchst ungewiss also, ob ein Konvoi mit Kurs Genua, das zur Einflussphäre Spaniens zählt, im Frühjahr wird passieren können – auch wenn der Hertoghe seinen Auftraggebern versichert, es gebe „keine Hindernisse, die die Einschiffung der oben erwähnten bestellten Munition verhindern würden“.

Denn er will die lukrative Order auf keinen Fall verlieren: De Hertoghe führt nur ein mittleres Handelshaus und hat

vermutlich noch nie einen Auftrag dieser Größe angenommen. Also denkt er über eine List nach, wie sich die Kriegsgüter unauffällig durch die Kontrollen auf der Elbe schleusen lassen. Zugleich macht er sich daran, Kanonenkugeln, Schießpulver, Salpeter und Luntens zu besorgen.

Der Auftrag duldet keine Verzögerung.

ETWA 50 000 MENSCHEN leben zu dieser Zeit in Hamburg. Jeder fünfte männliche Einwohner verdient sein Geld direkt mit dem Handel, als Kaufmann, Höker, Makler oder Buchhalter. Hinzu kommen die vielen Schiffer, Bootsleute, Leichterfahrer, Fuhrmänner, Packer und Träger.

Die Hansestadt profitiert von ihrer günstigen Verkehrslage. Die Elbe mündet rund 100 Kilometer stromabwärts in die Nordsee und erschließt stromaufwärts das Hinterland bis nach Sachsen und Böhmen. Über Land sind es nur etwa 60 Kilometer bis nach Lübeck, dem bedeutendsten deutschen Hafen an der Ostsee. Zudem kreuzen sich in Hamburg wichtige Landstraßen.

Und so fließt Tag für Tag ein unablässiger Strom an Handelsgütern durch die Stadt: Allein 1625 haben – trotz der dänischen Kontrollen – 1356 Schiffe über die Elbe den Hamburger Hafen erreicht. Beladen mit Vieh von den deutschen Küsten oder mit Holz aus Brandenburg, mit Getreide aus Danzig, Eisen und Kupfer aus Schweden, Schinken und Tran aus Russland, Gemüse und Kalbfellen aus dem Niederlanden, mit Tuch und Steinkohle aus England, Pflaumen und Wein aus Frankreich, Süßfrüchten und Gewürzen aus Portugal oder Spanien.

1800 abgehende Transporte verzeichnen die Schifferbücher der Hansestadt 1625. Jedes zweite Schiff steuert einen Hafen in den Niederlanden an, die anderen segeln nach Skandinavien oder ins Baltikum, nach Archangelsk, Island oder Neufundland, nach Newcastle, Rouen, Cadiz, Lissabon oder Venedig.

Seit Europa im Krieg liegt, verflügelt eine besondere Konjunktur Hamburgs Handel: Viele Kaufleute schlagen jetzt

WAFFEN- HÄNDLER BELIEFERN DIE HEERFÜHRER EUROPAS



In der Säulenhalle der Börse und auf dem umhegten Platz davor treffen sich Hamburger Kaufleute wie Hans de Hertoghe, um ihre Geschäfte abzuwickeln. Viele von ihnen handeln nun vor allem mit Munition, Pistolen oder Kanonenkugeln. Denn die Nachfrage nach Rüstungsgütern ist seit Jahren ungebrochen (Kupferstich von J. Dierksen, Anfang 17. Jahrhundert)

Munition und Waffen um. Schießpulver, Salpeter, Musketen, Geschütze, Spieße, Lanzen, Harnische, Blei und Luntens. Nur in Amsterdam verdienen die Händler noch mehr am Waffengeschäft.

Hamburg schickt die Kriegsgüter nach Spanien und in die südlichen Provinzen der Niederlande, die der spanischen Krone unterstehen – aber auch an die niederländischen Nordprovinzen, die sich gegen Spanien erhoben haben. Es beliefert den Feldherrn Albrecht von Wallenstein und die Truppen des katholischen Kaisers, doch zugleich auch Schweden und die protestantischen Heere. Zu einträglich ist der Waffenhandel, um eine Konfliktpartei auszuschließen.

Es gilt nur, nicht in den Krieg hineingezogen zu werden: Darauf achten der Rat und die Bürgerschaft mehr als auf alles sonst.

Hamburg ist eine freie Reichsstadt (siehe Seite 165). Formell ist der Kaiser zwar der oberste Stadtherr, doch die Elbmetropole schließt sich den Truppen des katholischen Herrschers nicht an. Zumal innerhalb ihrer Mauern Luthers Lehre als verbindlich gilt. Doch Hamburg paktiert auch nicht mit den protestantischen Feinden des Kaisers. Es geht überhaupt keine Kriegsallianzen ein, sondern verhält sich strikt neutral.

Nur so kann die Hansestadt mit allen Seiten im Geschäft bleiben – und sich zugleich unverzichtbar machen. Denn kein Kriegsherr hat Interesse, Hamburg dauerhaft vom Netz seiner Handelsverbindungen abzuschneiden.

Keiner würde es wohl auch wagen – ist doch die Hansestadt seit Kurzem durch eine der mächtigsten Befestigungen Europas geschützt. Als „uneinnehmbare und unbesiegliche Wälle“ beschreibt sie ein englischer Reisender: Die Stadt an Elbe und Alster sei „gegen

die angreifenden Versuche des größten Potentaten“ gewappnet.

Zehn Jahre lang, von 1616 bis 1626, haben die Arbeiten an den Wallanlagen die Stadt in eine gewaltige Baustelle verwandelt. Der Rat verpflichtete jeden Bürger, einmal wöchentlich an den neuen Wällen Erde aufzuschütten. Es sei denn, er konnte einen Vertreter stellen oder sich durch eine Ablösesumme davon befreien. Jeder musste Sondersteuern und erhöhtes Grabengeld zahlen. Ein Viertel der jährlichen Einnahmen wendete die Kämmerei für den Bau auf und musste sich zudem noch verschulden.

Nun aber sichert ein acht bis zehn Meter hoher Erdwall Hamburg; oben ist er so breit, dass Fuhrwerke mit Geschützen ihn befahren können. Mit seiner Länge von gut sieben Kilometern umschließt er das gesamte Stadtgebiet und auch das



Neben der Börse errichten die Hamburger im späten 17. Jahrhundert die Ratswaage (Mitte). Doch auch schon zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges werden hier Fässer und Ballen vor dem Weitertransport gewogen und mit Zoll belegt. Eine weitere Einnahmequelle sind Abgaben, die zugezogene Niederländer und portugiesische Juden entrichten müssen, um Handel treiben zu dürfen (Johann Georg Stuhr, um 1680)



Hafenbecken im Süden, das nur schmale Durchlässe mit der Elbe verbinden. Vor dieser Umwallung erstreckt sich ein 70 Meter breiter Wassergraben.

22 Bastionen ragen in die Umgebung; von ihnen aus kann die Artillerie das gesamte Vorfeld bestreichen, die Weiden, Gärten und Waldstücke vor den Toren. Wachmannschaften halten stets glimmende Lutnen bereit. Im Ernstfall lassen sich bis zu 9000 bewaffnete Bürger und Söldner mobilisieren.

Doch kein Schuss ist bisher gefallen. Während anderswo Kriegsheere Landstriche verwüsteten, leben Hamburgs Einwohner fast wie im Frieden.

Nur die Enge ist bedrückend – ein gutes Viertel der Stadtfläche nehmen allein die mächtigen Wallanlagen ein. Besonders in der Altstadt reihen sich die Giebelhäuser dicht an dicht, auch viele Innenhöfe sind bebaut. Dünner ist die Neustadt im Westen besiedelt, hier liegen noch Gärten zwischen den Straßen, Plätzen und Fachwerkhäusern.

Einige Hundert Meter östlich der Grenze zwischen den beiden Vierteln verläuft in einer Schleife der letzte Abschnitt der Alster; im Norden ist der Fluss seit dem Mittelalter zum Binnensee aufgestaut, den die neuen Befestigungsanlagen durchschneiden; im Süden stößt er an den Elbhafen.

Fleete durchziehen die Stadt, auf ihnen pendeln Boote und Schuten, bepackt mit verschürnten Ballen und Fässern, die für die Speicherböden der Kaufmannshäuser bestimmt sind. Kleine Küstenschiffe wie die wendigen Bojer können ihre Masten umlegen und so unter den Brücken hindurchgleiten zu dem Alsterhafen unweit des Rathauses. Am Kai dort löschen Arbeiter mit Winden oder dem großen Trettradkran die Ladung.

Über dem Wasser riecht es nach Hopfen, denn viele Brauereien säumen die Ufer von Alsterunterlauf und Fleeten. Die Kraft des Flusses treibt an der gestauten Binnenalster zudem Kornmühlen an, die Getreide aus dem Umland vermahlen, und in anderen Gebäuden

Schleifräder, mit denen Harnischmacher Rüstungen polieren oder die Klingen von Schwertern und Degen schärfen.

Weiter südlich, an der Elbe, steigt der Dunst von Trankochereien auf. Sie liefern Öle und Fette, die dem Tuch aus England Elastizität und Glanz verleihen.

Filzer und Hutwalker arbeiten in den Gassen der Stadt, auch Schuster, Beutelmacher, Gürbler und Riemenschneider, Seifen- und Leimsieder, Knopf- und Kammmacher. Seit 1600 hat Hamburgs Einwohnerzahl etwa um ein Viertel zugenommen. Trotz der Enge drängen immer mehr Menschen in die Stadt, unter ihnen viele Flüchtlinge.

Nun, während des „Teutschen Krieges“, kommen sie aus Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, Kursachsen, aus der Pfalz oder aus Österreich – wo immer die Soldateska gerade wütet. Sie fliehen vor Hunger und Seuchen. Weil sie geforderte Kontributionen nicht zahlen können. Oder wegen ihres Glaubens um Leib und Leben fürchten.

Manche finden Unterkunft im Gasterhaus für arme Reisende oder im Obdachlosen-Asyl – immer in der Hoffnung, bald in ihre Heimat zurückzukehren zu können. Familien, die sich völlig mittellos wieder auf den Weg machen, erhalten von der Stadtverwaltung einen Zehrpfenning zugestellt, ein Almosen von wenig mehr als einer Mark.

Indes: Nicht jeder Bürger Hamburgs sieht gern „den grossen überlauff soviele Exulanen“, wie es in einem kirchlichen Schreiben heißt. Denn oft tragen die Zuwanderer ebenjene Epidemien in die umwaltete Stadt, vor denen sie geflohen sind. Allein 1626 sterben Hunderte Hamburger an einer eingeschleppten Seuche, wahrscheinlich Typhus.

AUCH HANS DE HERTOGHE ist einst als Flüchtling nach Hamburg gekommen. Seine Familie stammt aus Brabant, geboren wird er 1567 in Antwerpen, wo sein Großvater Handel treibt. Er ist ein Kind des Krieges, wächst auf in den Jahrzehntelangen Unabhängigkeits- und Glau-

AGENTEN ALLER MÄCHTE HALTEN SICH IN DER HANSE- STADT AUF

benskämpfen: Als er ein Jahr alt ist, erheben sich niederländische Adelige gegen Spaniens Oberherrschaft, gegen die Inquisition und die Verfolgung der Protestant en (siehe Seite 44). 1585 erobern spanische Truppen Antwerpen; die Calvinisten dort müssen sich zum Katholizismus bekehren oder die Stadt verlassen.

Auch die Familie de Hertoghe kennt sich zu den Schriften des Reformators Johannes Calvin – und viele Angehörige beschließen nun zu fliehen. Der 18-jährige Hans, der bei einem Nagel- und Eisenwarenhändler in die Lehre gegangen ist und im Kontor eines Onkels gearbeitet hat, begibt sich auf Wanderschaft, mit Stationen in den südlichen Niederlanden und in Nordfrankreich. Irgendwann vor 1599 landet er schließlich in Hamburg.

Die Entscheidung liegt nahe. An der Elbe hat sich ein anderer Onkel erfolgreich als Kaufmann niedergelassen. Und: Der Rat der Stadt ist vergleichsweise offen und tolerant gegenüber Glaubensflüchtlingen – zumal, wenn sie den Handel befördern. Besonders von den Flüchtlingen aus den Niederlanden versprechen sich die Hamburger Profit.

Mit der neuen Fluchtwelle nach 1585 kommen viele niederländische Kaufleute aus Antwerpen und anderen Städten. Nach einer zeitgenössischen Schätzung machen sie um 1600 gemeinsam mit den sephardischen Juden, die vor der spanischen Inquisition aus Portugal geflohen sind, ein Viertel der Bevölkerung aus. Und manche von ihnen bringen ihre Geschäftsverbindungen nach Übersee mit: nach Afrika, Asien und Südamerika.

Weil Spanien während des Krieges keine niederländischen Schiffe in seine Häfen einlaufen lässt, kann Hamburg im Handel mit Iberien für einige Jahre zu Amsterdam aufschließen. Hans de Hertoghes Onkel etwa vertreibt Pfeffer aus Lissabon, verschifft über London Baumwollgewebe nach Spanien.

Und gewiss handelt er auch mit Kriegsgütern. Denn es sind ausgerechnet

niederländische Emigranten, die jetzt von der Hansestadt aus die spanische Krone mit Blei, Salpeter, Schwefel, Lutten, Munition, Geschützen, Spießen und Musketen beliefern – jene katholische Macht, vor der sie als Calvinisten einst an die Elbe geflohen sind.

Schon seit 1605 schließt der Rat der Stadt mit den wohlhabenderen niederländischen Familien, seit 1612 auch mit den Juden aus Portugal, sogenannte Fremdenkontrakte: Die Immigranten zahlen eine Abgabe, dafür dürfen sie in Hamburg wie die Einheimischen Handel treiben, bald sogar private Gottesdienste feiern: nur die öffentliche Religionsausübung bleibt Calvinisten wie den Hertoghes verwehrt.

Wer zum lutherischen Glauben konvertiert, kann sogar das volle Bürgerrecht erwerben, indem er vor dem versammelten Rat einen Eid ablegt. Allerdings besitzen nur 15 bis 20 Prozent der Einwohner Hamburgs das Bürgerrecht.

Als Kaufmann mit exzellenten familiären Verbindungen fällt es Hans de Hertoghe nicht schwer, an der Elbe Fuß zu fassen. 1599, mit 32, heiratet er und führt schon bald ein eigenes Handelshaus – wenn auch nur ein mittelgroßes Unternehmen, kaum vergleichbar mit dem Geschäft seines Onkels.

Auch jetzt, 1626, reicht es noch nicht an die mittlerweile zwei Handelshäuser der Familie in Hamburg heran, doch mit dem Großauftrag aus Genua könnte Hans de Hertoghe seinen Umsatz wohl vervielfachen. Wenn er nur schnell genug ist. Dass er als Protestant einen katholischen Staat aufrüstet, bekümmert ihn offenbar keinen Augenblick.

Ärgerlich nur, dass gerade jetzt das Spanien-Geschäft stockt. Dänische, niederländische und englische Kriegsschiffe formieren sich auf der Elbe, suchen je-

den Waffentransport, ins feindliche Spanien zu unterbinden – und ein Konvoi nach Genua müsste ja die lange spanische und portugiesische Küste hinabsegeln. Jeden Tag wird es für die Hertoghe schwieriger, die verdächtige Fracht nach dem Mittelmeer durchzuschleusen.

Wochen, Monate vergehen. Kein Geschäftsbrief, keine Rechnung aus dieser Zeit verrät, wohin er sich zuerst wendet. Doch ein Kaufmann wie er weiß genau, wo es Pulver und Munition zu kaufen gibt, und ist über die Preise in anderen Städten bestens informiert – die Kaufleute notieren die aktuellen Kurse für Salpeter, Pulver und Getreide, gewöhnlich unten auf ihrer Korrespondenz.

Es ist ja ein Netz von Geschäftsleuten, gespannt über den ganzen Kontinent, das die Heere Europas beliefert.

Über die gleichen Verbindungen, über die sie sonst mit Pfeffer, Getreide und Leinwand handeln, verschicken sie jetzt Kriegsgüter jeglicher Art: Schuhe, Helme und Rüstungen, Ober- und Unterbekleidung, Säbel, Degen, Lanzan, Piken, Musketen, Pistolen, Gewehr und Kanonenkugeln, Geschütze, Schießpulver, Schanzzeug, Fahnen und Proviant.

Weil kein Kriegsherr ausreichend Rüstungsgüter für die eigenen Truppen produzieren kann, ist jede Partei angewiesen auf dieses Netz des europäischen Handels – auf Männer wie die Hertoghe und auf Umschlagplätze wie Hamburg.

Die eigentlichen Waffenschmieden liegen weit verstreut. In Städten wie Namur, Aachen, Stolberg, Köln, Essen, Augsburg oder Brescia. Nürnberg etwa fertigt in großer Stückzahl Feuerwaffen und Geschütze. Im thüringischen Suhl arbeiten die Meister auch nachts in den Schmelzhütten, Hammerwerken und Schmieden, um den Bedarf an Gewehrläufen zu decken.

Rüstungen und Waffen stehen zwar nicht auf der Genueser Einkaufsliste, dafür 1430 Zentner Salpeter, den Hamburgs Kaufleute gewöhnlich aus Danzig beziehen. Doch inzwischen beginnen schwedische Schiffe, den Danziger Ha-

fen zu blockieren; in Hamburg steigt der Preis für die Ware täglich.

Hans de Hertoghe gelingt es dennoch, die gewünschte Menge Salpeter zu beschaffen, ja er kauft sogar 240 Zentner mehr als bestellt. Wahrscheinlich gelangt die Ware aus Danzig über die Ostsee zum Lübecker Hafen, von dort transportieren sie wohl Fuhrleute auf dem Landweg ins rund 60 Kilometer entfernte Hamburg. Unklar ist, wo der Hertoghe die Fässer mit der feuergefährlichen Ware zwischenlagert; vielleicht gleich in einem Depot am großen Elbhafen, gewiss nicht in seinem Kontor.

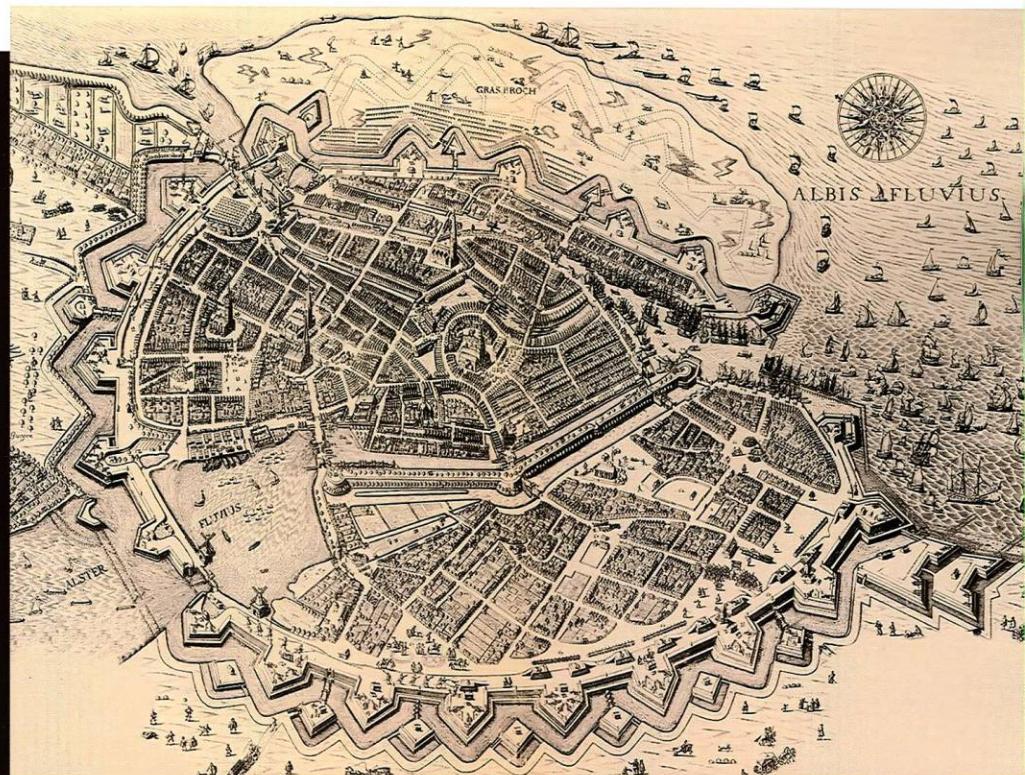
Kürzer dürfte die Reise des Musketen- und Kanonenpulvers sein; im Hamburger Umland arbeiten mehrere Pulvermühlen, an die sich de Hertoghe vermutlich wendet. Die Lunten ordert er wohl in Norddeutschland, vielleicht aber auch in Polen oder Amsterdam.

Der schwierigste Posten sind offenbar die 13000 Stück Geschützmunition. Zwar liegt innerhalb der Wälle Hamburgs ein Betrieb, der Kanonenkugeln gießt, dennoch treibt Hans de Hertoghe nur 1843 Geschosse auf. Gibt es nicht mehr Kugeln? Sind die Preise zu stark gestiegen? Oder will der Kaufmann ab-

sichtlich Platz lassen in den Laderäumen der Schiffe?

Kein Bargeld geht bei dem Rüstungsgeschäft zwischen Genua und Hamburg hin und her. Hans de Hertoghe nutzt die verzweigten Wege des internationalen Zahlungsverkehrs, um jeden einzelnen Posten zu begleichen: Er verwendet dazu Wechsel, ausgestellt auf Geschäftsfreunde in Antwerpen, Amsterdam, Frankfurt und Süddeutschland.

Die wiederum verrechnen die Zahlungsanweisungen über italienische Handelshäuser in Venedig und Piacenza; am Ende der Kette muss die Finanzkam-



22 Bastionen und ein sieben Kilometer langer Wall schützen Hamburg ab 1626. Diese Ansicht von Nordwesten zeigt am unteren Rand die Neustadt und darüber, durch die aufgestaute Alster und alte Befestigungsanlagen davon getrennt, die dicht bebauten Altstadt mit der Nicolaikirche in der Mitte. Schiffe fahren über die Elbe (rechts oben) in den Niederhafen ein (Kupferstich von Arnoldus Piterse, 1644)



In Hamburgs Binnenhafen liegen mächtige Seeschiffe neben kleinen Seglern (Johann Georg Stuhr, um 1690)



Arbeiter bringen schwere Fässer zur Waage. Gleich dahinter: das Gebäude der Börse (Elias Galli, um 1680)



Am Millerntor, dem westlichsten Zugang in die Stadt, treffen sich Fuhrleute [Johann Georg Stuhr, um 1690]



Einer der Marktplätze Hamburgs ist der Meßberg. Hier wird unter anderem Gemüse gehandelt [Elias Galli, 1663]

Der Betrieb in den Häfen, auf den Plätzen und Straßen Hamburgs nimmt während des Krieges noch zu. Neben dem Waffengeschäft floriert vor allem der Spanien-Handel, denn die Iberer lassen keine Segler von Hamburgs niederländischen Konkurrenten mehr in ihre Häfen. Als jedoch Hans de Hertoghe seinebrisante Fracht versenden will, blockieren dänische, niederländische und englische Schiffe die Elbe. Die Neutralität der Stadt scheint in Gefahr

mer in Genua für die Wechsel aufkommen. Die Gesamtrechnung beläuft sich auf 271 154 lübische Mark.

Wohl Ende April 1626 – drei Monate nach Eingang der Bestellung – mietet Hans de Hertoghe drei Großsegler für die Fahrt nach Genua. Dann lässt er die Munition und das Pulver an den Hafenkai transportieren. Arbeiter zählen und wiegen jedes einzelne Munitionsfass. 194 Mark Gebühr muss de Hertoghe dafür bezahlen.

Wahrscheinlich wuchten Träger die Fässer dann auf Karren und ziehen sie zu einem Tretradkran gleich in der Nähe. Hier seilen andere Arbeiter die Fracht auf kleine Boote hinab, die zu den im Niederhafen ankernden Großsegtern ablegen. Der Transport auf die Schiffe kostet de Hertoghe 482 Mark.

Um die ausländischen Kontrolleure auf der Elbe zu täuschen, kauft de Hertoghe 7120 Zentner Weizen und Roggen, lässt das in Säcke abgefüllte Getreide zu den Schiffen bringen und über die Rüstungsgüter stapeln. Getarnt als Getreidetransport, soll der Konvoi die Sperrten auf der Elbe passieren.

Anfang Mai lichten zwei der drei Schiffe die Anker und gleiten die Elbe stromabwärts.

Doch schon nach wenigen Kilometern werden sie von den Blockadekapitänen gestoppt: Kein Schiff aus Hamburg darf passieren.

De Hertoghe lässt in den folgenden Wochen nichts unversucht, um seine drei Segler doch noch auslaufen zu lassen.

Im neutralen Hamburg sitzen Agenten und Diplomaten aller miteinander Krieg führenden Mächte. Sie schließen hier Waffenhandel und andere Geschäfte ab und halten sich über das Kriegsgeschehen auf dem Laufenden, denn die Handelsmetropole ist auch ein Umschlagplatz für Informationen.

Eines Tages verlässt der Kaufmann kurzerhand sein Kontor und sucht die Gesandten der Blockademächte England, Niederlande und Dänemark auf, um zu beteuern, dass die Waren auf seinen Schiffen keineswegs für das feindliche Spanien bestimmt seien.

Es hilft nichts. De Hertoghe überlegt sogar, die Diplomaten mit Geschenken im Wert von 4000 Mark zu bestechen.

Und gewiss verfolgt er aufmerksam die Nachrichten. Denn jeder in Hamburg kann sich leicht über die neuesten Meldungen unterrichten: Seit 1618 erscheint die „Wöchentliche Zeitung“, herausgegeben von einem Speditionsunternehmer, der das Blatt im Gasthof „Weißer Schwan“ verkaufen lässt, gleich neben der Börse, der Waage und dem Tretradkran am Alsterhafen.



Am Alsterhafen inmitten der Altstadt werden Waren mithilfe eines Krans, den Arbeiter im Inneren mit einem Tretrad antreiben, auf Schuten verfrachtet und dann zu den Großsegtern im Niederhafen verbracht. Mehr als 1000 voll beladene Schiffe verlassen Hamburg jedes Jahr [Kupferstich von J. Dierksen, Anfang 17. Jahrhundert]

HAMBURG IST NUN DIE GRÖSSTE STADT DES REICHES

So sind die Kaufleute stets gut informiert: über Probleme auf den Handelswegen wie über die Kreuz- und Querzüge der Truppen. Auch die vielen ausländischen Gesandten lesen die „Wöchentliche Zeitung“. Doch nichts meldet das Journal über ein Ende der Blockade auf der Elbe.

Im Juli 1626 schließlich gibt Hans de Hertoghe nach, er lässt die Kriegsgüter von den drei Schiffen abladen und im Hafendepot einzulagern. Das große Geschäft muss warten.

Denn die Hauptverkehrsader der Stadt bleibt gesperrt. Die Politik der Neutralität scheint gescheitert. Gegen den Willen des dänischen Königs sind Rat und Bürgerschaft offenbar machtlos.

Seit Jahren schon beansprucht Christian IV. – in Personalunion auch Herzog von Holstein – die Oberhoheit über die Elbe und auch über Hamburg. Der Dänenkönig ignoriert sogar ein Urteil des Reichskammergerichts, das die Elbmepole als freie, mithin keinem Fürsten unterstellt. Reichsstadt bestätigt. Nach Kräften fördert Christian zudem Glückstadt, jene weiter seewärts gelegene Hafenstadt an der Elbe, die er 1617 gegründet hat.

Nun also die Sperrung der Elbe durch die Dänen und deren Verbündete aus England und den Niederlanden. Hamburg will seine Neutralität nicht preisgeben und weiter das katholische Spanien beliefern. Doch der Iberien-Handel geht durch die Blockade um 70 Prozent zurück.

Nur langsam löst sich der Kordon der Verbündeten. Im September 1628 zieht Christian IV. die meisten seiner Kriegsschiffe ab. Zu sehr haben Niederlagen gegen die katholisch-kaiserlichen Truppen die Dänen militärisch geschwächt. Und endlich kann Hamburg den Spanien-Handel wieder aufnehmen.

FÜR HANS DE HERTOGHE jedoch kommt die Öffnung zu spät. Noch am 1. September 1626 hat er eine Endabrechnung geschrieben und nach Genua geschickt,

obwohl die bestellten Waren noch im Hafendepot liegen.

Die vereinbarte Provision von knapp 5000 Mark erscheint ihm nun als ein ungenügender Profit, wie er seinem Verbindungsman in Genua nicht verschweigt: „In dieser Stadt sind noch nie solche Turbulenzen aufgetreten, wie sie nun vorkommen, und wenn man wüsste, dass es so weiterginge, wünschte ich, keine Geschäfte mehr zu tätigen, und sei Eure Hoheit gewiss, dass ich in Bezug auf dieses Geschäft für eine derartige Provisionssumme keine ähnliche Verpflichtung mehr auf mich nähme.“

Zu weiteren Munitionsgeschäften kommt es nicht. Hans de Hertoghe stirbt im Herbst 1626. Kein Dokument überliefert das genaue Datum oder die Umstände seines Todes. Da er zu den Luthernern konvertiert ist, findet der Kaufmann eine Grablege in der Nicolaikirche.

De Hertoghe hinterlässt neun Kinder; zwei seiner Söhne führen die Geschäfte weiter. Bald gehören sie zu den erfolgreichsten Übersee- und Iberienhändlern Hamburgs. Den im Hafendepot eingelagerten Salpeter, das Schießpulver, das Getreide sowie die Kanonenkugeln lässt die Republik Genua 1627 und 1628 in Hamburg verkaufen – Interessenten dafür gibt es genug.

Der Krieg währt noch zwei Jahrzehnte. Weiterhin verlassen mit Pulver und Munition beladene Schiffe den Hamburger Hafen, verdienen die Kaufleute der Hansestadt an Waffengeschäften. Bis zum Schluss verteidigen Rat und Bürgerschaft die Neutralität und bleiben mit allen Seiten im Geschäft.

Im Schutz der sicheren Wälle sondieren Diplomaten zwar bereits Ende 1641 die Möglichkeit eines Friedenskongresses,

aber nur wenigen sich über Verfahrensfragen. Weit ist noch der Weg bis zum Vertrag von Münster und Osnabrück (siehe Seite 142). Als aber nach dem 24. Oktober 1648 die Nachricht vom Frieden auch in Hamburg eintrifft, ordnet der Rat sofort ein Dankesfest an.

In all den Jahren des Krieges ist Hamburg kräftig gewachsen. 75 000 Menschen leben nun hier, mehr als in jeder anderen Metropole des Reiches. Gut gefüllt sind die Kassen: allein die Einnahmen aus der Vermögensteuer haben sich seit Kriegsbeginn verdoppelt. Während andere Städte zerstört, ruiniert oder überschuldet sind, geht Hamburg schon bald daran, sein Rathaus prunkvoll auszustatten.

Am 29. Oktober 1648 lässt der Rat wegen des Friedens im Dom eine Messe lesen. Dann bläst der Türmer. Auf den Wällen feuern die Wachmannschaften Geschütze und Muskete ab – kein Angreifer hat je eine Attacke auf ihre Schanzen gewagt. Auch von den Schiffen im Hafen ertönt Kanonendonner. Anderthalb Stunden läuten die Kirchenglocken, Soldaten formieren sich in Reih und Glied auf großen Plätzen.

Doch als die Pastoren die Messe lesen und die Menschen gewahr werden, dass nach 30 Jahren endlich Ruhe herrscht im Reich, ziehen plötzlich Rauchschwaden über die Dächer der Elbmetropole.

In der Langen Reihe, gleich vor den Toren Hamburgs, stehen zwei Häuser in Flammen. Auch an anderen Stellen der Stadt entzündet sich an diesem Tag eine Feuersbrunst.

Vielleicht ist nur ein Windhauch in die Glut eines Ofens gefahren. Möglich auch, dass ein Freudenfeuer außer Kontrolle geraten ist. Oder ein Salutschuss ein trockenes Dachgebäck entflammt hat.

In jedem Fall sind die Brände des 29. Oktober 1648 die einzigen Kriegsschäden der Hansestadt im Verlauf von 30 Jahren. □

Dr. Ralf Berhorst, 40, ist Journalist in Berlin. Für *GEOEPOCHE* hat er zuletzt über den Bau prachtvoller Palazzi in Venedig geschrieben.

Triumph der Protestant

1630 landet Gustav II. Adolf in Pommern, um mit seinen Glaubensbrüdern im Reich gegen die kaiserlich-katholischen Truppen zu kämpfen. Bald darauf gelingt dem Schwedenkönig der erste Sieg

Rund 40 000 Soldaten des schwedischen Königs sowie des mit ihm verbündeten Kurfürsten von Sachsen schlafen in der Nacht zum 17. September 1631 bei Breitenfeld nördlich von Leipzig unter freiem Himmel – in Schlachtordnung. Denn morgen werden die Protestant gegen die etwa 32 000 Mann starken kaiserlich-katholischen Truppen ziehen.

Dafür hat Gustav II. Adolf eine neuartige Taktik ausgearbeitet: Er gliedert seine Armee nicht mehr in die bis dahin üblichen „Tercios“; diese aus bis zu 30 dicht gestaffelten Reihen à 50 Mann bestehenden Blöcke sind schwerfällig und bieten den Schützen ein leichtes Ziel. Der Schwede will seine Fußsoldaten locker gruppieren. Die kleineren Einheiten agieren schneller und flexibler.

Gustav Adolf rüstet seine Kämpfer zudem mit leichteren Gewehren und Kanonen aus, die sich einfacher transportieren lassen. Seine Musketiere laden doppelt so schnell nach wie ihre Gegner – bis zu zwei Mal pro Minute. Gruppen solcher Schützen stellt

der Schwedenkönig auch zwischen seinen Kavallerieeinheiten auf – eine für die damalige Zeit revolutionäre Entscheidung.

Im Laufe des Tages geht Gustav Adolfs Plan in allen Punkten auf: Durch seine flexible Taktik kann er die Kaiserlichen vernichtend schlagen (obwohl die Sachsen schon nach kurzem Gefecht die Flucht ergreifen und das verbleibende schwedische Heer dem Gegner zahlenmäßig unterlegen ist).

Es ist der erste große Sieg der Protestant. Zwar haben Gustav Adolf und der sächsische Kurfürst rund 4000 Mann verloren, doch die Kaiserlichen büßen 7600 Mann auf dem Schlachtfeld ein; viele weitere fallen auf dem Rückzug, mehr als 10 000 werden gefangen genommen oder desertieren.

Zwei Drittel der kaiserlichen Armee und alle Geschütze gehen verloren, General Johann Tserclaes Graf von Tilly wird verwundet und kann nur knapp entkommen.

Der Sieg bei Breitenfeld begründet den Ruhm Gustav Adolfs und ebnet ihm den Weg nach Süddeutschland. □



1

12 bis 14 Uhr: Der eigentlichen Schlacht geht ein Artilleriegefecht voraus, in dem die gegnerischen Truppen versuchen, sich gegenseitig zu dezimieren. Die Verluste auf Gustavus II. Adolfs Seite sind gering, da die Truppen des Schwedenkönigs locker gestaffelt stehen. Die Kaiserlich-Katholischen dagegen werden schwer getroffen, denn ihre Soldaten sind in geschlossenen Blöcken („Tercios“) von 50 Mann in der Breite und 30 Mann in der Tiefe aufgestellt. Zudem setzt Gustav Adolf mehr Geschütze und besser gedrillte Kanoniere ein als der gegnerische Feldherr Johann Tserclaes Graf von Tilly.

2

Ca. 14 Uhr: Auf dem linken Flügel der Kaiserlichen reitet Feldmarschall Gotfried Heinrich zu Pappenheim mit seiner Kavallerie eigenmächtig einen Angriff auf den gegenüberlie-

genden Flügel der Schweden. Insgesamt sieben Angriffe wird er versuchen, die jedoch stets zurückgeschlagen werden.

3

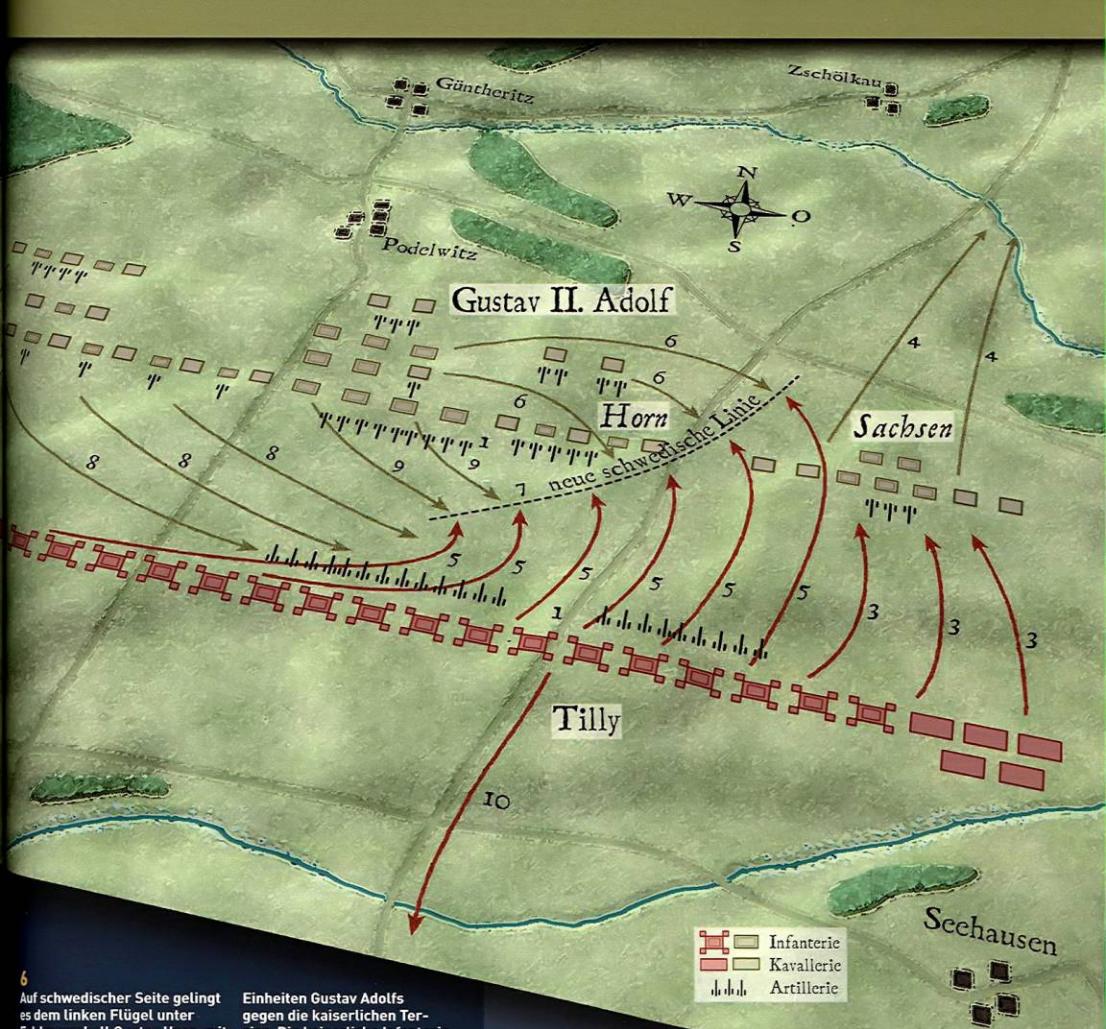
Kurz nach dem Beginn von Pappenheims Vorstoß greift der rechte kaiserliche Flügel die linke Seite der Protestant an. Hier kämpfen die mit Gustav Adolf verbündeten Sachsen.

4

Ca. 14.30 Uhr: Nach nur etwa 30 Minuten Gefecht flüchten die unerfahrenen, frisch ausgebogenen Sachsen vom Schlachtfeld und lassen ihre Geschütze zurück.

5

Tilly zieht nun sein Zentrum mit den massiven Tercios um die schwedische Armee herum, deren linke Flanke nach der Flucht der Sachsen offen liegt.



6
Auf schwedischer Seite gelingt es dem linken Flügel unter Feldmarschall Gustav Horn, mit Unterstützung von Reserven aus dem Zentrum eine neue Linie aufzubauen (7), bevor Tillys Truppen einen Angriff starten können.

8
Ca. 17 Uhr: In einem Ritt quer über das Schlachtfeld kann die schwedische Kavallerie unter Führung Gustav Adolfs Tillys ursprüngliche Position einnehmen und dessen gesamte Artillerie erobern.

9
Auch die schwedische Infanterie im Zentrum schwenkt auf die neue Linie. Auf breiter Front kämpfen jetzt alle

Einheiten Gustav Adolfs
gegen die kaiserlichen Tercios. Die kaiserliche Infanterie wird von der schwedischen Artillerie beschossen – und von den eigenen Geschützen, die der Gegner erobert hat. Dennoch liefert sie den Schweden einen harten Kampf. Doch die Situation ist aussichtslos, zu groß ist nun die feindliche Übermacht.

10
Drei Kugeln haben Tilly getroffen. Er entgeht nur knapp einer Gefangennahme und flieht mit den Resten seines Heeres. Auch Pappenheim kann entkommen.

DUELL DER FELDH



Zwei Heerführer dominieren im Krieg der Kaiserlichen gegen die Schweden: Albrecht von Wallenstein an der Spitze der Habsburger Truppen. Und der schwedische König Gustav II. Adolf, der 1630 ins römisch-deutsche Reich einfällt. Die Feldherren werben mehr Landsknechte als alle anderen Heerführer, führen sie ohne Rücksicht auf Verluste in die Schlachten – und rauben das Land, durch das sie ziehen, gnadenlos aus. In Lützen bei Leipzig treffen die zwei größten Strategen und Plünderer der Epoche aufeinander: zu einem Kampf, in dem sich letztlich beider Schicksal erfüllt

ERREN



Wallenstein (links das
Gemälde eines unbekann-
ten Meisters) wird 1625
Oberbefehlshaber der kai-
serlichen Truppen. Gustav II.
Adolf (Bild von Matthäus
Merian d. Ä.) ist seit 1611
König von Schweden

L

ützen bei Leipzig, Montag, 15. November 1632, früher Nachmittag. Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein, Herzog von Mecklenburg, Herzog von Friedland, Fürst von Sagan, Generalissimus Seiner Majestät des Kaisers, wird bald Tausende Männer in den Tod schicken.

Viele Jahre schon führt der 49 Jahre alte Wallenstein Heerzüge an. Wer mag da noch die Landsknechte mit zerschossenen Leibern zählen, die geschändeten Frauen, ermordeten Bauern, erschlagenen Kinder? Nie zuvor jedoch hat er so viel riskiert wie an diesem Novembertag, ist er so unvorbereitet in einen Kampf gegangen, hat er sich einem derart fürchterlichen Gegner gestellt.

Eine Entscheidungsschlacht soll es sein, morgen früh: Der Aufmarsch des protestantisch-schwedischen Heeres unter seinem legendären Feldherrn, dem Schwedenkönig Gustav II. Adolf, gegen die kaiserlich-katholische Armee unter ihm, Wallenstein. Verliert Wallenstein das Duell, dann verliert er Ehre, unermesslichen Besitz, wohl auch sein Leben. Gewinnt er hingegen – dann ist er der mächtigste Mann Europas.

Böse Ironie, dass der Mann, der das Schicksal von Tausenden bestimmt, kaum noch Herr seines eigenen Körpers ist: Die Gicht hat dem etwa 1,70 Meter großen, hageren, dunkelhaarigen Generalissimus die Hände verbogen, mühsam führt er die Feder, um im fahlen Herbstlicht einen Befehl niederzuschreiben. Er humpelt durchs Zimmer, das „ungarische Fieber“ (wohl die Malaria) wütet in seinem Leib.

Im Schloss zu Lützen hat Wallenstein Quartier bezogen. Hinkt er zum Fenster, so mag er draußen Schatten sehen: Landsknechte.

300 Häuser stehen in Lützen und vier Windmühlen. Niederbrennen, alles niederbrennen, und der Teufel soll die Bürger holen. Er wird Feuer legen lassen, beim Aufbruch morgen früh, damit der Feind sich hier nicht festsetzen kann.

Gedämpfte Befehle draußen, Pferdegetrappel. Auch seinen Soldaten gönt der Feldherr keine Ruhe, obwohl die erschöpft und zerlumpt sind nach einem Jahr der Kämpfe und endlosen Märsche. In der nasskalten Herbstnacht vertiefen sie mit Schaufeln die Furchen neben der Poststraße zu Schützengräben. Kürassiere und Dragoner führen ihre Pferde in

Verstecke zwischen Bäumen, Artilleristen ziehen Kanonen in Stellung.

10000 Fußsoldaten kommandiert Wallenstein in jener Nacht, 7000 Reiter, 23 Kanonen. Zu wenig, fürchtet er. Der Schwede, der nur vier Kanonenschüsse entfernt auf freiem Feld sein Lager aufschlägt, befehligt 12800 Infanteristen, 6200 Kavalleristen, 60 Kanonen.

Gustav Adolf hat ihn überrascht, ausgerechnet ihn, Wallenstein, der meisterhaft Feldzüge zu planen versteht. In der kalten Jahreszeit wird sonst nicht Krieg geführt, zu krank und müde sind die Soldaten. Also hat Wallenstein seine Landsknechte in vielen verstreuten Städten Quartier schlagen lassen, auf dass nicht eine Region allein von seinen hungrigen Söldnern kahlgeplündert werde.

Doch der Schwede schert sich nicht ums Wetter – und ist mit seiner Armee im Eilmarsch herangerückt, schneller, als Wallenstein seine Leute wieder zusammenziehen konnte. Feldmarschall Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim hat er mit 2300 Reitern und 2700 Fußsoldaten gen Halle ins Winterquartier geschickt. Den muss er zurückhaben!

Wallenstein schreibt einen Befehl an Pappenheim, atemlos: „Der feindt mar-

Musketiere verteilen den Tross gegen angruppierende Reiter: Überfälle und Hinterhalte wie in Pieter J. Posts »Gefecht« sind

Alltag des Krieges. Schlachten wie in Lützen hingegen die Ausnahme. Denn selten nur riskieren Feldherren alle ihre Söldner in großen Kämpfen



schiert hereinwarths der herr lasse alles stehen und liegen undt incaminiere sich herzu mit allem volck und stücken auf das er morgen frue bey uns sich befinden kann. ich aber verbleibe hiermit des herrn dienstwilliger AhzM.“

Und dann geht ein Bote in den Nebel.

Derweil ist auch der Gegner vier KanonenSchüsse entfernt ruhelos. Gustav Adolf von Schweden. Blond, groß, massig – von Schmerzen gequält auch er, obwohl nicht einmal 38 Jahre alt.

Seit er 16 ist, sitzt er auf Schwedens Thron und hat von da an Krieg geführt. Hat die Dänen bekämpft, Russland und Polen Ländereien entrissen und in den vergangenen zwei Jahren Deutschland verheert.

Einmal ist ihm eine Musketenkugel in den Bauch gefahren und im Fett stecken geblieben. Ein andermal ist ihm das Blei durch den Hals und dann so tief in die Schulter gedrungen, dass es kein Feldscher herausschneiden kann. Zwei Finger der rechten Hand sind seither gelähmt. Und die Schulter schmerzt so sehr, dass er keinen Eisenpanzer mehr umschallen kann, nur noch den weichen Koller aus gelbem Elchleder.

Der Schwede sucht die Entscheidung. Fällt Wallenstein – ganz Deutschland läge dann vor ihm offen, das Habsburger Erbland in Österreich, Böhmen und Mähren dazu. Könnte sich Gustav Adolf dann nicht gar, als erster Protestant, zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches krönen lassen? Wäre er dann nicht der Herr Europas?

Verliert er jedoch, dann könnten ihm die Katholischen den Rückweg zur Ostsee verlegen. Dann wäre er gefangen irgendwo in Deutschland.

Unruhig wälzt sich Gustav Adolf auf seinem Lager. Die Landsknechte draußen zusammengekauert gegen die Kälte. Nur einer unter Fünfen ist Schwede oder Finne und mithin sein Untertan. Die Übrigen: Dänen, Deutsche, Böhmen, Schotten und wer weiß wer noch. Handwerker des Todes, in seinen Diensten nur, so lange es Sold und Plünderung gibt.



Kaiser Ferdinand II. erhebt Wallenstein zum General – und fürchtet bald, von ihm abhängig zu werden [Justus Sustermans]

Draußen ist es noch dunkel, als Gustav Adolf sein Lager verlässt: Vorbereitung zum Angriff!

Es ist inzwischen 5.00 Uhr morgens. Am Dienstag, dem 16. November 1632.

DER KRIEG IN DEUTSCHLAND geht bereits ins 15. Jahr. Entschieden ist nichts, verwüstet worden schon viel. Kaiser Ferdinand II. hat in Österreich, Böhmen und Mähren die Protestanten vertrieben oder

lichsten Plünderer in Europas Geschichtete. Das Heilige Römische Reich ist nicht groß genug für beide Feldherren, für ihren Machtwillen, für ihre Beutegier. Und so wird Lützen nicht bloß eine Schlacht in einem schier endlosen Krieg. Sonder auch das Duell zweier sich mit kaltem Hass belauernder Rivalen.

Wallenstein ist der Düsterere, der Zerrissenere, der Rätselhaftere der beiden. Aus unbedeutendem böhmischen Adel, am 24. September 1583 in Hermanitz geboren. Tschechisch spricht er, wohl bald auch Deutsch, Italienisch und Französisch. Soll – aber die Berichte darüber sind unzuverlässig – in Padua Politik, Mathematik, Astronomie und Astrologie studiert haben. Die Wallensteins sind, wie die meisten Standesbrüder in Böhmen, Protestanten.

Wenig ist bekannt über das Seelenleben des verschwiegenen Mannes, der mit zehn die Mutter und mit zwölf den Vater verlor. Hat er Freunde, Vertraute, Lieben? Wovon träumt er? Ist er fromm?

Beide Feldherren zwingen ihre erschöpften Söldner zur Schlacht

unterdrückt. Sein mächtigster Verbündeter, Kurfürst Maximilian von Bayern, hat seinem protestantischen Pfälzer Nachbarn Kurwürde und Land geraubt. Nur ein paar Landesherren und Städte halten sich aus allen Kämpfen heraus.

Das schwedische Heer ist 1630 einmarschiert. Einige protestantische deutschen Herrscher, vor allem die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, haben sich daraufhin, wenn auch widerwillig, mit Gustav Adolf zusammengetan.

Zwei Feldherren bestimmen in jener Zeit das Hin und Her des Krieges: Wallenstein, der im Namen des Kaisers kommandiert. Und Gustav Adolf, der persönlich an der Spitze seiner Armee steht.

Die beiden Männer sind die größten Strategen ihrer Epoche, die fähigsten Generäle, die gewieftesten Organisatoren des Krieges – und zwei der fürchter-

Das Letzte ist unwahrscheinlich. Der junge Wallenstein kämpft 1604 für die Habsburger gegen die Osmanen. Das Töten lernt er „von der Pike auf“, als Pikenier, bewährt sich im Kampf, wird Offizier.

Zwei Jahre darauf konvertiert er und wird Katholik. Ein religiöses Erlebnis? Oder eher ein kalter Karriereschritt?

Ferdinand ist jedenfalls erzkatholisch, ein frömmelnder, eifernder Habsburger und ein Förderer Wallensteins. 1618, als der Kriegsbrand auflodert (siehe Seite 26), rafft der Böhme aus seinem Vermögen 20 000 Gulden zusammen, lehnt sich von Bankherren noch einmal die gleiche Summe, wirbt damit 1000 Landsknechte – und dient sich Ferdinand an. Der ernennt ihn zum Obersten in Mähren.

1619 erheben sich auch Mährens Adelige und Bürger gegen den Habsbur-

ger. Wallenstein scheint zunächst mitzumachen – und raubt dann mit wenigen Landsknechten die Kriegskasse der Mähren: 96 000 Taler. Dazu Munition. Eine Beute, so schwer, dass sie auf acht Karren nach Wien rumpelt. Einem Offizier, der missstrauisch geworden war, hat Wallenstein zuvor ohne Warnung den Degen in die Brust gerammt.

Fortan hilft er mit, die Aufständischen niederzukämpfen. Seine Soldaten schützen 1621 den Henker, als der vor einer Menge in Prag 27 protestantische Rädelnsführer hinrichtet. Das Land der Hingerichteten und der Geflohenen gibt der Kaiser als Pfand für Kriegskredite oder verkauft es an seine Getreuen – und niemand rafft dabei so viel zusammen wie Wallenstein.

Hier offenbart er erstmals jene Mischung aus Raffinesse und Geduld, aus Planung und Rücksichtslosigkeit, die diesen Plünderer im anbrechenden Zeitalter der Plünderung einzigartig macht. Mit Gewalt und juristischen Tricks, mit klugen Käufen, mit viel geliehenem Geld, mit Besteckung fasst er Ländereien im Nordosten Böhmens zu Friedland zusammen.

Das baut er fortan zu einem Musterstaat aus, liebt dieses Land vielleicht mehr, als er je einen Menschen lieben wird. Liebt es, weil es sich unterwirft und er es nach seinem Willen formen kann. Schlösser und Straßen lässt er bauen, zwingt die Bürger der Städte, ihre Häuser zu verschönern, wirbt um Künstler und Gelehrte, lässt auch die Jesuiten lehren, fördert Bauern, Brauer, Waffenschmiede. 899 Personen umfasst sein Hofstaat, darunter ein Scharfrichter.

1623 erhebt ihn der Kaiser in den Fürstenstand, zwei Jahre später darf sich Wallenstein „Herzog von Friedland“ nennen. Was für ein Aufstieg des armeligen Landadeligen! Ein Fürst unter Fürsten ist er jetzt (und einer der reichsreinen), spricht Recht, prägt eigene Münzen.

Wallenstein weiß sehr wohl, dass ihn die böhmischen und mährischen Standes-

genossen als Verräter hassen. Weiß, dass die deutschen Fürsten in ihm einen unwürdigen Aufsteiger sehen. Doch dieser Missgunst begegnet er mit dem Hochmut eines Mannes, der glaubt, dass er klüger und rücksichtsloser ist als seine Zeitgenossen. *Invita Invidia* wählt er sich zur Devise – „Dem Neide zum Trotz“.

Viel zu spät, so lässt sich vermuten, erkennt er, dass er den Weltenbrand, den er anzufachen half, nicht wieder austreten kann: Wallenstein wird zum Gefangen des Krieges.

Denn Friedland gehörte ja einst anderen. Die Geköpften aber haben Erben, die Überlebenden sind zu protestantischen Staaten geflohen. Sie geben ihre Ansprüche auf das geraubte Land nicht auf. Verbündete gegen sie wird Wallenstein bei den Großen des Reiches nicht finden. Denen ist sein Aufstieg unheimlich; Herzog Kurfürst Maximilian von Bayern hat den neuen Mächtigen jenseits seiner Grenze.

Nur mit Gewalt vermag Wallenstein die Erben und Neider fernzuhalten. Nur als Heerführer des Kaisers kann er Gewalt ausüben. Und nur solange der Krieg weitergeht, wird es Heere geben, die er anführen kann.

Der Krieg hat Wallenstein groß gemacht, der Krieg allein erhält ihn groß.

1625 ernennt ihn der Herrscher zum kaiserlichen Oberbefehlshaber. Viele Monate hatte er zuvor bei den Höflingen zu Wien intrigiert, hatte versprochen, dass er selbst Soldaten ausrüsten werde. Nun kommandiert er 24 000 Mann.

Und der Kaiser lässt Wallenstein weitgehend freie Hand. „Ihre Majestät halten alle die für Feind, so die Arma wider ihre Majestät genommen oder nehmen oder nit ablegen werden.“ Eine Machtfülle, die selbst katholische Fürsten erzittern lässt.

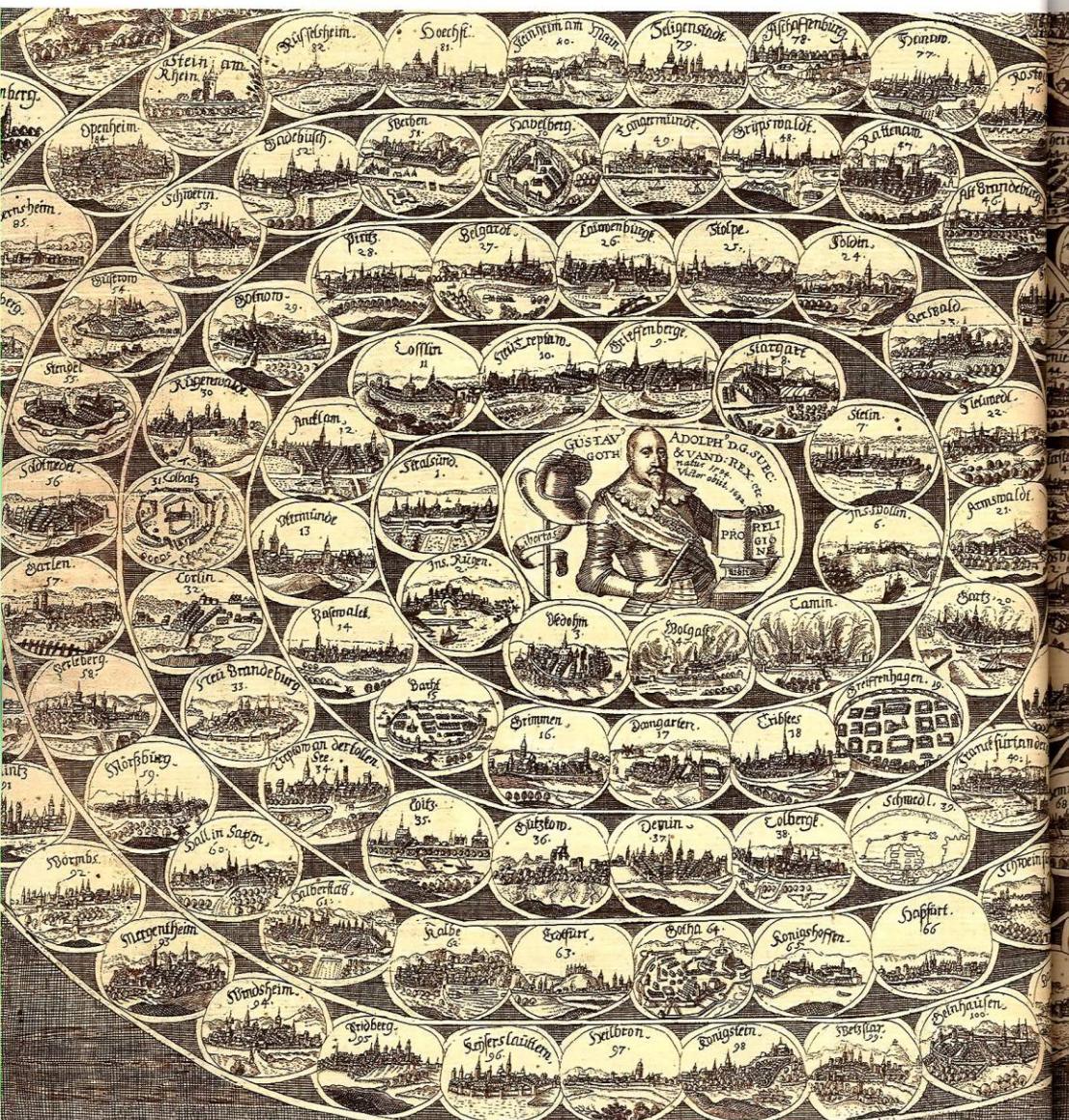
„Ich vermerke daraus, dass ihm nicht wohl bei dem Handel ist“, schreibt Wallenstein spöttisch an einen Offizier über Kurfürst Maximilian von Bayern.

Doch der Herrscher in München braucht den fähigen General ebenso wie





Wagen und Karren, von Händlern vielleicht oder Flüchtlingen, werden Opfer einer Söldnertruppe (Jan Brueghel d. Ä. und Sebastian Vrancx). Soldaten wie diese plündern das Land aus, durch das sie ziehen. Auch deshalb wirbt Wallenstein so ungemein viele Kämpfer an: um in den Regionen jeden Widerstand brechen zu können





Zwei Eigenschaften machen Gustav II. Adolf zum gefürchteten Feind: sein Genie als Feldherr, das ihn 1630/31 wie auf einem »Spaziergang«, so Zeitgenossen, siegreich durch Deutschland führt. Und sein Gespür für Propaganda: Er lässt sich von Bewundernern als »Befreier der Protestant« oder »Löwe aus Mitternacht« feiern. In dieser anonymen Radierung sind die von ihm eroberten Städte und Festungen wie Perlen einer Kette aufgereiht



Bildnis des Kurfürsten Maximilian von Bayern, des mächtigsten katholischen Fürsten – und Rivalen Wallensteins

der in Wien. Zwar sind die gegen das Joch der Habsburger aufbegehnenden Adeligen und Städte in Österreich, Böhmen und Mähren geschwächt, auch in Südwestdeutschland, wo Maximilians General Johann Tserclaes Graf von Tilly einmarschiert ist. Zwar ist der Westen, wo die Erzbischöfe von Trier, Mainz und Köln dominieren, kaisertreu geblieben.

Doch das Land zwischen Sachsen und Nord- und Ostseeküste ist protestantisch und eignisnig. Mit dem Dänenkönig Christian IV. stellt sich den Norddeutschen ein protestantischer Monarch zur Seite, der auch für sich selbst gern Ländereien aus dem Reich schneiden würde.

Also zieht Wallenstein nach Norden.

Wohl kein Heerführer vor ihm hat so klar das Wesen des Landsknechtkrieges erfasst wie er. Regelmäßige Steuern, eine effiziente Verwaltung gibt es kaum. Wer Soldner hält, muss aus dem Land Geld und Nahrung herauspressen, Waffen und Kleidung, Wein und Heilsalben, Heu für die Pferde, Eisen für Karrenreifen, Blei für Kugeln. „Bewaffnete Bettler“ nennt Wallenstein die Soldaten.

Ein kleines Heer, erkennt der Feldherr vor den meisten Fürsten, mag wenig kosten – doch ist es zu schwach, aus dem Land auch nur einen Taler herauszwingen. Wer würde den Landsknechten Silber geben, wenn man ihnen gefahrlos das Stadttor vor der Nase zuschlagen könnte? Ein großes Heer ist zwar teuer. Doch Zehntausende Soldaten lassen sich nicht davonjagen. Denen gibt man, was

sie fordern, und wer dies nicht tut, von dem holen sie es sich mit Gewalt.

Da sich der Gegner genauso versorgt, ist der Marsch die höchste soldatische Kunst, nicht der Kampf. Ein Feldherr muss sein Heer dorthin führen, wo er den Feind am besten ausplündert, das eigene Land möglichst schützt und den Gegner aus bereits leergeraubten Landstrichen nicht mehr entkommen lässt.

Nie darf sich ein General die Schlacht aufzwingen lassen, sondern muss ihren Zeitpunkt selbst bestimmen – dann, wenn er drückend überlegen ist.

Deshalb geht Wallenstein systematisch vor, langsam, gründlich, gnadenlos. Lässt Tausende Landsknechte werben und mit Musketen und Piken ausrüsten (oft aus Friedlands Manufakturen, der Kaiser zahlt's). Marschiert erst los, wenn er alle Truppen beisammenhat. Zieht, wo immer möglich, durch Feindesland und lässt es plündern. Besetzt Pässe, Flussübergänge, Festungen. Schnürt den Gegner ein. Und stellt ihn dann zum Kampf.

1627 schlägt er die dänisch-protestantischen Truppen entscheidend und lässt seine Landsknechte bis tief nach Jütland marschieren. Im Jahr darauf ernennt der Kaiser Wallenstein zum „General des Ozeanischen und Baltischen Meeres“ und zum „General-Oberst Feldhauptmann“. Wallenstein ist nun eine Art Militärdiktator Deutschlands.

Und er rafft weiter Land zusammen.

Das Herzogtum Mecklenburg wird von zwei Brüdern regiert, die sich mit dem Dänenkönig verbündet hatten. Wallenstein vertreibt sie, besetzt ihr Land – und lässt sich 1628 vom Kaiser auch zum Herzog von Mecklenburg erheben.

Was treibt ihn dazu? Mecklenburg ist noch größer als Friedland und, anders als diese in Böhmen liegende Herrschaft, ein Teil Deutschlands. Die wichtigen Handelsstädte Rostock und Wismar, ein erheblicher Teil der deutschen Ostseeküste sind nun in seiner Hand.

Aber um welchen Preis?

Die vertriebenen Brüder kämpfen gegen ihn. Und alle deutschen Fürsten,



Nicht einmal Frieden für die Toten: Treiben Generäle ihre Truppen doch einmal in die Schlacht, bleibt derjenige Gewinner, der »das Feld behauptet«. Fliehen die Gegner, führen die Sieger Pferde und Gefangene ab, plündern den Tross und rauben die Leichen der Feinde und gefallenen Kameraden bis auf das Hemd aus [»Schlachtfeld« von Pieter Snayers]



gleich ob Katholiken oder Protestanten, sind schockiert: Wenn der Kaiser in Mecklenburg eine alte Dynastie zugunsten Wallensteins vertreiben kann, dann überall im Reich. Wer ist da noch seines Landes sicher?

Sieh Wallenstein nicht die Gefahr? Ist ihm Friedland, ist ihm das Fürstentum Sagan in Schlesien, das er sich ebenfalls nimmt, ist ihm sein Palais in Prag, ist ihm die Macht an der Spitze von Europas wohl größter Armee noch nicht genug?

Merkt der Feldherr nicht, dass ihm niemand mehr traut? Die Protestanten nicht, denen er immer mehr Land raubt. Und die Katholiken nicht, die sich bang fragen, wann sie an die Reihe kommen?

Was treibt ihn an, wo will er noch hin? Freunde hat er nicht, seine Offiziere und Verwalter bedrängt er mit harten, drängenden, präzisen Befehlen, droht oft auch mit „henken“. Seine erste Frau war eine reiche Witwe, älter als er, sie ist längst tot. Die zweite ist jung, doch fern auf Schlössern in Böhmen. Ein Sohn wird den beiden geboren, im November 1627; ein paar Wochen später ist er schon gestorben. Danach haben beide keinen Sohn mehr – niemanden, für den Wallenstein dies alles zusammenraffen könnte, keinen Erben, für den er in Kämpfen ein Reich erstreiten müsste.

Die Sternenkundler mögen seine Seele besser kennen als andere. Wallenstein glaubt an die Macht der Konstellationen, kalt und rechnend: Denn die Astrologie ist ihm nur ein weiteres Mittel, sich Wissen und damit Vorteile zu verschaffen.

Als er ein junger Mann war, stellte ihm der berühmte Johannes Kepler zwei Horoskope. Seit 1629 dient ihm der Italiener Giovanni Battista Senno als Sternendeuter. Ein Niemand, von einem seiner Offiziere einst aus Siena mitgeschleppt. Nun aber ein Herr, weil er das Ohr eines noch höheren Herrn hat. Eine durchsichtige, verschlagene Gestalt.

Kein kluger Kopf um Wallenstein, der ihm zur Vorsicht, zum Innehalten riet. Auch in Wien, das er nun meidet, werden seine Gönner in den flüsternden Kreisen

der Höflinge weniger. Längst glauben dort viele, dass sich der Kaiser von seinem Feldherrn abhängig gemacht habe, dass nicht der Monarch mehr Herr im Reich sei – sondern Wallenstein.

Auch die Fürsten drängen auf die Abberufung des Gefürsteten, und von denen niemand mehr als Kurfürst Maximilian von Bayern, ohne den die katholische Sache im Reich wohl zusammenbrechen würde. Sondergesandte mit geheimen Depeschen gehen zwischen München, Mainz und Köln hin und her, da wird gedroht und beschworen und manches Gerücht weitergetragen.

Selbst Ferdinand II. hat seit Jahren nicht mehr mit seinem General geredet, denn der zieht ja immerfort durch das Reich. Gegen wen eigentlich? Der Dänenkönig ist geschlagen, aufständische protestantische Fürsten sind unterworfen oder zum Frieden bereit. Weshalb besteht dann Wallenstein in seinen Briefen an den Monarchen darauf, das Heer so groß zu erhalten?

Im Sommer 1630 sind Höflinge und Fürsten am Ziel: Ferdinand II. entlässt seinen General. Und Wallenstein, der mächtige, düstere, rätselhafte Wallenstein, wehrt sich nicht, sondern nimmt es hin. Verabschiedet sich von seinen Offizieren und reist heim nach Friedland.

In Wien und München und anderswo jubeln die hohen Herren heimlich und manchmal auch weniger heimlich. Dort scheint niemand zu ahnen, dass sie sich keinen fataleren Zeitpunkt hätten aussuchen können. Nur ein paar Monate, dann werden sie den Feldherrn, den sie entmachtet hatten, um Rückkehr anflehen.

DENN DER KRIEG ist ja nicht vorüber. Das römisch-deutsche Reich ist längst zum europäischen Schlachtfeld geworden.

Spanische Heere marschieren aus dem von Madrid beherrschten Norditalien den Rhein hinunter, gegen die Niederländer. Und in Preußen, in dem viele Menschen Deutsch sprechen, das aber ein Lehen des polnischen Königs ist, steht seit 1626 die mächtige „Royal

Armee“ unter König Gustav II. Adolf. Glänzend tritt der Monarch auf, glänzend redet er, glänzend führt er seine Soldaten von Sieg zu Sieg. Schon als Sechsjähriger ist der Spross aus dem Königsgeschlecht der Wasa von seinem Vater auf einen Feldzug mitgenommen worden, seither denkt er soldatisch.

Doch ein engstirniger Befehlsgabe ist er nie gewesen. Welches gekrönte Haupt Europas könnte sich mit seiner Bildung messen? Schwedisch, Deutsch,

Latein, Italienisch, Französisch, Niederländisch, Englisch, Spanisch, Russisch, Polnisch spricht er gut oder leidlich, wurde unterrichtet in Mathematik und Optik, in Jura und Rhetorik.

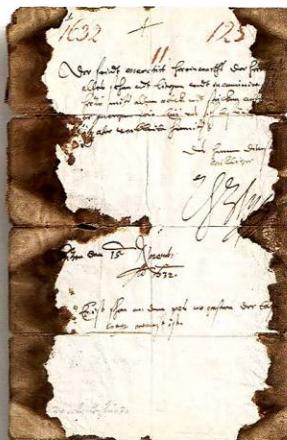
Ist Gustav Adolf nicht nach Herkunft, Aufreten, strahlendem Äuferen das Gentleman des düsteren Wallenstein? Tatsächlich aber eint sie militärisches Talent und unersättliche Gier.

Gustav Adolf sieht die Schweden als Erben der Goten. So wie die einst zur Völkerwanderung Europa durchzogen, so sollten es die Schweden nun wieder tun: Sein Volk „lässe sich nicht innerhalb der Grenzen des Vaterlandes einketten“, verkündet er.

Der König ist noch keine 23 Jahre alt, da raubt er Russland alle Zugänge zur Ostsee, verteilt das eroberte Gebiet als Beute an seine Gefolgsleute.

Dann Polen: Von 1621 an verheert er das Land. Als er acht Jahre darauf einen langen Waffenstillstand schließt, untersteht auch die polnische Küste von Reval bis Danzig dem Zepter Gustav Adolfs.

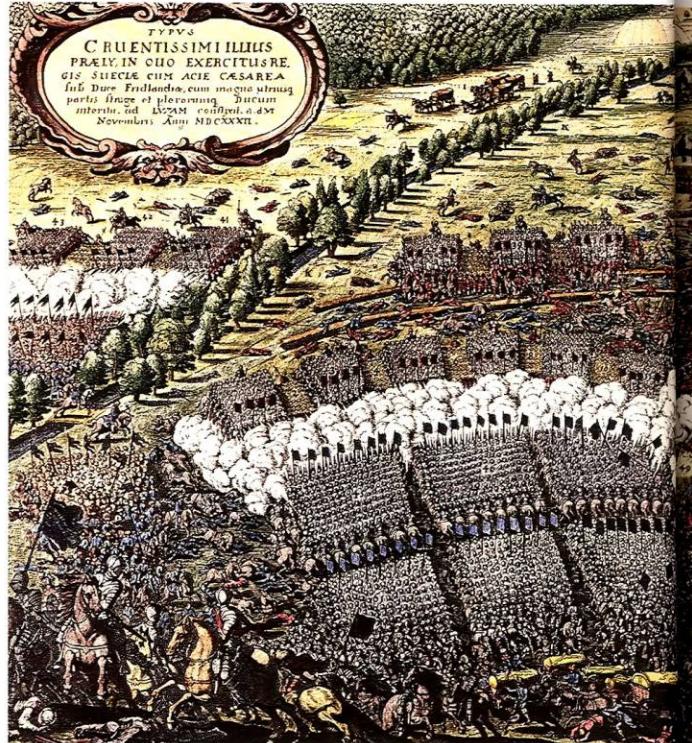
Nun Deutschland: Am 20. November 1629 beschließen der König und seine Ratgeber, das Reich zu überfallen. Die Gelegenheit scheint günstig zu sein. Gustav Adolf ist ein erzprotestantischer Herrscher. (Der, so geht das Gerücht, persönlich im Kerker anwesend war, als in seinem Reich Katholiken gefoltert und



Lützen, 16. November 1632:
Wallensteins Heer (im Vordergrund dieses Stiches von Matthäus Merian d. Ä.) steht in dichten Reihen von der brennenden Stadt entlang der Straße bis zum freien Feld links.

Die Schweden (Hintergrund) greifen an. Den Kaiserlichen explodiert gerade ein Pulverwagen (Mitte). Ohne die Gegenattacke der Reiter Feldmarschall Pappenheims am linken Flügel würden sie die Schlacht verloren. Stunden zuvor hat Pappenheim

Wallensteins schriftlichen Hilferuf erhalten. Er trägt ihn unter dem Wams – wo er mit Blut befleckt wird, als ein Geschoss den Offizier tödlich verwundet (oben)



hingerichtet worden sind.) Sein skandinavischer Rivale, der Dänenkönig, ist in Deutschland geschlagen worden. Wer könnte die Protestanten dort – im Land Luthers! – nun noch vor Wallensteins Armee bewahren? Nur Gustav Adolf, König der Schweden, „Löwe aus Mitternacht“, wie ihn Bewunderer titulieren, Retter der Protestanten!

Was tut es da zur Sache, dass kein protestantischer Fürst im Reich den Schweden zu Hilfe ruft? Dass Gustav Adolf sich etwas später für den Krieg ausge rechnet mit dem katholischen Frankreich verbünden wird, wo die Protestanten systematisch verfolgt, entmachtet, ermordet worden sind? (Weil die Franzo-

sen im Kampf gegen die Habsburger in Deutschland und Spanien jeden Verbündeten brauchen – und weil, im Gegenzug, der schwedische Monarch hofft, mit französischem Geld seine Söldnerarmee zu finanzieren; siehe Seite 122.)

Mag sein, wahrscheinlich sogar, dass Gustav Adolf tatsächlich glühender Lutheraner ist. Doch gerade weil er fromm ist, sieht er sich bei jeder Eroberung im Recht, da seine Sache ja die gerechte ist.

Mag aber auch sein, dass dies alles nur Blendwerk ist, inszeniert, um im Reich Verbündete gegen den Habsburger zu gewinnen. Denn im Geheimen teilt der König seinen Räten ebenso gelehrt wie lakonisch mit: „Si Rex vixor, illi

praeda erunt.“ – „Wenn der König Sieger ist, werden jene Fürsten Beute sein.“

Am 6. Juli 1630 ankert die schwedische Flotte vor Usedom. Eine Schaluppe rudert Gustav Adolf an den Strand. Der kniet in den Sand und dankt Gott. „Je mehr Betens, desto mehr Siegens!“, soll er seinen Männern zugerufen haben. Es sind wohl kaum 14 000 Soldaten, eine eher kleine Invasionsarmee.

Doch was für eine!

Denn während in Wien und München noch die Intrigen gegen Wallenstein gesponnen werden, wirbt der Schwedenkönig weitere Landsknechte. Manche protestantischen Fürsten schließen sich seinem Heerzug begeistert an. Die wich-



tigsten jedoch, die Herren von Brandenburg und Sachsen, muss er zum Bündnis zwingen.

Die Kurfürsten in Berlin und in Dresden, die sich bis jetzt in den Kämpfen kaum hervorgetan haben, können dabei nichts gewinnen: Wenn sie nun gegen den Kaiser marschieren und verlieren, könnte es ihnen ergehen wie den Herzögen von Mecklenburg. Siegen sie mit Gustav Adolf gegen den Kaiser, bleibt der Schwedenkönig im Land, wie schon in Russland und Polen.

Doch der Wasa-Herrscher lässt den Zögerlichen keine Wahl: Seine Armee steht bereits im Land. Brandenburg und Sachsen schließen sich ihm notgedrungen an. Pommern und Mecklenburg fallen Gustav Adolf sofort zu – der lässt die Brüder wieder im Herzogtum einsetzen, ein schöner Propaganda-Erfolg gegen Wallenstein.

Und während der entlassene Feldherr – düster, grollend, schweigend – in Friedland verhaftet, führt im Namen des Kaisers, des bayerischen Kurfürsten und der katholischen Sache General Tilly sein Heer 1631 bei Breitenfeld gegen die Schweden und ins Verderben (siehe Seite 70). Es folgt ein Triumphzug, wie es in diesem Krieg noch keinen gegeben hat und auch nie wieder geben wird.

Eine „Lustreise“ sei nun alles, was da komme, schreibt ein Beobachter über den Heerzug Gustav Adolfs. Würzburg und große Teile Frankens fallen an ihn, Frankfurt am Main, die alte Kaiserstadt, und die Erzbischöfsresidenz Mainz.

Im Winter 1631 auf 1632 darf sich der Schwedenkönig als der mächtigste Monarch Europas fühlen. Niemand kann sich ihm entgegenstellen – der Kaiser schon gar nicht.

120 000 Mann hat Gustav Adolf im Frühjahr 1632 unter Waffen. Im April schlägt er Tilly bei Rain am Lech erneut. Der alte Feldherr wird verwundet und stirbt nach einigen qualvollen Tagen.

Nun hat Maximilian von Bayern, seit 1618 einer der eifrigsten Kriegstreiber in einer an Kriegstreibern reichen Zeit, zum

ersten Mal feindliche Soldaten im eigenen Land.

Und die plündern – gründlicher als je ein Heer zuvor. Gustav Adolf hat auf seinen Feldzügen im Osten das Prinzip der verbrannten Erde gelernt: Das ist schlimmer, als Landksnechte zu versorgen. Schlimmer, als einer Soldateska einmal die Zügel zu lassen zu Schändung und Raub. Dies ist die systematische und möglichst vollständige Zerstörung feindlichen Landes, damit der Gegner sich niemals wieder erholen kann.

Und während in Bayern Dörfer brennen, verschont er die protestantisch gesinteten Städte Nürnberg und Augsburg, die er zwar besetzt, doch milde behandelt. Milde auch – und Welch ein Triumph! – sein Einzug nach München.

Kurfürst Maximilian ist längst geflohen und fleht um Hilfe. Bei seinem alten Feind, dem verhassten Wallenstein.

DER SITZ IM SCHLOSS zu Gritschin in Friedland. Gerüchte bei Höflingen und Soldaten: dass er fürchterliche Rache plane, am Kaiser, am Kurfürsten Maximilian. Dass er sich mit den Protestantischen verbinden wolle. Dass er seine Nächte mit dem Sternendeuter verbringe, dem Signor Battista, und was sie da wohl aus-

heckten, der verbitterte General und der undurchsichtige Astrologe?

Beweisen lässt sich davon nichts – dafür aber anderes: Je länger Gustav Adolfs Siegeszug dauert, desto größer wird die Angst, schließlich die Panik beim bayrischen Kurfürsten und beim Kaiser. Keiner ihrer Generäle, so glauben sie und haben recht damit, könne es mit dem „Löwen aus Mitternacht“ aufnehmen.

Schon im März 1631 äußert Ferdinand II. deshalb gegenüber einem Höfling Bedauern über die Entlassung Wallsteins, im April lässt er verbreiten, er wünsche den Feldherrn zurück, im Mai bittet er ihn offiziell in einem Brief.

Der aber wartet. Neut Gerüchte bei den Höflingen und Fürsten: dass Wallenstein in jenem Sommer und Herbst 1631, da Tilly verliert und die Schweden Süddeutschland verheeren, sowohl mit dem Kaiser als auch mit Gustav Adolf verhandelt.

Will er wirklich, gründewahnhaft geworden, die beiden mächtigsten Potentaten Europas gegeneinander ausspielen? Was verlangt er? Die Königskrone von Böhmen, wie manche sich erzählen? Beweisen ist dies nicht.

Vielelleicht ist dieses Zögern aber auch banaler zu erklären: Der Kriegsherr ist



Söldner plündern ein Bauernhaus (Gemälde von Sebastian Vrancx, vor 1647): Brutaler Alltag im Krieg. Fast scheint es, die Männer Gustav Adolfs führten einen Krieg gegen Bauern. Nicht gegen Wallenstein, der mit seinen hungernden Landksnechten ebenfalls räubend durch das Reich zieht

des Krieges müde geworden. Die Gicht steckt Wallenstein im Leib. 48 Jahre wird er in diesem Herbst – den meisten Menschen dieser Epoche bleibt da nur noch wenig Lebenszeit. „Denn zuletzt, wenn die meisten Länder in Asche liegen, wird man Fried machen müssen“, schreibt er einem Offizier.

Der Kaiser aber will, dass Wallenstein den Krieg führt – mit jedem Meter, den die Schweden vordringen, desto dringender. „Wie ich mir denn die verlässliche Hoffnung machen will, dass Euer Liebden, die in der gegenwärtigen Not mich begriffen sehen, mir nicht aus den Händen gehen, viel weniger mich verlassen werden.“

Kein Befehl mehr, ein Flehen. Doch Wallenstein zierte sich noch immer.

Dabei hat er längst keine Wahl mehr. Denn protestantische Truppen – ein paar Tausend Mann, nicht das Haupttheer Gustav Adolfs – erobern sogar Prag. Stacheln die Bauern in Friedland zu Plündерungen an. Nun brennt auch Wallensteins sorgfältig gepflegtes Land.

Wallenstein weiß, dass er Friedland verlieren könnte, wie er Mecklenburg verloren hat – wenn er sich nicht wehrt. Am 15. Dezember 1631 kommt er dem kaiserlichen Bitten nach und wird wieder Generalissimus.

Welch ein Triumph, auf diese Art vom Kaiser ins alte Amt zurückgeholt zu werden! Welche Genugtuung, in Briefen des Bayern zu lesen, dass Kurfürst Maximilian hofft, „Euer Liebden werden mich nit lassen zuschanden werden“.

Wallenstein kostet diesen Sieg auf seine Art aus. Es ist Winter, Zeit für Verstärkung. Die demoralisierten, armeligen Reste des kaiserlichen Heeres lagern vor allem in Böhmen, Mähren, Österreich. Er lässt neue Landsknechte holen, schickt Werber aus bis in die Niederlande und nach Ungarn, denn in Deutschland findet er nicht mehr genug Männer; die vielen Krüppel schrecken auch die Wagemutigsten ab.

Der Generalissimus erhöht das „Handgeld“, den ersten Sold, bei der



Der katholische Feldherr
Johann Tserclaes Graf von Tilly
kommt in einer der Schlachten
gegen die Schweden um

Werbung zu zahlen, von den üblichen vier bis fünf Talern auf 15, auf 20. Er nimmt auch Deserteure wieder auf.

Macht Heinrich Holk zum Generalwachtmüster und zu seiner rechten Hand, einen einäugigen Haudegen, der einige Jahre zuvor noch gegen ihn kämpfte, ein Däne, ein Protestant zudem. Doch fähig – und eine finstere Sagen-

sehr aus, dass er seine Soldaten auf Dauer dort nicht ernähren kann. Soll er seinen Triumphzug nach Süden fortsetzen, von Bayern gen Wien marschieren? Verlockende Aussichten – und der Schrecken des Kaisers.

Doch der schwedische Monarch ist zu erfahren, um in diese Falle zu gehen: Zöge er weiter, so bliebe das riesige Heer Wallensteins in Böhmen und damit in seinem Rücken zurück.

Wer könnte den kaiserlichen Feldherrn dann hindern, von Böhmen aus nach Norden zu marschieren, schwedisch-protestantische Stellungen im Land zu erobern und Gustav Adolf von seiner Heimat abzuschneiden? Der König säße in einem ausgeplünderten Land gefangen, selbst wenn er Wien eroberte.

Einfach nur dadurch, dass er seine Armee am Ort hält und immer weiter vergrößert,entreißt Wallenstein dem „Löwen aus Mitternacht“ die Initiative.

Der Kaiser fleht Wallenstein an, ihn vor Gustav Adolfs Armee zu retten

gestalt für die Bauern und Städter wegen seiner brutalen Plünderungen.

130 Regimenter will Wallenstein haben, mehr als 200000 Soldaten unter Waffen. (Tatsächlich wird er kaum je die Hälfte dieser Truppen gleichzeitig kommandieren.) Dazu einen Tross. Dazu Kanonen. All das kostet Zeit.

Während Gustav Adolf Bayern verheert, organisiert Wallenstein seine Truppen, wartet ab – und als er endlich marschiert, marschiert er in Böhmen, um die Protestanten von dort zu vertreiben.

Kurfürst Maximilian ist verzweifelt. Und nicht nur er klagt, dass Wallenstein dem Feind mit Absicht frei Hand lässt, um sich so an Bayern zu rächen: schwedische Truppen als Werkzeug der perfiden Rache Wallensteins.

Das mag wahr sein oder nicht, unbeweisbar ist es allemal. Wahr ist aber auch, dass Wallensteins Strategie aufgeht. Gustav Adolf plündert Bayern so

Gustav Adolf bestimmt nicht länger, wo hin er sein Heer führt – er muss plötzlich reagieren, will er sich nicht in höchste Gefahr begeben.

Der Schwedenkönig teilt sein Heer. Lässt Truppen tief in Bayern zurück, eilt selbst an der Spitze von 18000 Mann wieder nordwärts. Mit anderen protestantischen Verbänden im bedrohten Hinterland will er sich vereinen und dann Wallenstein ausschalten.

Der jedoch marschiert ihm plötzlich entgegen und stellt ihn mit überlegenen Truppen in Nürnberg. Von Anfang Juli bis Mitte September liegen sich die beiden Rivalen dort gegenüber: Gustav Adolf in der zur Festung ausgebauten protestantischen Reichsstadt, Wallenstein in einem verschantzen Lager bei Zirndorf. Es ist heiß. Die Stellungen sind überfüllt, nicht nur Tausende Landsknechte, auch Bürger Nürnbergs und geflohene Bauern harren in Schmutz und



Je länger der Krieg währt, desto verrohter werden die Landsknechte
(»Reiterschlacht am Waldrand«, Gemälde von Jacob Martsen, 1646). Viele
sind ehemalige Bauern und Handwerker, die in den ständigen Plünderungen
alles verloren haben. Manche sind so jung, dass sie nichts anderes
mehr kennen als Überfälle und Kämpfe, Gewalt und Tod



Enge aus. Wasser, Brot, Heu für die Pferde, alles wird knapp. Seuchen wüten in beiden Armeen.

Einmal entbrennt ein heftiges Gefecht um Zirndorf. Hunderte verbluten, und am Ende sind die Stellungen wie zuvor.

Am 18. September 1632 schließlich marschiert Gustav Adolf Richtung Westen davon. Wallenstein lässt ihn gehen, wagt keine Schlacht – zur fassungslosen Wut des Kurfürsten Maximilian, der wohl sieht, wie hungrig, wie dezimiert die feindliche Armee inzwischen ist.

Doch den kaiserlichen Soldaten geht es kaum besser. Ein Triumph, so sieht es Wallenstein, ist Nürnberg allemal: Gustav Adolf habe den Nimbus des Unbesiegbaren eingebüßt. Im Winter will Wallenstein wieder rüsten, dem angeschlagenen Gegner dann im nächsten Frühjahr aus überlegener Stellung den Todesstoß versetzen.

Ein strategischer Fehler.

Der kaiserliche Feldherr führt seine „bewaffneten Bettler“ nach Sachsen, ins Land des halbherzigen Verbündeten der Schweden. Sollen sie dort hausen – vielleicht wird der Kurfürst in Dresden ja dann in langen, düsteren Nächten seine Allianz überdenken.

Gustav Adolf beurteilt die Lage ähnlich. Doch soll er den Winter über tatenlos zusehen, wie seine Lage unhalbar wird? Als ihm Späher melden, dass Wallenstein seine Armee in sächsische Winterlager verteilt, erkennt er seine Chance: Er macht kehrt und peitscht sein Heer in Eilmärschen voran. Wenn es ihm gelingt, Wallenstein zu überraschen, dann wird er ihn stellen, bevor der Truppen zurückholen kann.

Deshalb führt Gustav Adolf seine Armee nach Lützen. Und sein Plan geht auf: Wallenstein ist ihm dort unterlegen, in panischer Eile müssen seine Soldaten sich verschansen. Der Entscheidungsschlacht aber kann er nicht ausweichen.

LÜTZEN, DIENSTAG, 16. November 1632,
gegen 8.00 Uhr. Nebel. Wallenstein hat seine Soldaten aufgestellt: von Lützen

an der rechten Flanke zweieinhalb Kilometer die sich nordwestwärts windende Straße entlang. Bei der Stadt, gedeckt von Gartenmauern und Windmühlen, vier Schwadronen Panzerreiter, dazwischen Musketiere; 14 schwere Kanonen davor, hastig aufgeschüttete Wälle, Gräben. Fünf Divisionen zu 1000 Musketieren und Pikenieren im Zentrum, an ihren Seiten Reiter. Am linken Flügel kroatische, polnische, ungarische Kavalleristen und Fußtruppen, sieben Kanonen, vor Zentrum und linkem Flügel verteilt in langer Kette.

In einer zweiten Reihe, ein paar Hundert Meter hinter der Frontlinie, noch mehr Reiter und Schützen mit Arkebusen. Und als Reserve eine dritte Reihe.

Wallenstein sitzt auf. Persönlich führt der Feldherr seine Schlacht, brüllt Befehle, stürzt sich ins Getümmel, seinen Soldaten Vorbild und Anspruch zugleich.

Er, der sich, um die Qualen der Gicht zu mindern, am liebsten in Kutsche oder Sänfte tragen lässt, zwingt sich auf das Ross. Die Steigbügel hat er mit Seide umkleiden lassen. Fraglich, ob der Stoff die Schmerzen in den Füßen wirklich lindert.

Der rechte Flügel bei Lützen ist Wallensteins stärkste Stellung, hier kommandiert er selbst. Das Zentrum wird sich, so hofft er, im Schutz des Schützengrabens halten können. Doch links fehlen ihm die Kämpfer, da fasert seine Ordnung aus auf freiem Feld: keine Wälle und Gräben, keine Häuser, keine Hügel oder Wälder, hinter denen man sich festsetzen könnte. Immer besteht die Gefahr, dass die Reiterei hier zurückgedrängt, dass sie gar seitwärts umgehen wird, sodass der Feind in den Rücken der eigenen Reihen fallen könnte. Papenheim muss seine Reiter hierhin führen – wenn er denn kommt.

Noch ist er nicht da. Und so begibt sich zunächst der einäugige Holk an die linke Seite und stellt die Männer zum Kampf auf.

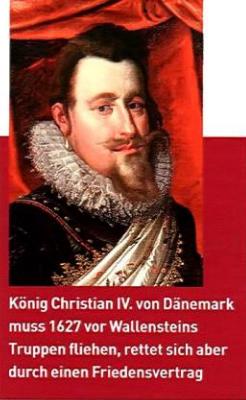
Zuvor schärft ihm Wallenstein wohl noch einmal das Ziel ein. Später wird

man einen blutbesudelten Schlachtplan finden, wahrscheinlich von einem Offizier nach den Anweisungen des Feldherrn gezeichnet. Auf keinen Fall angreifen! In den Stellungen verharren, die Schweden kommen lassen, ihren Vormarsch mit mörderischem Feuer empfangen. Wallenstein, wird Holk später berichten, wolle eher krepieren, als auch nur einen Fuß breit zu weichen.

Doch krepiert wird zunächst nicht. Milchiger Nebel zieht über die Felder, quillt hoch aus Bächen, verengt sich mit dem graus schwarzen Rauch der Feuer, die in Lützen wüten.

Wo sind die eigenen Männer? Wo steht der Feind? Nichts ist zu sehen. Und der weiße Dunst verzerrt auch alle Laute, lässt Befehle, Trompetensignale, Rufe, Waffengeklirr, Pferdewiehern von überall und nirgendwo erschallen.

Gustav Adolfs Verwirrung ist nicht geringer, der Druck, der auf ihm lastet, noch viel größer. Er weiß ja, dass Wallenstein seine Soldaten weit verstreut in die Quartiere geschickt hat. Jede Stunde, die er verstreichen lässt, könnte dem Kaiserlichen eilig zurückgerufene Verstärkungen bringen.



König Christian IV. von Dänemark muss 1627 vor Wallensteins Truppen fliehen, rettet sich aber durch einen Friedensvertrag

Sichtkreis ihrer Musketiere und Pikeniere sprengen, die Blicke der Soldaten?

Klart es endlich auf? Noch immer Schleier in der Luft, doch dünnert jetzt. Gustav Adolf, stark kurzsichtig, glaubt, dass er die Stellung der Kaiserlichen erahnen kann. Lässt ein paar Kanonen zu einem Wäldchen auf einen Hügel zerren, wo sie besseres Schussfeld haben.

Bald röhren die Kartäunen, und wo der Nebel sich lichtet, quillt nun Pulverdampf hoch. Kanonenkugeln und Kartäunen aus geschlungenem Draht sollen beim Feind die Reihen lichten, sollen die Leiber der Soldaten und Reitpferde

hat“, wie Wallenstein bemerkt. In Reihen stürmen die Pikeniere und Musketiere gegen die hinter der Straße verschanzten Kaiserlichen an, die Reiter preschen vor, um aus kurzer Distanz mit Degen oder schwerer Kavalleriepistole dem Feind den Garaus zu machen.

Der schwedische linke Flügel rennt gegen das brennende Lützen an. Im Rauch erwartet sie Wallenstein: Die Soldaten geschützt hinter den Mauern der Gärten, nehmen die Angreifer mit Kanonen und Musketen unter mörderisches Feuer. Schon bald bedecken so viele Tote das Feld, dass die Schweden sich nicht weiter vorwagen, die Köpfe einziehen, Deckung suchen, sich einkraben.

In der Mitte aber rücken die Reihen gegen die Straße vor, überrennen sie, springen in den Gräben dahinter.

Die schwedische rechte Seite trifft auf Wallensteins linken Flügel, den schwächeren. Die finnischen und schwedischen Reiter schlagen die Gegner nieder, angetrieben vom König in seinem leuchtend gelben Lederkoller.

Nach nicht einmal einer Stunde ist der Sieg für Gustav Adolf nah: Seine Fußsoldaten haben die Gegner an der Straße zurückgedrängt, seine Reiter am rechten Flügel ihre Feinde verstreut. Schwenkt er nun mit seiner Kavallerie nach innen, so kann er dem noch in Lützen ausharrenden Wallenstein in die Flanke fallen.

Doch der Nebel wird wieder dichter, der Rauch beißender.

12.00 Uhr. Pappenheims Reiter sind da! Gegen Mitternacht hat der Feldmarschall Wallenstein dringenden Brief erhalten, er trägt ihn noch in der Brusttasche unter dem Wams. Hat sofort aufsatteln lassen und ist losgeritten, so schnell es auf den dunklen Wegen möglich war.

Pappenheim, Haudegen aus Franken und einer von Wallensteins fähigsten Offizieren, verliert nicht eine Sekunde. Mit seinen 2300 Mann fällt er den schwedischen rechten Flügel an. Dann tauchen noch mehr Kaiserliche auf: Kürassiere, Panzerreiter in schwarzen, schweren

Dichter Morgen Nebel verzögert die Schlacht um entscheidende Stunden

Hoch zu Ross reitet der schwedische König die Schlachtordnung ab, ein Streiter in gelbem Leder, in Federhut und glitzernden Sporen. Die Fußtruppen hat er im Zentrum auf freiem Feld massiert, die Reiter links und rechts davon aufgestellt. Davor Kanonen, gleichmäßig verteilt. Er selbst befiehlt den rechten Flügel – steht also dem schwächsten, dem linken Flügel Wallensteins gegenüber.

8.30 Uhr. Nebel. 9.00 Uhr. Nebel. Was mag in den Köpfen der Feldherren vorgehen? Werden sie beten? Noch einmal alle Züge, alle Umgehungsmanöver, Hinterhalte durchdenken? Spüren sie, wenn sie denn einmal wie Spukgestalten für Sekunden aus dem Dunst in den

zersetzen, sollen Schrecken in die Herzen der Gegner säen.

Doch es dauert einige Minuten, eine Kanone nachzuladen, zudem schießen sie ungern. Stundenlang müssten sie Geschosse feuern, um ein Heer kampferprobter Landsknechte zu erschüttern.

Diese Zeit aber hat Gustav Adolf im Nebel verloren. Zögert er noch länger, wird die früh hereinbrechende Novembernacht die Schlacht abbrechen, ehe eine Entscheidung gefallen ist.

Der König befiehlt den Angriff.

11.00 Uhr. Die eigentliche Schlacht beginnt mit „einer solchen *furia*, dass niemand je solches gesehen noch gehört

Rüstungen, die als Reserve zurückgehalten worden sind.

Die Reiter sprengen zwischen die Finnen und Schweden. Einige kroatische Schwadronen Pappenheims umkreisen das Getümmel, stürzen sich dann im Rücken Gustav Adolfs auf den Tross; ein Wagen brennt. Verwirrung. Vielleicht hätte der schwedische Monarch deshalb nur Minuten, nachdem er sich als Sieger glaubte, die Schlacht verloren, denn sein rechter Flügel ist in Konfusion.

Doch noch immer feuern die Kanonen hinein ins Gewimmel – und eine Drahtkugel zerfetzt Pappenheims Leib. Getreue zerren den Feldmarschall heraus, schleppen ihn in eine Kutsche, die nach Leipzig gepeitscht wird. Vergebens: Kein Arzt kann ihm mehr helfen. Wallensteins drängender Brief, getränkt vom Blut des Sterbenden, wird später nach Wien geschickt, Zeichen von Opfermut und Gewalt, aufbewahrt noch heute.

Als Pappenheim fällt, verlässt seine Reiter der Mut. Die Schweden behaupten das Feld, wenn auch mühsam.

13.00 Uhr. Wallenstein bei den Ruinen von Lützen, hoch zu Ross im Getümmel der Feinde.

Ein schwedischer Landksnecht wird später sagen, dass „er etwa vier Schritte vom Wallensteinen gewesen, wären acht Schüsse nach ihm getan, hätte sich ganz über den Sattel gelegt gehabt; ob er nun was bekommen, weiß man nicht“.

Er bekommt nichts ab, bleibt unverletzt. Vergessen die Gicht und die Schmerzen, oder gerade befeuert von der ewigen Qual im Körper, haut er mit dem Degen um sich, zwei Stunden lang. „Sehr tapfer“, wie der einäugige Holk vermerkt, der irgendwann zu ihm stößt.

Unwahrscheinlich, dass Wallenstein in jenen Augenblicken noch weiß, wie die Schlacht verläuft. Wo seine Schwadronen stehen, wo die des Feindes.

Und sein Gegner?

Was mag Gustav Adolf sehen mitten im Getümmel, in Nebel und Qualm? Vermutlich nicht viel, das aber schon, vielleicht haben es ihm auch einige Boten gemeldet: Sein rechter Flügel hält dem

Gegenangriff der Kaiserlichen stand, doch in der Mitte rückt der Feind nun vor. Viele hohe Offiziere dort sind gefallen oder verwundet. Kollabiert das Zentrum, ist die Schlacht verloren.

Für das, was nun geschieht, gibt es widersprüchliche Zeugenaussagen – dubiose Gewährsleute oft, Männer, die es aus zweiter, dritter Hand gehört haben, eher als Augenzeugen, denn die werden den Tag fast alle nicht überleben.

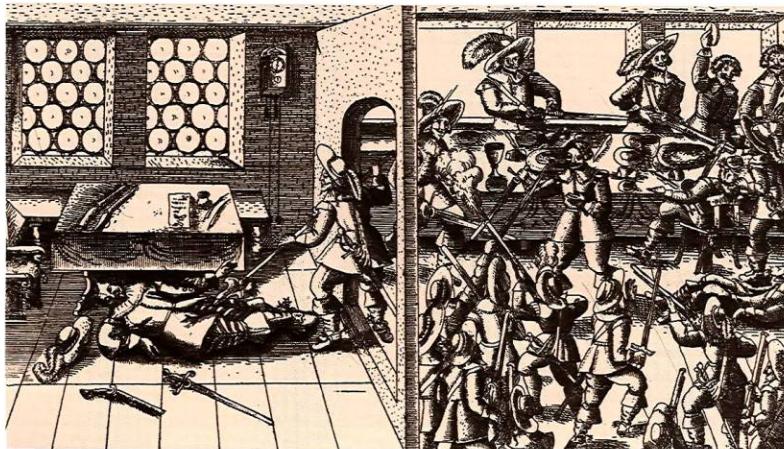
Gustav Adolf glaubt seinen rechten Flügel gesichert, das Zentrum aber bedroht. Er gibt seinem Pferd die Sporen und galoppiert mit einigen Begleitern quer zur Front Richtung Zentrum: schwedische Reiter sind um ihn.

Da treffen sie auf die Kürassiere, die schwarzen Panzerreiter der Kaiserlichen. Ein Kommando, die schwedische Kavallerie zieht sich zurück.

Der König jedoch hat dieses Kommando offenbar entweder nicht gehört oder ignoriert. Mag sein, dass der Kurzsichtige auch gar nicht die Gefahr erkennt, in der er schwelt.



Das »Reitergefecht« von Jan Martsen d. J. hält ein Scharfmützel fest, wie es sich ähnlich auch beim Tod des Schwedenkönigs zugetragen haben muss: Gustav Adolf gerät bei Lützen in eine Attacke schwarz gepanzerter kaiserlicher Kürassiere. Die fügen dem Monarchen mit Pistole, Degen und Lanze tödliche Verwundungen zu



Kaiser Ferdinand II. fürchtet 1634, dass Wallenstein die Seiten wechseln könnte – und lässt ihn auch deshalb von Offizieren töten. Dieses Flugblatt fügt das Attentat auf Vertraute des Feldherrn (im Bild rechts) und dessen Ermordung (links) zu einer Szene zusammen

Plötzlich galoppieren er und wenige Begleiter, einige Pferdelängen entfernt von der eigenen Kavallerie, im Niemandsland zwischen den Schweden und den Kürassieren. Ein Schuss fällt.

Die Kugel zerschmettert den linken Arm des Königs, ein Knochen bohrt sich durch den Lederkoller nach außen. Der Schmerz muss fürchterlich sein. Gustav Adolf, wohl halb besinnungslos, lässt seinen Degen aus der Rechten fallen, um den Zügel greifen zu können. Doch sein Pferd wird unruhig; im Getümmel trifft eine Kugel den Hals des Tieres.

Die Begleiter drängen sich um den Monarchen, versuchen vergebens, ihn aus dem Feuer zu ziehen. Eine zweite Kugel trifft Gustav Adolf unterhalb der rechten Schulter und fährt ihm in den Rücken. Ein Degenstich in den Arm. Dann geht das Pferd durch, galoppiert hinein in die Reihen der Panzerreiter.

Ein Bauchschuss. Eine Kugel im Kopf. Gustav Adolf stürzt vom Pferd, eine Spore verfängt sich im Steigbügel. Er wird mitgeschleift, kommt endlich frei, sinkt zu Boden. Ob er noch bei Bewusstsein ist? Weiß, was um ihn herum vorgeht durch den Schleier aus Schmerz?

Ein Kürassier, so wollen manche Zeugen wissen, habe am Gewand erkannt, dass da ein vornehmer Gegner gefallen sei, aber nicht, wer. Soll den Liegenden nach dem Namen gefragt haben.

„Ich bin der König von Schweden!“

Da habe der Kürassier seinen Panzerstecher genommen, eine schwere Stoßwaffe, und sei dem Monarchen damit in die Brust gefahren.

Sicher ist, dass die dunklen Reiter den Gefallenen plündern: Lederkoller, Hut, Ring, Halskette, Uhr, Stiefel. Gustav Adolf, der den Tag als wohl mächtigster König Europas begann, endet auf einem zertrampelten Feld, nackt bis auf drei Hemden und ein Paar Leinenstrümpfe.

18.00 UHR. Die Stille des Todes. Wallenstein, am Ende seiner Kräfte, hat sein Versprechen gehalten und keinen Meter preisgegeben. Einen Gegenangriff jedoch wagt er nicht. Vom Tod des großen Rivalen hat er vielleicht schon an diesem Abend vernommen.

Die Schweden schleppen sich in ihr Lager zurück. Mehr als 3000 ihrer Soldaten sind gefallen, etwa ebenso viele Kaiserliche.

Entschieden aber ist nichts.

„Das Blutbad hat sieben Stunden gewährt, und nach beiderseits unerhört erlittenen Schaden hat der einen Weg, der andere den anderen Weg sich rettiert“, schreibt Heinrich Holk, und selbst in den Zeilen dieses Plünderers und Schlächters schwingt noch der Schrecken mit.

Tatsächlich: Wallenstein glaubt, dass er durch die Schlacht nur ein paar, wenn auch entscheidende Stunden Zeit gewonnen hat. Noch in der Nacht zwingt er seinen erschöpften Soldaten den Rückzug nach Leipzig auf, weil er befürchtet, dass die Schweden bald mit heranrückender Verstärkung einen neuen Angriff wagen könnten.

Die Schweden, in Trauer und Zorn über den Tod ihres Königs, doch keineswegs ohne Disziplin und Hoffnung, können ihr Lager auf freiem Feld jedoch nicht halten, sind zu schwach, Wallenstein zu verfolgen – und ziehen stattdessen in Gegenrichtung davon, endlich ins Winterquartier.

GUT ZWEI JAHRE hat Gustav Adolf die Schweden durch Deutschland geführt.

Zwar haben sie ihren charismatischen König verloren, und niemals wieder wird ein Monarch aus Stockholm daran denken können, nach der Kaiserkrone des Heiligen Römischen Reiches zu greifen – die Tochter Gustav Adolfs und Thronerbin ist noch ein Kind.

Doch Lützen ist unentschieden ausgegangen. Schwedens Heer keinesfalls vernichtet. Neue Generäle treten an die Stelle des gefallenen Königs.

So hat Wallenstein gesiegt und doch nicht gesiegt. Hat dem großen Rivalen den Tod gebracht, dessen Heer aber ziehen lassen. Zerstört ist sein Traum von der finalen Entscheidung, die ihm die Macht im Herzen Europas gebracht hätte. Mit den Trümmern seiner eigenen Armee muss er das feindliche Sachsen räumen. Die Schweden aus des Kaisers Reich jagen? Unmöglich. Die protestantischen Fürsten aus der Allianz mit Stockholm hinauswringen? Selbst dazu ist er nun nicht mehr stark genug. Zumindest das Herzogtum Mecklenburg, seine eigene, größte Beute, wieder besetzen? Nicht einmal dies.

„Der König ist gewiss tot, mit vielen Wunden auf der Walstatt tot geblieben“, meldet Wallenstein an seinen Kaiser – als Postskriptum einer Ankündigung, sein Winterlager im Habsburger Erland zu nehmen, nicht auf feindlichem Boden. Triumphierend klingt das nicht.

Glückwünsche gehen dennoch bei ihm ein. Vom Kaiser. Von den Königen Polens und Spaniens. Von Hofschränzen. Selbst vom Heiligen Vater: „Dilecte fili Nobilis vir“: „Geliebter Sohn, Edler Herr...“

Doch was nützt es?

Ein Mysterium bis heute, was Wallenstein fortan denkt, was er plant.

Monatlang verkriecht er sich in Böhmen, residiert abwechselnd in seinem Prager Palais und in einem stattlichen Haus in Pilsen. Zwei, drei halbwegs vertraute Begleiter um ihn, böhmische und deutsche Adelige, die er reich gemacht hat. Der undurchsichtige Astrologe aus Siena. Und Ärzte.

Höher, schneller, weiter: FT Emerging Arabia

von den Chancen der arabischen Börsen profitieren. Weitere Infos und den aktuellen Verkaufsprospekt erhalten Sie von Ihrem Berater oder direkt bei uns: Telefon 069/9 20 50 200, „www.frankfurt-trust.de“.

FRANKFURT-TRUST
ASSET MANAGEMENT



Die Wirtschaft in der Golfregion boomt – und bietet auch in Zukunft hervorragende Perspektiven. Der FT Emerging Arabia legt in die attraktiven Aktien aus den Golfländern an. Und sichert Währungsrisiken weitgehend ab. So können Sie einfach und bequem

Im 50. Jahr steht er, schmerzgequält, bettlägerig oft; fiebglühende Augen, hohlwangig, schlaflos in der Nacht. Die Medici geben Pülverchen und Tinkturen, schmerzlindernd, das eine oder andere vielleicht auch euphorisierend. Ein kranker Mann auf jeden Fall, womöglich schon ein sterbender.

Er empfängt Gesandte und Offiziere, liest und diktirt Brief um Brief. Aber wozu? Emissäre und Schreiben tauscht er auch mit Sachsen, mit dem protestantischen Lager. Sondert Wallenstein die Möglichkeit zum Frieden? Dient er sich gar der Gegenseite an?

Selbst die Menschen, die er persönlich empfängt, wissen nicht, was sie von ihm halten sollen. Zu unklar sind seine Äußerungen. Hintergeht er den Kaiser? Oder hintergeht er die Feinde, indem er ihnen mit freundlichen Worten etwas vorgaukelt, nur um Zeit zu gewinnen, bis er sie desto sicherer vernichten kann?

Seltsam passiv ist Wallenstein 1633 jedenfalls, lässt das Jahr nach Lützen verstreichen, ohne einen größeren Feldzug zu führen. Immer drängender bittet ihn der Kaiser, bittet ihn der bayerische Kurfürst, nun doch endlich loszuschlagen.

Vergessen sind Dankbarkeit und Erleichterung in Wien und München nach dem Tod des Schwedenkönigs, dafür ist das alte Misstrauen wieder da. Ferdinand II. befiehlt in einem Brief im Dezember 1633 einen Feldzug: „Dies ist meine endliche Resolution, bei der ich gänzlich beharre und verbleibe.“

Wallenstein verweigert den Gehorsam. Am 13. Januar 1634 lässt er gar seine Offiziere im Winterquartier zu Pilsen zusammenrufen, einen Eid leisten und ein Dokument unterzeichnen, dass sie für Wallenstein Leib und Leben einsetzen würden: Der Generalissimus habe zurücktreten wollen, sie aber hätten ihn beschworen, beim Heer zu bleiben.

Offene Rebellion? Dem Wortlaut nach nicht, im Gegenteil: Die Offiziere beteuern, Wallensteins Rücktritt würde die Armee und mithin des Kaisers Macht



Der italienische Offizier
Octavio Piccolomini macht
unter Wallenstein Karriere –
und verrät ihn 1634

ruinieren. Doch die versteckte Botschaft im „Pilsener Schluss“ wird in Wien sehr wohl verstanden: dass die Armee Wallenstein loyal ist, nicht dem Kaiser.

Für Ferdinand II. ist das Hochverrat. Seit Monaten schon zirkulieren am Hof erneut Traktate und Briefe gegen den Feldherrn, eines verfasst vom Beichtvater des Herrschers selbst. Der Kurfürst von Bayern bedrängt Ferdinand. Nun dies, dieser Ungehorsam, ja diese Demütigung Seiner Kaiserlichen Majestät für jeden, der lesen kann.

Wallenstein, der ewige Militär, der Höflinge und Wien meidende Einzelgänger, unterschätzt die Raffinesse der Räte, unterschätzt wohl auch deren Mut – und überschätzt zugleich seine eigene Stellung bei den Offizieren.

Denn die sieht er, der ans Bett Gefeselte, ja kaum noch. Hört nicht, was die bei Wein und Speis besprechen, ignoriert oder spürt nicht die Unzufriedenheit der professionellen Beutemacher über die monatelange Untätigkeit, in der es nichts zu plündern gibt.

Genau dies verspricht ihnen irgendwann der Kaiser durch heimlich entsandte Emissäre: Beute, Beute, Beute.

Wallensteins riesigen Besitz nämlich.

Wenn sie sich, so signalisiert Ihre Majestät, gegen ihren Feldherrn wenden, dann sei der Pilsener Schluss vergeben

und vergessen. Und ihr Schaden solle dies nicht sein. Ländereien könnten sie haben, in Friedland und Sagan, Geld und Titel.

Die Nacht vom 24. auf den 25. Januar 1634 verbringt Ferdinand II. schlaflos, zerquält, im Gebet. Denn er hat, wie es ihm seine Räte vorgeschlagen haben, für Wallenstein und dessen engste Gefolgsleute angeordnet: „E numero mortalium exturbare.“ Sie „aus der Zahl der Sterblichen zu eliminieren“.

Ein kaiserlicher Mordbefehl.

DAS ENDE KOMMT am Faschingssamstag, dem 25. Februar 1634. Unter vielen, nicht allen Offizieren spricht sich in den Tagen zuvor langsam herum, dass der Kaiser Wallenstein für abgesetzt erklärt und welches Schicksal er ihm zugeschlagen hat. Der eine flüstert mit dem anderen. Nach und nach reiten die Obersten da-

Als die Söldner hereindringen, finden sie ihn im Hemd, nahe am Fenster. Ein fürchterlicher Hellebardenstoß reißt den Leib des Feldherrn auf.

„Quartier“, soll er gemurmelt haben. Möglich aber auch, dass Wallenstein stumm gestorben ist.

Am Ende bleibt das Rätsel, was Gustav Adolf und Wallenstein getrieben hat – und wohin es sie noch getrieben hätte.

Hat der schwedische König je wahrhaftig nach der Kaiserwürde gestrebt? Hätte er nach einem Sieg in Lützen Wien erobert und die Habsburger vertrieben? Was hätte er getan, wenn er Herr des Heiligen Römischen Reiches geworden wäre? Frieden geschlossen? Fast undenkbar. Oder weiter und immer weiter Kriege geführt, bis an die Grenzen Europas oder sogar darüber hinaus?

Zu spät erkennt Wallenstein die Verschwörer in den eigenen Reihen

von, manche allein, andere verschwinden über Nacht mit ihrem ganzen Regiment und melden sich in Wien.

Wallenstein, krank, isoliert, erkennt erst nach Tagen, dass da etwas vorgeht, wenn er wohl auch immer noch nicht wirklich ahnt, was.

Erst am 22. Februar bricht er auf, endlich misstrauisch geworden, und flieht nach Eger, einer Grenzfestung im Westen Böhmens, nah zum Land des offiziellen Feindes, zu Sachsen.

Drei Offiziere kommandieren die Truppen in Eger, Schotten und Iren. Die Söldner von den Britischen Inseln erkennen nun, dass sie Ruhm und Geld und Adelstitel gewinnen können, wenn sie sich gegen ihren General erheben.

Und so laufen zwischen 22 und 23 Uhr irische Dragoner im schlimmsten Sturm seit Menschengedenken durch Eger. Niemand sieht sie oder will sie sehen. In einem Haus am Markt ruht Wallenstein, allein im Krankenzimmer.

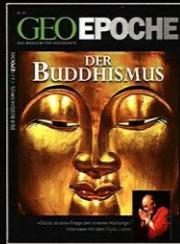
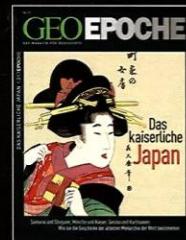
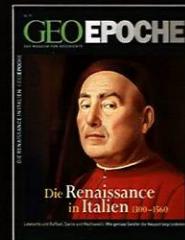
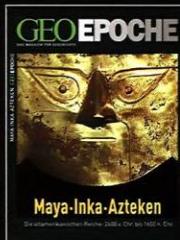
Und Wallenstein? Welches Spiel zwischen Krieg und Frieden, zwischen Loyalität und Verrat hat er gespielt in seinen letzten Jahren?

Hat er sich wirklich als dritte Partei gesehen zwischen schwedischem König und habsburgischem Kaiser? Wallenstein, ein König von Böhmen, Gestalter Mitteleuropas? Hätte er in Lützen gesiegt, er hätte womöglich die Macht dazu gehabt. Aber auch den Willen?

Letztlich hat die Schlacht von Lützen alles in der Schwebe belassen, hat Möglichkeiten, so sie denn existierten, zerstört, ohne neue zu schaffen.

Den beiden großen Gegnern dort aber ist alles zerrennt. Und so hält das Schicksal am Ende für Gustav Adolf und Wallenstein das bereit, was sie ihrerseits Tausenden in Deutschland bereitet haben: Tod und Gewalt in einem heiligen Krieg. □

Cay Rademacher, 42, ist der Geschäftsführende Redakteur von GEOEPOCHE.



Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geo-webshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

* (14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen.)

GEO EPOCHE

Sehen Sie weitere GEO-Produkte im Internet unter • • • • • www.geo-webshop.de

Agent des Königs

In offiziellem Auftrag reist einer der berühmtesten Maler Europas 1629 nach London: Rubens soll im Krieg zwischen England und Spanien vermitteln, um so auch in seiner niederländischen Heimat den Frieden zu ermöglichen

von CHRISTIAN STAAS

Philipp IV. von Spanien zweifelt bis zuletzt. Soll er den Mann tatsächlich nach England schicken, um einen Frieden mit König Karl I. auszuhandeln? Den Hofmaler seiner Tante, der Infantin Isabella in Brüssel? Einen Künstler? Keinen Diplomaten?

Andererseits: Wer wäre besser geeignet? Seit Jahren ist Peter Paul Rubens gern gesehen an Europas Höfen, seine Kontakte sind gut, die Arbeiten seiner Antwerpener Werkstatt berühmt.

Die Mächtigen, unter ihnen auch Englands Karl I., verehren seine monumentalen Ölgemälde, seine lebensprallen Altarbilder, die mythischen Allegorien und prunkvollen Porträts. Und sie schätzen den Flamen als einen Mann von Bildung und politischem Verstand.

Im Spätsommer 1628 lernt der 23-jährige Philipp in Madrid den 51-jährigen Rubens persönlich kennen. Der malt die Königsfamilie und erörtert mit dem Monarchen die politische Lage.

Denn es herrscht Krieg – im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation wie auch zwischen dem katholischen Spanien und dem protestan-

tischen England. Rubens schlägt in seinen Gesprächen mit Philipp eine diplomatische Lösung vor. Der zögert.

Im Frühjahr 1629 aber wird Spaniens König zum Handeln gezwungen, denn Frankreich und England schließen miteinander Frieden – Madrids Feinde drohen sich gegen Spanien zu vereinigen. Und so schickt Philipp den Maler am 29. April 1629 nach London.

Vor Rubens liegt nun die Chance, einen Traum zu verwirklichen: Schon 1627 hat er geschrieben, er wünschte sich, „dass die ganze Welt in Frieden lebte und wir statt eines eisernen einen goldenen Zeitalter hätten“.

Eiserne Zeiten durchlebt Rubens von Beginn an. Geboren wird er 1577 im westfälischen Siegen, wohin seine Eltern neun Jahre zuvor aus Antwerpen geflohen sind. Die Niederländer unterstehen zu jener Zeit der in Madrid herrschenden streng katholischen Habsburger-Dynastie. Dennoch gewinnt der Protestantismus immer mehr Anhänger. Und die reichen Kaufmannsstädte streben nach Unabhängigkeit.

Deshalb schickt der spanische König 1567 Truppen,

um seine nördlichen Untertanen zum Katholizismus zu zwingen – und zur Treue.

Als Calvinist denunziert, rettet sich Jan Rubens mit seiner Familie 1568 ins Ausland. Erst nach seinem Tod 1587 kann seine Witwe mit den Kindern zurückkehren. Die Niederlande sind mittlerweile gespalten: Der Süden mit Antwerpen ist unter spanischer Herrschaft verblieben, der Norden hat sich 1581 von Spanien losgesagt und kämpft weiter gegen Madrid, unterstützt vor allem von England.

In Antwerpen erlernt Rubens sein Handwerk. 1600 bricht er nach Italien auf, wo er in Mantua arbeitet und binnen weniger Jahre mit spektakulären Bildern bekannt wird. Rubens entfesselt auf der Leinwand eine ungemein intensive Farbigkeit, Energie und Bewegungskraft.

Vor allem erweist er sich als tiefsinnger Welt-Deuter: Seine Bilder im Auftrag von Kirche und Adel repräsentieren zwar die geistliche oder weltliche Macht, doch stets erscheinen die Herrscherfiguren eingebunden in das Wirken schicksalhafter Kräfte, nicht selten verkörpert in Figuren der Mythologie des

klassischen Altertums. Verunft, Klugheit, Wohlstand, Liebe: Rubens versteht es, seine Vision einer friedlichen Welt neben das Herrscherlob zu stellen.

Nach seiner Rückkehr 1608 tritt er in den Dienst der Habsburger: als Hofmaler der spanischen Infantin Isabella, die in Brüssel gemeinsam mit ihrem Mann die südlichen Niederlande regiert.

Die Zeiten sind günstig – Spaniens Machthaber geben zahllose religiöse Werke in Auftrag, deren Pracht die Abtrünnigen von der Wahrheit und Macht des katholischen Glaubens überzeugen soll.

Rubens schafft Altarbilder für fast alle Kirchen Antwerpens. Er malt für Adelige und reiche Bürger. Richtet eine Werkstatt ein, beschäftigt einen Stab von Mitarbeitern, die im Detail vollenden, was er als Ölskizze vorzeichnet.

Im Bruderkrieg ist 1609 ein zwölfjähriger Waffenstillstand vereinbart worden. Doch kurz nach Ablauf der Frist flammt der Konflikt 1621 erneut auf und verschmilzt mit dem „Deutschen Krieg“ im Reich (siehe Seite 44).



Die Mächtigen Europas verehren Rubens wegen seiner prächtigen Bilder – und seines scharfen Verstandes (Selbstbildnis, um 1628)

Rubens geht nach Paris: Frankreichs entmachtete Regentin Maria de' Medici hat ihn gebeten, eine Gemälde-Serie für das Palais de Luxembourg zu schaffen. Thema: ihr Leben und Wirken als Gattin Heinrichs IV., als Königin und Mutter Ludwigs XIII.

Der Auftrag ist heikel, da Maria Spanien eng verbunden ist; in Frankreich aber ist sie in Misskredit geraten (siehe Seite 122). Viele französische Höflinge unterstützen heimlich den Kampf der Niederländer gegen die Spanier.

In der Arbeit an der Medici-Galerie bewährt sich Rubens als Diplomat: Er verherrlicht das Wirken der gestürzten Königin, ohne deren Gegner zu provozieren. Aus politischer Rücksichtnahme verändert er manche Motive, ja ganze Bilder. Die Kunst des Malens wird zu einem diplomatischen Akt.

Schon bald werden seine Beredsamkeit und Klugheit an den Höfen gerühmt. Er gilt als kühler Kopf, der es versteht, die jeweiligen Staatsinteressen zu erkennen und zu würdigen – und so setzt die in Brüssel residierende Isabella ihren Hofmaler nun auch als Agenten ein. Immer wieder begibt sich Rubens in ihrem Auftrag auf Geheimmissionen in die nördlichen Provinzen, spricht mit Vertretern des Hofes in Den Haag und mit englischen Unterhändlern.

Doch ein Frieden zwischen den südlichen und nördlichen Niederlanden ist schwerlich separat zu erlangen – zu eng ist der niederländische Krieg mit den europäischen Machtkämpfen verflochten. Die einzige Chance, die Konfliktränge zu entwirren, scheint der Versuch, einen



Acht Jahre nach seiner Londonreise beginnt Rubens »Die Folgen des Krieges«. Mit blutigem Schwert und erhobenem Schild überrennt der Kriegsgott Mars die Personifikation der Harmonie, deren Laute zerbricht. Selbst Venus kann ihn nicht aufhalten: Mars bringt den Menschen Pest, Hunger, Tod und Verwüstung. Es ist das letzte Gemälde des Niederländer über den großen Krieg

Frieden zwischen Madrid und London herbeizuführen. Würde die England die Niederlande nicht mehr unterstützen, müssten die Rebellen nachgeben, so Spaniens Kalkül.

Isabella empfiehlt Rubens als Verhandlungsführer. König Philipp IV. willigt schließlich ein und ernennt ihn zum „Sekretär des Geheimen Rats der Niederlande“.

Am 5. Juni 1629 trifft der Maler in London ein. Über Monate spricht er immer wieder bei Karl I. vor, der ihn seit Langem schätzt. Und tatsächlich gelingt es dem Besucher im Verlauf von acht Monaten, Karl für den Frieden mit Spanien zu gewinnen.

Als Dank für seine Bemühungen wird Rubens von Karl I. zum Ritter geschlagen.

Der Maler revanchiert sich mit einem Gemälde – dem allegorischen Bild „Frieden und Krieg“, das die Sehnsucht nach Frieden deutlich zum Ausdruck bringt: Im Zentrum steht Minerva, die Göttin der Weisheit, die den Kriegsgott Mars und die Kriegsfurie Alektos von der Gestalt des Friedens wegdrängt.

Doch es kommt anders. Nur wenige Tage nach dem Friedensschluss trifft Rubens einen Gesandten der nördlichen Niederlande. Den hat die spanisch-englische Über-einkunft keineswegs dazu gebracht, im Unabhängigkeitskrieg gegen Madrid

nachzugeben. Zum Frieden, entgegen der Diplomat, führe nur ein Weg: die Spanier zu verjagen.

Von nun an hat Rubens nur noch wenig Hoffnung auf eine friedliche Lösung der europäischen Konflikte.

Als ihm 1631 der Posten des stellvertretenden Botschafters in London angeboten wird, fleht er seine Gönnerin Isabella an, ihn von allen diplomatischen Missionen zu befreien: „Ich habe beschlossen, meine Freiheit wiederzugewinnen, indem ich den goldenen Knoten des Ehregeizes durchschneide.“

Was bleibt, ist seine Kunst, die am Ende all seine anderen Talente überstrahlt. Am 30. Mai 1640 stirbt Peter Paul Rubens mit 62 Jahren in Antwerpen.

Der Krieg in seiner Heimat wütet noch Jahre weiter. □

Christian Staas, 32, ist Journalist in Hamburg.

HANDWERKER DES **TODES**



Henker knüpfen in einem Armeequartier Plünderer an einem Baum auf; Geistliche leisten den Todgeweihten Beistand. Dieser

Zwei Männer kämpfen im Herbst 1638 um die Rheinfestung
Breisach. Der eine, Peter Hagendorf, schreibt ein Tagebuch. Der andere,
Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, verfasst über seine
Erlebnisse einen Roman. Beide gehören zu den etwa eine Million Söldnern,
die im großen Krieg mordend und raubend durchs Land ziehen.
Es sind Menschen, die davon leben, andere zu töten – und zumeist
doch nur versuchen, selbst der Not zu entkommen



Kupferstich ist Teil einer Serie, die der lothringische Zeichner Jacques Callot um 1632 über »Die großen Schrecken des Krieges« geschaffen hat

S

ein Monaten schon liegt der Feind vor Breisach. Alle Versorgungswege dieser wichtigen Festung der Habsburger am Oberrhein sind versperrt, kein Sack Getreide, kein Schaf gelangt mehr auf den 246 Meter hohen Basaltfelsen, der hier den mächtigen Strom beherrscht. Längst schlachten die Eingeschlossenen Hunde und Katzen, jagen Ratten nach, zerlegen verendete Pferde, kauen Gras, Wurzeln, Schafshäute.

Wie ermatte Gespenster schleppen sich die Menschen durch die Gassen der Stadt. Im Stockhaus kratzen die Gefangenen mit den Fingern den Verputz von den Wänden und würgen den bloßen Kalk hinunter, auf dem Markt tauschen reiche Bürgersfrauen ihre Juwelen gegen den letzten Vorrat Mehl.

Gerüchte gehen um. Vor Tagen Ge- storbene seien wieder aus der Friedhofserde geschart, ihre Leiber aufgebrochen und die Innereien verschlungen worden. Und den Sohn eines Pastetenbäckers, so erzählt man sich, habe ein Trupp Soldaten weggeLOCKT, mit dem Versprechen auf einen Bissen Brot. Dann hätten die Männer den Knaben getötet und verspeist.

Breisach, das hat der deutsche Kaiser aus Wien befohlen, muss unbedingt gehalten werden. Denn über Breisach laufen die Nachschubwege der vereinigten habsburgischen Truppen im Kampf gegen ihre Feinde, die aufständischen Niederlande im Norden, die Franzosen im Westen, die Schweden und die Protestanten im Reich.

Zweimal schon sind kaiserliche Heere an dem Versuch gescheitert, den Ring um die Festung am Oberrhein zu durchbrechen. Im Auftrag des französischen Königs hat der Heerführer der Belagerer, Bernhard von Sachsen-Weimar, die Stadt mit gewaltigen Schanzwerken und Gräben umzogen (siehe Seite 122).

Am 25. Oktober 1638 rennen 14 000 kaiserliche Soldaten erneut gegen die Stellungen der Belagerer an. Unter gewaltigen Verlusten erobern die Kaiserli-

chen schließlich im fünften Versuch eine Schanze, dann eine Brücke über den Rhein. Jetzt wäre der Weg frei, die Hungernen hoch oben in der Stadt über dem Fluss mit Proviant zu versorgen.

Irgendwo in diesem Inferno aus Feuer und Pulverdampf, unter dem Geschützdonner der Feldschlangen, Mörser und Kartaunen kämpft auf Seiten der Kaiser-

lichen ein Mann, der bereits seit über einem Jahrzehnt als Söldner dient. Er war in den Schlachten von Breitenfeld und Nördlingen dabei, ist bei Straubing für kurze Zeit zu den Schweden gewechselt und in Magdeburg verwundet worden – ein Veteran des nicht endenden Krieges, der sich hochgearbeitet hat vom Gefreiten zum Hauptmann einer Kompanie.

Sein Name: Peter Hagendorf.

Auch ein junger Mann aus Hessen schlägt sich an diesem Oktobertag auf Seiten der Habsburger: vielleicht 16 Jahre alt, der rothaarige Sohn eines Bäckers, bereits als Kind hineingerissen in den Krieg. Er ist mit einem kaiserlichen Leibdragonerregiment hierher an den Oberrhein gezogen.

Sein Name: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen.

Beide Männer sind, ungewöhnlich genug für Söldner, des Schreibens mächtig, und beide werden Jahre später, in einem Frieden, mit dem niemand mehr gerechnet hat, ihre Erlebnisse aufzeichnen.



Überall in Europa

heben Werber Truppen aus. Tagelöhner und Knechte, aber auch Bauern und Bürgersöhne verpflichten sich – häufig aus Armut und Existenzangst. An zentralen Plätzen sammeln sie sich zum

Zug in die Schlacht (rechts). Auch der Held von Grimmelshausens satirischem Roman »Simplicissimus« – oben das Titelbild der Erstausgabe – wird als Söldner gedrillt. Die Vignetten rechts oben auf dieser Seite und den folgenden zeigen, wie eine Muskete abzufeuern ist





Der eine, Peter Hagendorf, ersteht unmittelbar nach Kriegsende zwölf Bogen feinen Papiers, das er zu Lagen faltet und mit starken Fäden zusammenbindet. In dieses Tagebuch überträgt er seine Notizen und Erinnerungen aus den Feldlagern.

Es sind nüchterne Protokolle der Schlachten, Märsche und Plünderungen, abgefasst in schnörkellosen, einfachen Worten. Erst dreieinhalb Jahrhunderte später, Mitte der 1980er Jahre, wird ein Historiker das Schreibheft in der Preußischen Staatsbibliothek Berlin entdecken – als einzigartiges Zeugnis eines Mannes, der davon lebte, andere zu töten.

Grimmelshausen hinterlässt keinen Lebensbericht, die Nachwelt kennt nur Bruchstücke seiner Biografie. Aber er verwandelt das Erlebte in Literatur: In seinen Romanen, Erzählungen und Kriegsgeschichten beschreibt der Dichter als einer, „der auch dabey gewesen“, das Grauen des Krieges eindringlicher als irgendjemand zuvor. Die Geschichte

des „Abenteuerlichen Simplicissimus Deutsch“ macht ihn unsterblich.

Grimmelshausen und Hagendorf: zwei Namen von Hunderttausenden in dem Heer der namenlosen Kriegshandwerker, die in jenen Jahren schießend und stechend, raubend und mordend durch die deutschen Lande ziehen. Oft ist es bloßer Zufall, wer auf der Seite des Kaisers, wer auf der seiner Gegner ins Gefecht zieht. Die Männer treibt nicht die Liebe zum Vaterland oder Frömmigkeit auf das Schlachtfeld von Breisach, auf die vielen anderen Schlachtfelder im Reich, sondern Not und Hunger.

Sie sind Söldner. Ihr tödliches Handwerk üben sie gegen Bezahlung aus, in der Hoffnung auf Lohn, Brot und Beute. Diejenigen, die nicht im Kampf sterben, verbringen doch fast ihr ganzes Leben im Krieg. Das Volk hasst und fürchtet sie als Plünderer und Brandschatzer, dabei

geht es den Soldaten kaum besser als ihren Opfern. Begleitet von einem Tross aus Ehefrauen und Kindern, Huren und Händlern, ziehen die riesigen Heere mit ihren oft in Lumpen gehüllten Söldnern durch das ausgemergelte Land, immer häufiger auf der verzweifelten Suche nach Nahrung als nach dem Gegner.

Auch vor Breisach leiden nicht nur die Eingeschlossenen in der Festung Not, sondern auch die Belagerer unter Bernhard von Sachsen-Weimar. Trotzdem finden sie am 25. Oktober noch einmal die Kraft, die kaiserliche Armee zurückzudrängen. Sie machen die Soldaten auf der eroberten Rheinbrücke und der Schanze nieder, schlagen den Rest in die Flucht. Die Festung bleibt eingeschlossen.

In seinem Tagebuch notiert Peter Hagendorf: „Wir haben wieder davon gemusst, mit Schand und Spott.“

Mitte Dezember 1638, nach fünf Monaten Belagerung, geben die Hungerten in der Festung von Breisach auf. Der





Stützpunkt der Habsburger am Oberrhein ist nun in der Hand Bernhards von Sachsen-Weimar.

ELF JAHRE ZUVOR hat sich Peter Hagedorn bei den kaiserlichen Truppen als Söldner anwerben lassen. Der Grund: Er war pleite. Die letzten Münzen, von denen er sich neues Schuhwerk kaufen wollte, hatte er wenige Tage zuvor in einem Wirtshaus verzehrt. „Da ist der Wein so gut gewesen, dass ich die Schuhe vergessen habe.“

Also bindet er sich an einem Apriltag des Jahres 1627 Weidenzweige um die morschen Sohlen und macht sich zu Fuß auf den Weg nach Ulm, wo Truppen für den Kampf gegen die Feinde der Habsburger ausgehoben werden.

Das Tagebuch verrät nichts über Hagedorfs Geburtsjahr und Jugend. Wahr-

scheinlich, die Sprache lässt darauf schließen, stammt er aus dem Rheinland, womöglich ist er der Sohn eines Müllers – Mühlen kommen in seinen Aufzeichnungen häufig vor. Er hat bereits zuvor als Söldner gedient, unter den Fahnen Venedigs und Parma in Norditalien. Seine Aussichten, unter Vertrag genommen zu werden, sind gut.

Die Werber im Reich können sich anfangs über mangelnden Zulauf nicht beschweren. So groß ist der Andrang, dass es häufig zu Tumulten kommt, wenn sie, begleitet von Trommlern und Pfeifern, auf einem Marktplatz Einzug halten.

Zu Beginn des Krieges verpflichteten sich vor allem Glücksritter und Abenteurer. Nun aber kommen immer mehr Verzweifelte, die keinen anderen Ausweg aus ihrem Elend sehen: Tagelöhner, Schneidergesellen und Schuhflicker,





Knechte, Wollkratzer, Bäckerlehrlinge. Auch Bauern, die es leid sind, von den Truppen ausgeplündert zu werden, und von der Rolle des Gejagten in die des Jägers wechseln wollen. Obwohl in den Schlachten beständig der Tod droht und sich unter den Söldnern manch ein Betrüger, Straßenräuber und Mörder findet, bietet ihnen die Armee immer noch mehr Sicherheit als das Leben in Zivil.

Nationalität und Konfession spielen kaum eine Rolle. Im bayerischen Fußregiment des Wallonen Gil de Haes etwa dienen neben Deutschen auch Italiener, Polen, Slowenen, Burgunder, Griechen, Franzosen, Türken, Ungarn, Spanier. Als besonders diszipliniert und tapfer gelten die Söldner aus den armen Alpentälern der Schweiz und dem kargen Schottland.

Sobald sich der Schreiber am Werbетisch den Namen eines Rekruten notiert hat, händigt der Zahlmeister dem Neuen das Laufgeld aus – einen Vorschuss, der die Verpflegung auf dem Weg zum Sammelpunkt finanzieren soll.

Dann wandern die Männer, allein oder in Gruppen, zum Musterplatz, der oft mehrere Tagesreisen entfernt liegt.

Dort, bei der eigentlichen Musterung, bilden sie im Lager eine Gasse und stellen sich der Reihe nach unter das Joch – einen Langspieß, der auf den Klingen zweier in den Boden gerammter Hellebarden ruht. Das Durchschreiten des Jochs symbolisiert den Eintritt in die

Manche kassieren von mehreren Einheiten gleichzeitig Lohn

Armee, in eine Gemeinschaft mit eigenen Gesetzen und Gebräuchen.

Zudem soll mit der Zählung Betrug verhindert werden: Denn gern tragen die Offiziere, die für jeden Geworbenen Sold einstreichen, mehr Männer in die Listen ein, als sie tatsächlich ausgehoben haben. Auch die Gemeinen suchen ihren Schnitt zu machen. Ein Kriegslehrbuch berichtet von einem Soldaten, der während eines einzigen Feldzugs von gleich 13 Kompanien Lohn empfangen hat.

Peter Hagendorfs neues Regiment, die „Pappenheimer“, benannt nach ihrem Heerführer Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim (siehe Seite 72), sammelt sich in der Markgrafschaft Baden. Fast drei Monate liegt Hagendorf dort im Quartier. „Gefressen und gesoffen, dass es gut heißt“, notiert er.

Dass ein Söldnerleben vor allem aus Marschieren besteht, macht die Route des Regiments nach dem Aufbruch klar. Allein 1627 legt Hagendorf 800 Kilometer zurück. 25.000 werden es im Verlauf des Krieges sein. Zuerst geht es von Baden hinauf nach Norden ins Herzogtum Braunschweig zur Belagerung Wolfenbüttels, dann an die Elbe – wo die Pappenheimer an der Seite des Heerführers Johann Tserclaes Graf von Tilly die Dänen aus Städte vertreiben – und weiter nach Stralsund.

Über Spandau zieht die Armee in Richtung Wiesbaden und schließlich nach Lippstadt in Westfalen. Dort gebe „es gutes altes Bier und auch böse Leute“, schreibt Hagendorf. Er wird Zeuge von Hexenverbrennungen, sieben Menschen sterben auf dem Scheiter-

Unter dichtem
Pulverdampf stieben
Kavallerieeinheiten
auf einem Schlachtfeld
ineinander. Viele Söldner
versuchen, in die
berittenen Verbände
aufzusteigen: Dort gibt
es mehr Sold – und we-
niger Todesfälle. Einen
Zweikampf zwischen
einem Reiter und einem
Infanteristen mit Helle-
barde hält der deutsche
Kupferstecher Hans
Ulrich Franck 1643
fest (links oben)



haufen. „Darunter ist sogar ein schönes Mädelin gewesen von 18 Jahren, aber sie ist doch verbrannt worden.“

Hagendorf hat sich für die richtige Seite entschieden, die Kaiserlichen sind ihren Gegnern stets überlegen. Und das Söldnerdasein lässt sich gut an: wenig Kämpfe, viele Ruhepausen, ausreichend Verpflegung. Im Quartier in Pommern haben es die Truppen sogar so glänzend getroffen, dass sie kein Rindfleisch mehr essen wollen, „sondern es haben müssen Gänse, Enten oder Hühner sein“.

1631 belagert Peter Hagendorf mit den kaiserlich-katholischen Truppen das lutherische Magdeburg. Im Frühling bauen sie „mit Schanzen und Laufgräben alles zu“. Am 20. Mai gibt General Tilly die Stadt zur Plünderung frei, die Katholiken greifen die Festung der protestantischen Jungfrau an (siehe Seite 56).

Frühmorgens um neun rennt Hagendorf inmitten von 22 000 Soldaten „mit stürmender Hand“ gegen Magdeburg. Unversehrt gelangt er hinter die Mauern.

Dann aber, am Tor zur Neustadt, ein Hinterhalt: Heckenschützen feuern aus zwei Häusern in der Nähe des Tores auf die Eindringlinge. Hagendorf wird getroffen, „bin zweimal durch den Leib geschossen worden, das ist meine Beute gewesen“. Pappenheim lässt die beiden Häuser anzünden. Möglicherweise ist es dieser Brand, der sich schon kurz darauf als Feuersbrunst über die gesamte Stadt ausbreitet. Tausende Magdeburger kommen in den Flammen um.

Die Frauen kochen, pflegen Wunden – und helfen beim Plündern

Kameraden tragen den in Bauch und Achseln getroffenen Hagendorf zurück ins Lager. Der Feldarzt bindet ihm die Hände auf den Rücken, „damit er hat den Meißel einbringen“, um die Geschosse aus dem Körper des Söldners zu entfernen. „So bin ich in meine Hütte gebracht worden, halbtot.“

Die Plünderung der brennenden Stadt muss Hagendorf vom Krankenlager aus verfolgen. Da er nicht selbst losziehen kann, um Beute zu machen, schickt er seine Frau. Nach anderthalb Stunden kehrt sie zurück, beladen mit einem Bettgewand, zwei silbernen Gürteln, Kleidern und einer großen Kanne von vier Maß Wein.

VERHEIRATET HAT SICH Hagendorf schon damals am Musterplatz im Badischen, mit der „ehrentugendamen Anna Stadlerin“. Seither folgt sie seinem Regiment im Tross aus Wagen, Vieh und Volk, der jede Armee auf ihrem Marsch begleitet.

Den Feldherren sind die Zivilisten verhasst: „Wenn man heutigen Tages ein Regiment deutsches Kriegsvolk wirbt, hast du 3000 Mann, so wirst du gewiss 4000 Huren und Jungen finden und das abgefiepte, leichtloseste Gesindlein“, schreibt ein Söldnerführer in einem Kriegshandbuch.





Dicht an dicht und in großer Unordnung versucht der Tross mit der Nachhut Schritt zu halten. Pferdegespanne ziehen Planwagen, die den Proviant transportieren, außerdem Munition, Schanzkörbe, Sturmbrücken, tragbare Backöfen, Laternen, Fackeln, Zelte und Spaten. Dazwischen läuft das Gesinde: Schmiede, Zimmerleute, Wagenmacher und die von allen verachteten Schanzgräber – Knechte, die bei Belagerungen Wälle aufschütten und Gräben anlegen. Viehtrieber halten die Herden zusammen.

Schwer bepackt trotzen die Soldatenfrauen hintendrin. Unentbehrlich sind sie ihren Männern: tragen deren Hab und Gut, pflegen Wunden, kochen, waschen, helfen beim Beutemachen und reinigen im Lager die „Scheißplätze“. Die Kinder unterstützen ihre Mütter oder dienen den Offizieren als Trossbuben.

Mitziehende Marketender verkaufen Lebensmittel, Kleidung, Harnische und Waffen. Eine Muskete etwa kostet vier Reichstaler – der Monatslohn eines ge-

meinen Soldaten. Doch ist auf die Händler kein Verlass. Häufen sich Niederlagen oder bleiben die Soldzahlungen für die Truppen aus, machen sie sich früher oder später aus dem Staub.

Deshalb sind die Soldaten nicht gut auf die Marketender zu sprechen, auch weil sie oft Wucherpreise verlangen. Und da weibliche Händler in Zeiten des Krieges besonderen Schutz benötigen, dienen sich etliche den Offizieren als Geliebte an. Der Dichter Grimmelhausen wird der trickreichen Marketender in seinem Roman später ein Denkmal setzen.

Herr über den Tross ist der Profos, der Polizeioberste im Lager. Ihm müssen die Marketender Gebühren zahlen, er weist ihnen ihren Platz auf dem Markt zu, überprüft die Qualität der Waren, legt Preise fest, eicht Maße und Gewichte. Der Profos beaufsichtigt die Metzger

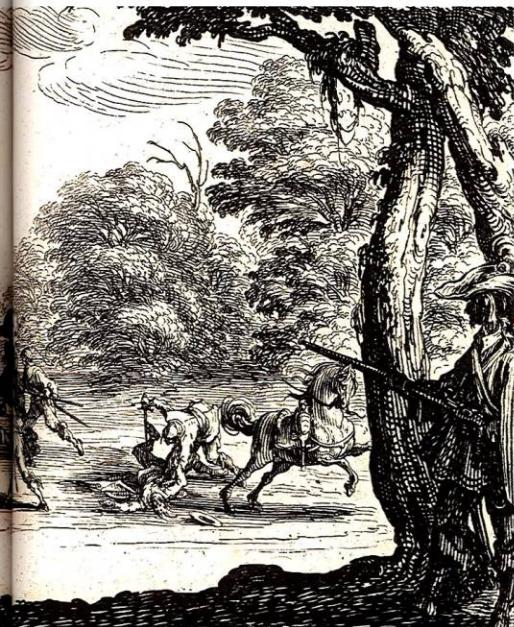
und Sudler, die ihre Garküchen und Schankwirtschaften aufbauen, sobald das Heer den Lagerplatz erreicht hat. Und von jedem geschlachteten Stück Vieh gebürt ihm die Zunge.

Jeden Abend gibt der Profos in der Zeltstadt der Söldner das Signal zur Nachtruhe, den „Zapfenstreich“, indem er mit seinem Amtsstab auf einen Fasszapfen schlägt. Bis es soweit ist, streifen die Soldaten herum, verkaufen ihre Beutestücke an den Ständen der Marketender, zechen und singen in den Buden der Sudler oder vergnügen sich bei Gauklern, Bärenführern, Spielleuten – und bei Waffenbeschwörern, deren Zauber Klingen und Kugeln segnen kann. Geduldet „Hübscherinnen“ machen mit Trommeln und Pfeifen Werbung für ihre Dienste.

Allerdings ist es den Soldaten verboten, sich „zuzutrinken“ (wobei der andere sich mit der doppelten Menge revanchieren muss), zu fluchen, sich zu prügeln oder im Streit „die Nation anzurufen“ – eine Provokation in einem Heer, dem Krieger aus ganz Europa angehören.

Dem Glücksspiel dürfen die Söldner nur auf eigens eingerichteten „Spielplätzen“ nachgehen, großen Arealen meist am Rande des Lagers mit Tischen und auf dem Boden ausgebreiteten Mänteln. Nirgendwo kocht die Stimmung schneller hoch, ist der Feldarzt häufiger im Einsatz als hier, wenn die Schelmenbeiner, knöcherne Würfel, rollen und die Landsknechte Karten spielen oder Scholder, eine Art Roulette.

„Etliche trafen, etliche fehlten; etliche gewannen, etliche verspielten: Dero wegen auch etliche fluchten, etliche donnerten; etliche betrogen, und andere wurden besäbelt; daher lachten die Gewinner, und die Verspieler bissen die Zähne aufeinander; teils verkauften Kleider, und was sie sonst liebhabten, andere aber gewinneten ihnen das Geld wieder ab; etliche begehrten redliche Würfel, andere hingegen wünschten falsche auf den Platz und führten solche unvermerkt ein, die aber andere wieder



Marodeure überfallen eine Reisegesellschaft. Söldner, die wegen eines Vergehens, Krankheit oder Verwundung aus der Armee entlassen worden sind, schließen sich oft zu Banden zusammen und folgen den Truppen, um die Zivilbevölkerung auszurauben

Die samt Tross
Zehntausende Men-
schen zählenden
Heere versorgen sich
häufig, indem sie
die Landbevölkerung
brutal ausplündern
(rechts unten). Manch-
mal jedoch nehmen
die Bauern Rache: In
dieser Radierung
von Jacques Callot
fallen sie mit Dresch-
flegeln und Sensen
über die verhassten
Söldner her



hinwegwurfen, zerschlugen, mit Zähnen zerbissen, und den Scholderern die Mäntel zerrissen.“

So steht es im „*Simplexissimus*“ – und so hat es sein Verfasser Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen sicher selbst beobachtet. Im Gegensatz zu den anderen Schriftstellern seiner Zeit durchlebt Grimmelshausen den Krieg nicht als Zivilist, sondern als aktiver Soldat im Heer. Andreas Gryphius etwa, der große Dichter des Barock, besucht ein akademisches Gymnasium, bekommt eine Stelle als Hauslehrer, kann sich so vom Kriegstreiben fernhalten und seine Studien in der Republik der Vereinigten Niederlande forsetzen. Johann Michael Moscherschoß, eines der Vorbilder Grimmelshausens, schließt sein Universitätsstudium in Straßburg ab und findet Anstellung als Amtmann in den abseits der Schlachtfelder liegenden Gebieten von Lothringen und dem Elsass.

Grimmelshausen aber muss für 15 Jahre in den Krieg.

Geboren wird er 1621 oder 1622 in Gelnhausen nahe Frankfurt. Als sein Va-

ter stirbt, nimmt ihn der Großvater zu sich und schickt ihn für ein paar Jahre auf die Lateinschule im Ort. Nach der Schlacht von Nördlingen – in der auch Peter Hagendorf kämpft – verlieren die Schweden ihren Einfluss in Süddeutschland (siehe Seite 110). 1634 wird das lutherische Gelnhausen von den Kaiserlichen geplündert und in Brand gesteckt. So schwer sind die Zerstörungen, dass

Die Ernte brennt – damit der Feind sie nicht bekommt

die einst blühende Stadt auf Jahre unbewohnt bleibt. Die Überlebenden, darunter Grimmelshausen, flüchten in die nahen Wälder und weiter nach Hanau.

Wenige Monate darauf spielt der Zwölfjährige an einem Wintermorgen mit anderen Knaben auf den zugefrorenen Festungsgräben von Hanau, als plötzlich Reiter auftauchen, „die uns miteinander anpackten, auf etliche leere Bauernpferd setzten, die sie erst gestohlen hatten, und miteinander darvonführten“.

Die Soldaten – Kroaten in kaiserlichen Diensten – wollen für die entführten Buben Lösegeld erpressen. Den verwaisten Flüchtlingen aus Gelnhausen behalten sie als Trossjungen bei sich.

Grimmelshausen muss die Ställe ausmisten, die Pferde striegeln und sich am „Futterholen“ beteiligen: „Das ist nichts anderes, als dass man auf die Dörfer schweift, drischt, mahlt, backt, stiehlt und nimmt, was man findet, plagt und schikaniert die Bauern, ja schändet wohl gar ihre Mägd, Weiber und Töchter! Man haut sie nieder, wenn man sie hat oder schicket aufs wenigstens ihre Häuser im Rauch gen Himmel.“

Der Krieg ernährt den Krieg. Das hat wohl am besten der kaiserliche Feldherr Albrecht von Wallenstein begriffen, der die Bevölkerung zahlen lässt für den Hunger der Soldaten: zum einen in Form von Kontributionen – hohen Kriegssteuern, die Städte und Fürstentümer den durchziehenden Heerführern unter anderem für den Sold der Truppen bezahlen müssen (siehe Seite 72).

Zum anderen nehmen die Truppen in Privathäusern Quartier: die Infanterie in



den Städten, die Reiterei auf den Dörfern. Die Bürger und Bauern dort haben die Soldaten auf eigene Kosten zu versorgen – eine kaum zu bewältigende Last für das hungernde Volk.

Manche Feldherren zahlen ihren Männern wochenlang keinen Sold. So bleibt den Truppen oft nur das „Futterholen“, um sich und ihre mitreisenden Familien durchzubringen. Ein westfälischer Heeresführer etwa räumt ein, er könnte wohl ein Drittel seiner Soldaten hängen lassen und würde das Plündern damit doch nicht beenden.

Und Feldmarschall Jobst Maximilian Graf von Gronsfeld berichtet dem bayrischen Kurfürsten, er würde zwar an 40 000 Mann regelmäßig Proviant aus-

geben, tatsächlich aber sei die Zahl der Seelen in der kaiserlich-bayerischen Armee einschließlich Tross inzwischen auf mehr als 180 000 angeschwollen. Wie die Übrigen überleben könnten, gehe über seinen Verstand. Die vielen Raubzüge geschähen nicht aus Mutwillen, sondern schlicht des Hungers wegen.

Das Volk unterscheidet nicht mehr zwischen Feind und Freund, jedes durchziehende Heer bedeutet das gleiche Unglück. In Bayern wünscht man sich gar die Schweden zurück, als in den letzten Kriegsjahren noch einmal kaiserliche Truppen einrücken.

Die Armeen sind jetzt immer in Bewegung, ziehen durch die verheerten Landstriche, um Nahrung zu finden oder den Gegner davon abzuschneiden. Dazu gehört auch das Niederbrennen der Ernte. „Das kölnische Land haben wir alles



verdorben, wir sowohl als der Feind“, schreibt Peter Hagendorf.

Schrecklich ist es, wenn die plündrende Soldateska über ein Dorf herfällt. „Landsknechte lassen nichts liegen als Mühlsteine und glühende Eisen“, so ein zeitgenössisches Sprichwort. In den Dörfern rauben die Söldner Bettzeug und Geschirr, Vieh und Vorräte. Selbst Türen, Fensterrahmen und Dachsparren brechen sie aus den Katen und Hütten, als Brennholz. Was sie nicht mitnehmen können, zertrümmern sie, auch die Öfen. Frauen werden vergewaltigt, die Männer gefoltert.

Grimmelshausens Romanfigur Simplicissimus erlebt als kleiner Junge mit, wie Truppen den Bauernhof seiner Eltern plündern: „Den Knecht legten sie gebunden auf die Erd, steckten ihm ein Sperrholz ins Maul und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstig Mistlachener Wasser in Leib: das nennen sie ein Schwedischen Trunk.“ Andere Bauern werden mit Stricken so misshandelt,

dass ihnen „das Blut zu Mund, Nas und Ohren heraussprang“.

Der einfältige Simplicissimus flieht, wächst bei einem frommen Eremiten im Wald auf und schlägt sich später als Narr, Söldner und Quacksalber durch das Grauen des Krieges. Reist schließ-

Die meisten Soldaten sterben nicht auf dem Schlachtfeld

lich um die halbe Welt und findet seinen Frieden auf einer einsamen Insel, ein Einsiedler wie sein Erzieher.

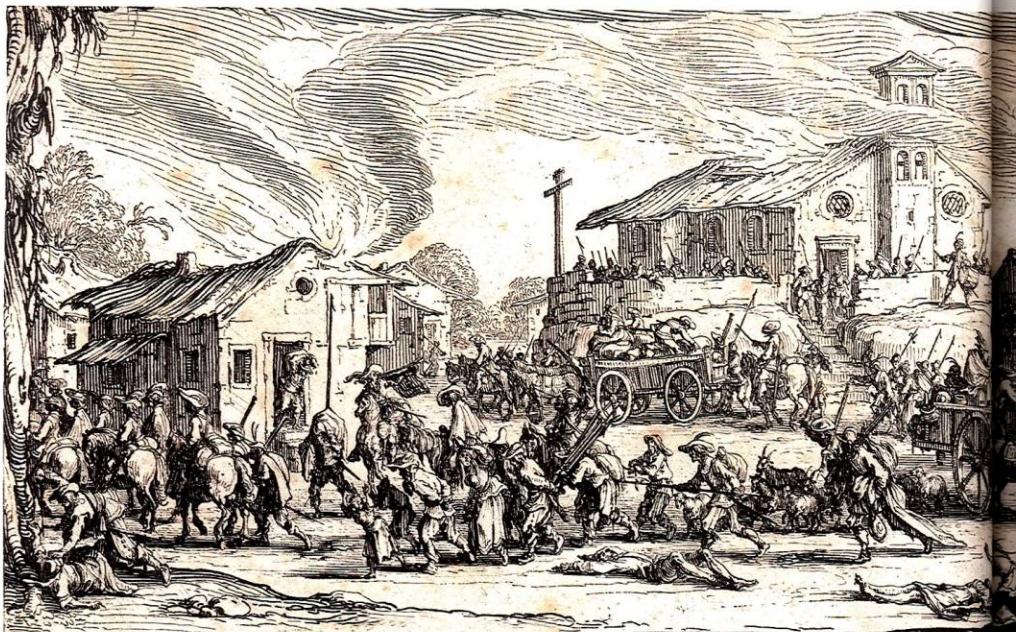
GRIMMELSHAUSENS LEBENSWEG und der seiner berühmten Figur überschneiden sich in manchen Punkten – auch Simplicissimus Teutsch wird als Kind von kroatischen Reitern entführt. Aber er kann ihnen entkommen und lebt danach allein in den Wäldern.

Grimmelshausens Schicksal dagegen ist eine erneute Gefangennahme: Hessi-

sche Soldaten überwältigen die marodierenden Kroaten und setzen sie und ihren Pferdeknecht in Kassel fest. Irgendwie verschlägt es den Jungen in das kaiserliche Leibdragonerregiment des Grafen Johann von Götz, das in Soest stationiert ist und Ende März 1638 zur Entsetzung Breisachs an den Oberrhein aufbricht. Er wird Soldat.

Nur wenige Monate nach der verlorenen Schlacht, im Winter 1638, macht der junge Söldner Station in der Spinnstube eines württembergischen Dorfes. Eigentlich ist er auf der Suche nach weiblicher Gesellschaft, doch dann fällt sein Blick auf ein „Kupferstück auf einem Bogen Papier“, einen illustrierten Einblattdruck.

Darauf ist die „verkehrte Welt“ seines Zeitalters dargestellt. Mit wachsender Aufregung studiert er die Zeichnungen, bis in den Schlaf verfolgen ihn deren Bildmotive in dieser Nacht: Er träumt, „wie der Ochs den Metzger metzelte; das Wild den Jäger fällete; die Fisch



den Fischer fraßen; der Esel den Menschen ritte.“

Es ist Grimmelshausens ästhetisches Schlüsselerlebnis. Zum ersten Mal sieht er in einer künstlerischen Darstellung seine Ahnung bestätigt, dass seine Heimat aus den Fugen geraten ist. „Zuvor hatte ich die verkehrte Art der Welt wenig beobachtet und noch weniger, dass ich selbst mit interessant wäre.“

Er nimmt sich vor, dem Beispiel des Autors zu folgen und die Torheiten der menschlichen Existenz genau zu studieren, „um meinen wenigen Verstand zu schärfen“ und darüber spotten, lachen oder weinen zu können.

Mit dem ironisch gebrochenen Blick des Satirikers verarbeitet Grimmelshausen fortan als Dichter seine Kriegserlebnisse – in „lustiger Manier“, wie er in einer Ankündigung des „Simplicissimus“ schreibt.

Dieses Buch, einer der herausragenden Romane deutscher Sprache, hat nichts von dem gekünstelten Stil der



höfischen Werke seiner Zeitgenossen, Grimmelshausens Worte sind bunt und roh und wild. Zwar geht es auch dem Schriftsteller letztlich um die christliche Läuterung des Menschen, aber er hat erkannt, dass man die „heilsamen Pillulen“ überzuckern muss, damit sie geschluckt werden.

Die lebendigen, kraftvollen Episoden auch jenseits der Schlachtfelder – etwa wenn Grimmelshausen seinen Helden in Paris zum Opernstar und als „Beau Alman“ zum Liebling der Damenwelt reüssieren lässt – sind dabei sein bevorzugtes Mittel, um den Leser für den düsteren Stoff zu interessieren: den Krieg, dieses „erschreckliche und grausame Monstrum“.

Am 8. Juli 1639 lässt sich Grimmelshausen als Musketier der kaiserlichen Garnison Offenburg anwerben und erlernt die 143 Handgriffe, die zum Laden

der elf Kilogramm schweren Schusswaffe nötig sind. Ein Offizier wird auf den jungen, klugen Mann aufmerksam, verschafft ihm eine Position in der Kanzlei. Grimmelshausen steigt auf zum Schreiber, holt an Bildung nach, was er kann, vergräbt sich in der Bibliothek. „Ich hab doch sonst kein Freud in der Welt als lesen“, lässt er den Simplicissimus zur Mutter sagen.

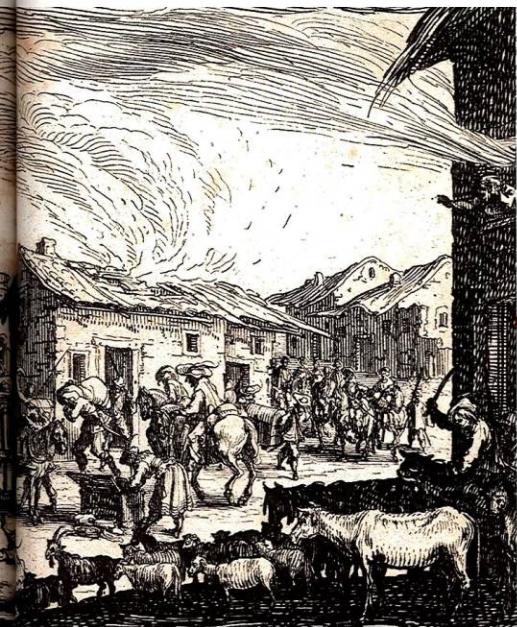
Es ist ein ungewöhnlicher Aufstieg, der den meisten gemeinen Soldaten verwehrt bleibt. Auch Peter Hagendorf setzt nach der Schlacht um Breisach sein rastloses Leben fort. Völkerei und Hunger, Sieg und Niederlage, Krankheit und Genesung, Märsche und Belagerungen folgen ohne Pause aufeinander.

Und der Ton im Tagebuch wird roher: „Acht Tage mit Kanonen brav zusammen gespielt“, schreibt Hagendorf über ein Gefecht. Und über die Plünderungen seines Regiments: „Da haben wir wieder Kirchweih gehabt.“ Nie führt eine der Schlachten zu einer endgültigen Entscheidung, oft genug ist schwer zu sagen, welche Partei eigentlich gewonnen hat. Das Siegen ist in diesem Krieg ebenso kräftezehrend wie das Verlieren.

Viele Söldner gehen betrunken auf die Schlachtfelder. Andere wollen sich „gefroren“ machen – auf magische Weise unverwundbar. Sie stecken sich Musketenkugeln mit eingeritzten Kreuzen oder abgeschnittene Henkerstricke unter den Wams. Grimmelshausen schreibt von den Maulhelden im Heer, „die Schwerter und Degen, Dolche und Rappier, Pferd und Pistolen, Feuer und Dampf im Munde haben, und ist ihnen doch im Herzen recht scheißbang“.

Während der Schlacht verteidigen Pikeniere die Musketiere mit etwa fünf Meter langen Spießen vor der feindlichen Reiterei – denn solange die Schützen ihre Waffen laden, sind sie wehrlos. Über der Schulter tragen sie ihr Bandelier mit den abgepackten Pulverportiomen, der Pulverflasche und den Kugeln.

Auch Grimmelshausen hat gelernt, wie man aus einem Bleiklumpen Kugeln



Systematisch räuben die Söldner Dörfer aus und brennen sie anschließend nieder, um Feinden keinen Unterschlupf zu ermöglichen. Auch Grimmelshausens Heimatstadt Gelnhausen wird ein Opfer der Mordbrennen. Später, als Trossjunge, plündert der Hesse selbst mit



herstellt. Er weiß, dass er im Lauf der Muskete erst eine Treibladung, dann eine Kugel versenken muss, wie viel Zündpulver auf das Luntenschloss gehört und wie man die Holzgabel als Widerlager für den Lauf in den Boden rammt, damit der Schuss auch gelingt.

Auf den Flügeln links und rechts des Fußvolks schließlich greift die Kavallerie an – schwer gepanzerte Kürassiere, Arkebusierreiter und Dragoner. Jeder Gemeine wünscht sich, in die Reiterstandarte aufzusteigen: wegen des besseren Soldes und der geringeren Verluste.

Bei Grimmelshausen ist nachzulesen, wie es auf den Schlachtfeldern zugeht: „Da lagen abgeschossene Ärm, an welchen sich die Finger noch regten,



Literatur: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, „Simplicissimus Teutsch“, Deutscher Klassiker Verlag. Jan Peters, „Ein Soldnerleben im Dreißigjährigen Krieg. Eine Quelle zur Sozialgeschichte“, Akademie Verlag; der spannende Lebensbericht des Peter Hagendorf, Peter Burschel (Hrsg.), „Soldner im Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts“, Vandenhoeck & Ruprecht; detailliertes Werk über alle Aspekte des Soldnerwesens.



gleichsam als ob sie wieder mit in das Gedräng wollten, hingegen rissen Kerle aus, die noch keinen Tropfen Blut vergossen hatten; dort lagen abgelöste Schenkel, welche ob sie wohl der Bürde ihres Körpers entladen, dennoch viel schwerer worden waren, als sie zuvor gewesen; da sah man zerstümmelte Soldaten um Beförderung ihres Tods, hingegen andere um Quartier und Verschöhnung ihres Lebens bitten.“

Die Verluste sind gewaltig: Etwa 20000 Menschen kommen bei der Zerstörung Magdeburgs 1631 ums Leben, mehr als 10000 Tote gibt es im gleichen Jahr vor Breitenfeld (siehe Seite 70). Die meisten Söldner aber sterben nicht auf dem Schlachtfeld, sondern verbluten in den improvisierten Lazaretten, verhungern auf den weiten Märschen, werden von Ruhr, Pocken und Skorbut hingerafft oder von der Kälte.

Tagein, tagaus müssen im Winterlager Wundärzte die erfrorenen Gliedmaßen amputieren. Simplicissimus wird von den Blattern entstellt, Geschwüre am ganzen Leib peinigen Peter Hagendorf. Dessen erste Frau sowie acht der zehn

zweiter Roman, wird gleich nach der Veröffentlichung 1668 zu einem großen Erfolg: In den folgenden vier Jahren erscheinen sechs Auflagen, eine davon ein Raubdruck. Kirchenmänner zitieren in ihren Predigten aus dem Buch, und der Name des Helden wird zum Titel eines ganzen Genres: der Simplizien, in denen andere Autoren den Stil Grimmlshausens kopieren.

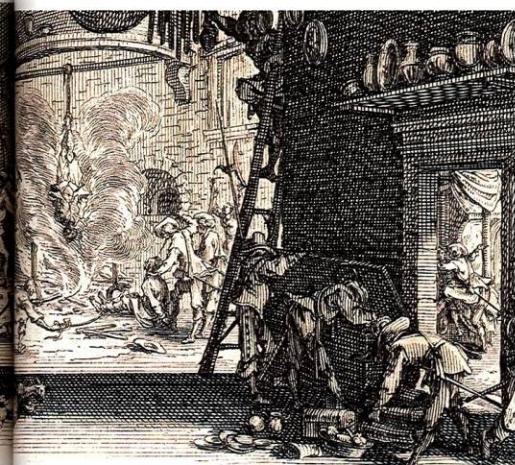
Zum Ende seines Lebens wird Grimmlshausen erneut Soldat: Denn als Ludwig XIV. die östliche Grenze Frankreichs bis an den Schwarzwald ausdehnen will, wird die Region um Renchen zum Schlachtfeld. Auch der Bürgermeister Grimmlshausen muss noch einmal in den Krieg ziehen. Vielleicht an den Folgen einer Verwundung, vielleicht an einer Krankheit stirbt er am 17. August 1676 mit etwa 55 Jahren im Kreis seiner Familie.

Peter Hagendorf erlebt das Ende des Krieges als Garnisonssoldat in Memmingen. Seine zweite Frau, ein Sohn und eine Tochter sind bei ihm. Die Freudenfeste der Bürger über den Frieden vermag er nicht recht ernst zu nehmen „,als wenn es Ostern oder Pfingsten gewesen wäre“, notiert er.

Zum Ende des Krieges kommt es bei ihm immer wieder zu merkwürdigen Unfällen: Er fällt während einer Wache vom Tor und renkt sich das Knie aus, er stürzt durch einen Boden und verletzt sich am Kopf. Das ruhige Leben abseits der Schlachtfelder scheint dem Überlebenden des größten aller Kriege Angst zu machen; möglicherweise wird er zum Trinker.

Am 26. September 1649 zieht er mit seiner kleinen Familie durch das Tor von Memmingen hinaus, wahrscheinlich haben ihn ausländische Werber verpflichtet. Das letzte von ihm erwähnte Ziel ist Straßburg.

Dann bricht sein Tagebuch ab. □



Ein Marodeur droht, eine Frau zu erschlagen – wohl, um Liebesdienste zu erzwingen (links oben). In einem Bauernhaus wüteten Söldner, vergewaltigten die Frauen und foltern einen Mann, indem sie ihn an den Füßen über dem Feuer aufknüpfen [unten]. Im »Simplicissimus« erlebt die Hauptfigur, wie der Hof seiner Eltern auf ähnliche Weise von Truppen überfallen wird

Johannes Stempel, 35, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE. Zuletzt ebenfalls über ein militärhistorisches Thema: das Arsenal, die venezianische Rüstungswelt.

Entscheidung in Schwaben

1634 ziehen vereinigte Habsburger Truppen in Süddeutschland gegen Schweden und deutsche Protestant. Um die Stadt Nördlingen entbrennt eine der blutigsten Schlachten des Krieges

Auch nach dem Tod ihres Königs Gustav II. Adolf auf dem Schlachtfeld bei Lützen am 16. November 1632 kämpfen die Schweden weiter – seine Nachfolger wollen die Großmachtpolitik des gefallenen Monarchen forsetzen. Also unterhält Schweden weiterhin ein Heer im Reich, das gemeinsam mit den Truppen der deutschen Protestant gegen den Kaiser marschiert.

Dessen Soldaten belagern 1634 die protestantische Stadt Nördlingen in Schwaben. Am 6. September trifft dort die schwedisch-deutsche Allianz unter dem Befehl Bernhards von Sachsen-Weimar und des Schweden Gustav Horn auf das Aufgebot des Kaisers und seiner Verbündeten.

Die Schlacht bei Nördlingen beginnt in der Morgendämmerung. Horns Truppen attackieren einen Hügel, auf dem die Kaiserlich-Katholischen Geschützstellungen postiert haben. In dem Gefecht legt sich der Rauch aus den Mündungen der Musketen und Kanonen, verstärkt durch die Explosion eines Pulvermagazins, über die Kämpfenden;

Feind und Freund lassen sich nicht mehr unterscheiden. Denn die Soldaten tragen keine Uniformen; häufig zeigt nur ein farbiges Band am Hut, zu welcher Armee sie gehören.

Zwar nehmen die Protestant den Hügel ein, doch als sie ihn kurze Zeit später wieder verlieren, ist die Schlacht fast schon entschieden: Ohne die das Schlachtfeld überragende Position haben die Schweden und ihre Verbündeten keine Chance gegen den überlegenen Gegner (Protestant: ca. 25000 Kämpfer; Katholische: ca. 33000).

Nach ihrem Sieg sprechen die Kaiserlich-Katholischen von 12000 getöteten und 4000 gefangenen Feinden; sie erbeuten 130 Fahnen, 70 Kanonen und 4000 beladene Trosswagen.

Damit ist die Überlegenheit der Schweden gebrochen, sie ziehen aus Süddeutschland ab. Nicht aber aus dem Reich. Und bald erhalten sie von dem stärksten verbliebenen Gegner der Habsburger neue Unterstützung: 1635 greifen erstmals Truppen im Namen Frankreichs offen in den Krieg ein (siehe Seite 122). □



1
Ca. 5 Uhr: Der rechte Flügel der Protestant unter dem schwedischen Feldmarschall Gustav Horn greift drei auf dem Hügel Albuch gelegene Artilleriestellungen der Kaiserlichen an. Trotz Beschuss durch deren Kanonen rücken die Schweden schnell vor.

2
Die kaiserlichen Soldaten auf dem Albuch geraten in Panik und fliehen aus ihren Stellungen auf die andere Seite des Hügels. Ihre Geschütze lassen sie zurück.

3
Die Explosion eines Pulvermagazins auf dem Albuch verstärkt das ausbrechende Chaos. Die angreifenden Schweden schießen zeitweilig sogar aufeinander. Dennoch gelingt es ihnen, den Hügel einzunehmen.

4
Daraufhin starten kaiserliche Reiterei und spanische Infanterie von der Rückseite des Albusch einen Gegenangriff auf die Schweden. Auf dem Hügel benötigt Horn nun dringend Verstärkung, doch die schwedische Reiterei verharrt am Fuß der Anhöhe oder setzt absichtlich das Hauptgeschehen vereinzelt Kaiserlichen nach.

5
Die Kaiserlichen nutzen die Verwirrung der Schweden und erobern die Anhöhe zurück. Die Schweden werden an den Fuß des Albusch zurückgedrängt.

6
Horn jedoch ist fest entschlossen, den Hügel wieder einzunehmen. Er befiehlt den erneuten Angriff durch die Zurückgeschlagenen sowie zusätzliche Fußtruppen.



Immer wieder lässt er gegen die kaiserlichen Stellungen stürmen – vergebens.

7
Während der Kämpfe um den Albuch lässt der zweite Oberbefehlshaber der Protestanten, Bernhard von Sachsen-Weimar, von einer näher an der Stadt Nördlingen gelegenen Hügelkette aus mit Kanonen gegen die Hauptmacht der Kaiserlichen schießen, wagt angesichts ihrer Überzahl aber keinen Angriff.

8
Die kaiserlichen Truppen erwidern das Feuer. Ihre Ober-

kommandierenden haben die Rückeroberung des Albuchs verfolgt und warten nun den geeigneten Zeitpunkt für einen Angriff ab.

9
Bernhard, dessen Soldaten bisher nur kleinere Gefechte ausstehen mussten, schickt einen Teil seiner Truppen nach Nördlingen, um die kleine schwedische Garnison in der von den Kaisertruppen belagerten Reichsstadt zu unterstützen. Militärhistoriker rätseln bis heute, was ihn bewogen haben mag, seine Kräfte auf diese Weise entscheidend zu schwächen.

10
Ca. 12 Uhr: Horn beendet die Angriffe auf den Hügel und befehlt den Rückzug. Er will sich hinter einer weiter zurück gelegenen Hügelkette für die Nacht verschanzen. Über diesen Plan informiert er Bernhard von Sachsen-Weimar – und verlässt sich darauf, dass dieser ihn beim Rückzug deckt.

11
Auf diesen Augenblick haben die Kaiserlichen gewartet: Infanterie und Kavallerie greifen die Verbände der protestantischen Allianz auf breiter Front an.

12
Die Kaisertruppen durchbrechen die Linien der von Bernhard kommandierten Truppen, diese lösen sich in Panik auf. Beim weiteren Vormarsch stoßen die Kaiserlichen auf die erschöpften und schutzlosen Truppen Gustav Horns, die vollständig aufgerieben werden. Die protestantische Allianz ist vernichtet geschlagen. Horn wird gefangen genommen, Bernhard verwundet.

1550-1694 KUNST



TEXT: ARNE KARSTEN UND FRANK OTTO

Im Auftrag des Herrn

Der flämische Maler Adriaen van de Venne bringt auf der »Seelenfischerei« von 1614 seine Hoffnung auf den Sieg der protestantischen Sache in subtilen Details zum Ausdruck: So lässt er Bäume auf dem rechten, »katholischen« Flussufer unter Gewitterwolken verdorren, während sie auf der anderen Seite, wo sich die evangelischen Glaubensgenossen des Künstlers versammeln, im Sonnenlicht gedeihen.

Der Dreißigjährige Krieg wird auch in Bildern ausgefochten: Künstler fassen ihr Glaubensbekenntnis in Öl – und verdammen die anderen Konfessionen. Adriaen van de Vennes Gemälde »Die Seelenfischerei« etwa verheißt den Protestanten ein Leben in Licht und blhender Landschaft, den Katholiken dagegen Drre und Dunkelheit. Und so entstehen wirkmächtige Symbole der religiösen Spaltung des Abendlandes



Alonso Cano fertigt zwischen 1658 und 1660 »Die Lactatio des Heiligen Bernhard«

Die Quellen des Glaubens



1641 malt Rembrandt van Rijn den »Mennonitenprediger Cornelius C. Anslo und seine Frau Aeltje G. Schouten«

Evangelische Theologen lehnen, anders als die Katholiken, die Lehre von Wundern und der Vermittlung des Glaubens durch Heilige ab: Sie berufen sich allein auf die Bibel. Deren Lektüre, wie es das Porträt des Amsterdamer Ehepaars (oben) zeigt, gehört zum Alltag gebildeter Protestanten. Der Spanier Alonso Cano hingegen stellt den Kirchenlehrer Bernhard von Clairvaux dar, der vor der Statue der Madonna betet. Die Mutter Gottes erhört sein Flehen und belohnt es mit einem Wunder: einem Strahl nährender Milch, Symbol für die göttliche Gnade

»Die unbefleckte Empfängnis« des Spaniers Jusepe de Ribera entsteht 1635



Im Zeitalter der Glaubensspaltung steht die Mutter Gottes mehr denn je im Zentrum katholischer Frömmigkeit, etwa auf dem für eine Augustinerkirche in Salamanca gemalten Altarbild (oben): Der Künstler inszeniert die Madonna von Engeln umgeben und gesegnet von Gottvater. Bei den Protestantenten dagegen kommt der Marienverehrung kaum Bedeutung zu. Evangelische Maler entwerfen stattdessen Sinnbilder gottgefälligen Tuns. So gibt Lucas Cranach d. J. der Nächstenliebe die Gestalt einer Frau, die ebenso freigiebig ihr dürstendes Kind stillt, wie die Natur ihre Früchte spendet

Tugendlehre statt Marienverehrung



Um 1550 fasst Lucas Cranach d. J. die »Caritas« in Öl



Die »Glorie des Heiligen Ignatius« schafft Andrea Pozzo zwischen 1691 und 1694

Bilderkult und Bildersturm



1630 malt der Niederländer Dirk van Delen den »Bildersturm« der Calvinisten in einer erdachten Kirche

Berauschende Pracht soll den Glauben des katholischen Kirchgängers festigen: Eine Darstellung der Himmelfahrt des Heiligen Ignatius von Loyola schmückt die Decke des Hauptschiffs der römischen Jesuitenkirche Sant'Ignazio. Das Fresko überwältigt nicht zuletzt durch die täuschend echt gemalte Scheinarchitektur. Solche Sinnesverirrungen fürchten die Calvinisten – und zerstören Gemälde, Grabsteine und Heiligen- skulpturen in den Kirchen, aus denen sie die katholischen Priester vertrieben haben

Etwa 1625 malt Niccolò Renieri den Heiligen Sebastian, der von Pfeilen durchbohrt ist. Das Altarbild des Heiligen Bartholomäus gestaltet Jusepe de Ribera um 1616 für eine neapolitanische Kirche

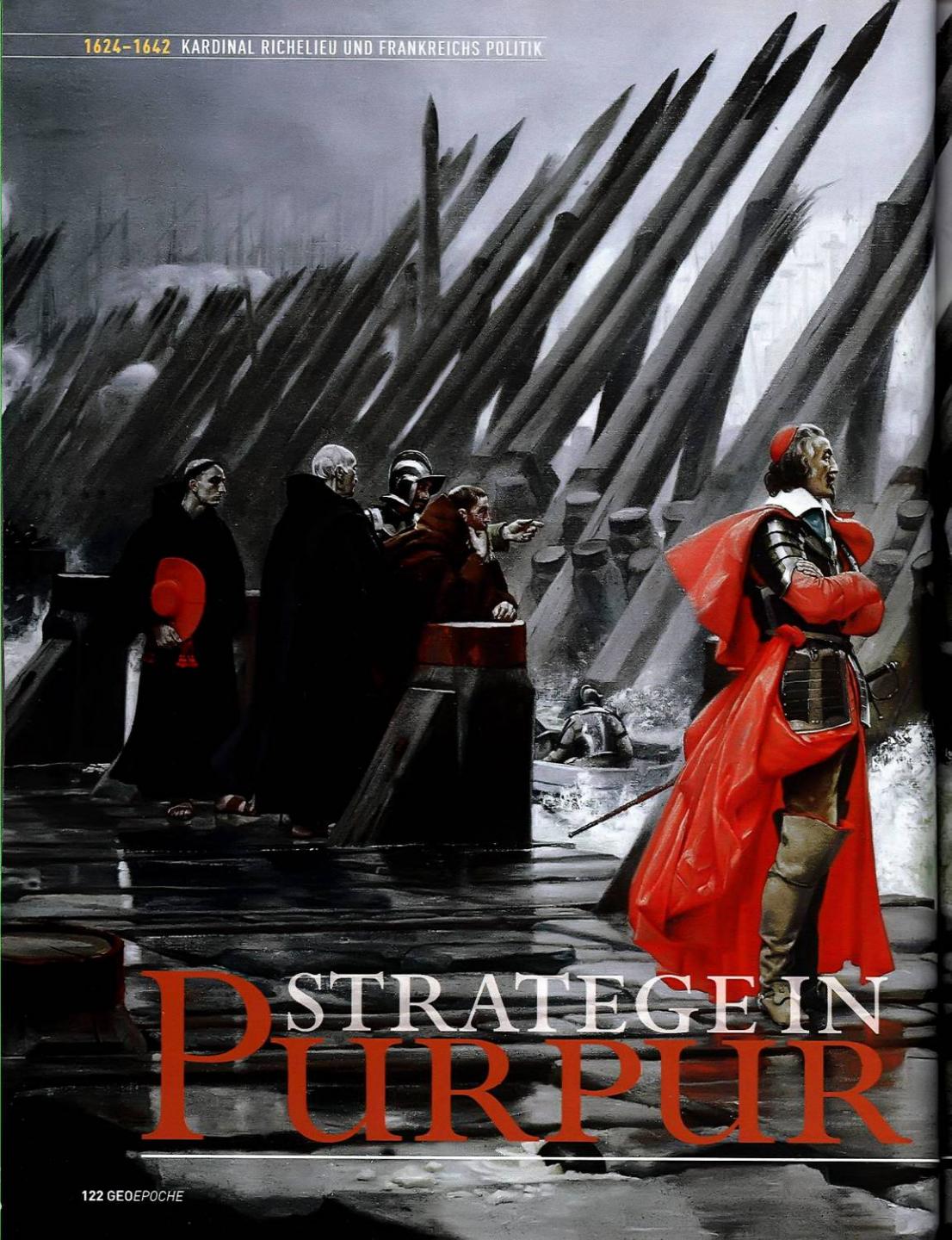


Katholische Künstler mahnen die Gläubigen zum gottgefälligen Leben, indem sie auf das Vorbild der Heiligen verweisen. Etwa auf das Martyrium von St. Bartholomäus, dem die Folterknechte bei lebendigem Leib die Haut abziehen (oben rechts). Protestantische Maler indes versinnbildlichen die Kostbarkeit und Verletzlichkeit des menschlichen Daseins durch Symbole wie feinstes wertvolles Glas, das leicht zerbricht: Chiffren für die Vergänglichkeit alles Irdischen – wie sie die Menschen in Zeiten des Krieges alltäglich erleben □

Gedenke des Todes!



Sebastian Stoskopfs Ölbild »Gläserkorb« stammt aus dem Jahr 1644



STRATEGE IN PURPUR



Mit gewaltigen Sperren hindert Richelieu 1628 eine englische Flotte daran, aufständischen Hugenotten in La Rochelle zu Hilfe zu kommen (Gemälde von Henri Motte, 1881)

Maßlos ist sein Ehrgeiz, eiskalt seine Politik: **Kardinal Richelieu** bestimmt als Berater König Ludwigs XIII. die Ziele Frankreichs. Rücksichtslos bekämpft der Kirchenmann innere und äußere Gegner. Um die Machtstellung seines Monarchen auszubauen, heizt er den Konflikt jenseits des Rheins an. Anfangs mit Intrigen, später mit Gewalt: Der Krieg gegen **Habsburg** leitet die letzte Phase des europäischen Flächenbrandes ein



D

er Mann Gottes weint. Schmerzen und Fieber plagen Kardinal Richelieu, den Ersten

Minister des Königs von Frankreich. Die Nerven, die Erschöpfung. Er erteilt Befehle, die er kurz darauf tobend wideruft. Um dann mit kläglicher Stimme, dem Zusammenbruch nahe, davon zu reden, er wolle sich in der Einöde vergraben. Weit, weit fort. Weit genug von seinem Palais im Zentrum von Paris, um nicht die Niederlage der Kapitale miterleben zu müssen.

Es ist der Morgen des 16. August 1636, die Spanier stehen nördlich von Paris. In der Nacht haben sich ihre Reiter der Hauptstadt bis auf 70 Kilometer genähert. Die Bürger fliehen, nehmen mit, was sie an Habseligkeiten tragen können. Die Straßen sind verstopft mit Kutschen, Karossen und Karren.

Vor den Fenstern des Kardinalspalastes sind aufgebrachte Menschen zusammengelaufen und fordern den Tod des verhassten Ministers: Richelieu habe Frankreich in den Untergang geführt und die Sicherheit von Paris geopfert. Tatsächlich hat der Kardinal einen Teil der Stadtmauern niederreißen lassen, um Platz zu schaffen für seinen Palast mit

großem Garten. An dessen Mauern kleben nun denunzierende Plakate. Schmäh-schriften gegen die Politik des „Ungeheuers im Kardinalspurpur“ kursieren.

Gegen Mittag versammelt König Ludwig XIII. seine Berater im Louvre. Auch Richelieu eilt aus seinem Palais herbei, erhebt sich als Erster. Seine Stimme ist schneidend, aber sein Vorschlag verzweifelt: König und Hof sollen Paris preisgeben und sich jenseits der Seine in eine Verteidigungsposition begeben.

Noch nie hat Ludwig den Rat seines Ersten Ministers zurückgewiesen – doch diesmal lehnt er ab: Die Aufgabe der Stadt werde Volk und Armee demoralisieren. Am Nachmittag will der König mit seinen Truppen den Spaniern entgegenziehen. Richelieu aber bleibt zurück.

So hilflos hat der König seinen wichtigsten Berater noch nie gesehen. Seit zwölf Jahren ist Kardinal Armand-Jean du Plessis, Herzog von Richelieu, der mächtigste Mann an Ludwigs Seite: Frankreichs erster Diener, der Architekt einer ebenso brutalen wie erfolgreichen Reform des Landes, der herausragende Strategie und Mittelpunkt eines den Kontinent umspannenden diplomatischen Netzes, Urheber zahlloser Pläne, Verträge und Intrigen.

Richelieus Macht gilt manchen als so gewaltig, dass sie hinter jedem Krieg, jedem Frieden, jeder Allianz, jedem aufgekündigten Bündnis seinen Einfluss vermuten. Nach Katalonien und Portugal entsendet er Emissäre, nach England und in die Niederlande, nach Italien, ins Heilige Römische Reich deutscher Nation.

Denn die Übermacht der Habsburger zu brechen ist Richelieus Lebensziel. Den Kaiser in Wien will er schwächen und vor allem den mit diesem verwandten spanischen König niederringen.

Doch nun steht eine spanische Armee zwei Tagesmärsche von Paris entfernt und droht all seine Pläne zu zerstören. Richelieus mühsamer Aufstieg vom Provinzjunker zur Verkörperung der Macht scheint sich zur Tragödie zu wandeln.

BESCHEIDEN IST DER ANFANG, düster gar: Am 9. September 1585 wird Armand-Jean als dritter Sohn der Familie du Plessis geboren. Er ist ein schwächliches Kind und wird sein Leben lang gebrechlich sein, an Fieber leiden, an Kopfschmerzen und Depressionen. Aber er ist überdurchschnittlich klug, mit starkem Willen und maßlosem Ehrgeiz.

Die Familie entstammt dem niederen Adel, zudem ist sie verschuldet. Der

Der spätere König

Ludwig XIII. zwischen seinem Vater Heinrich IV. und seiner Mutter Maria de' Medici (gemalt von Peter Paul Rubens, 1622/25). Maria schließt nach dem Tod ihres Gatten 1610 ein Bündnis mit den spanischen Habsburgern. Ihrem halbwüchsigen Sohn richtet sie zwar auf der Place Royale in Paris eine prachtvolle Hochzeit aus (rechts ein anonymes Ölbild), hält ihn jedoch von der Macht fern. Der junge Monarch wird zum Gespött der Höflinge – und sinnt heimlich auf Rache, auch an Richelieu, dem Günstling seiner Mutter



Bischofssitz von Luçon gehört zu ihren wenigen Besitztümern. Um seiner Familie diese Pfründe zu sichern, muss Armand-Jean in den Dienst der Kirche treten. Der junge Adelige, der Offizier werden sollte, studiert nun Theologie – so ernsthaft und erfolgreich, dass er mit 21 Jahren zum Bischof geweiht wird, obwohl er das kanonische Alter noch nicht erreicht hat.

In den folgenden Jahren kümmert er sich gewissenhaft um die Verwaltung seines Bistums. Doch er will von Anfang an mehr: Wie viele französische Prälaten strebt er nach Paris, an den Hof, um dort politisch Karriere zu machen und ein Staatsamt zu erreichen.

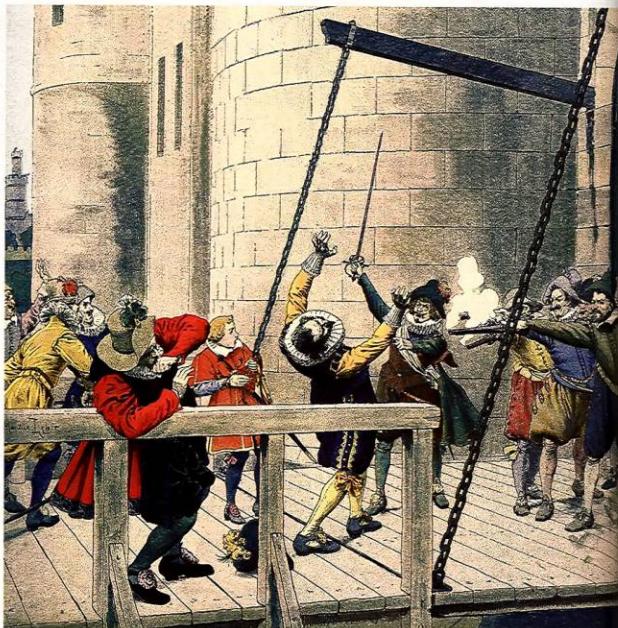
Der noch junge Bischof von Luçon will persönliche Macht – und sieht es als seine Pflicht an, Gott und dem König zu dienen sowie der Monarchie zu neuer Größe zu verhelfen. Seine Laufbahn ist ihm heilig, weil sie, so glaubt er, auch für Frankreich heilig sein wird.

Als König Heinrich IV. 1610 von einem katholischen Fanatiker ermordet wird, gerät die Nation in eine prekäre Lage. Zwar sind die furchterlichen Religionskriege beendet, die Frankreich zwischen 1562 und 1598 erschüttert haben, doch die Hugenotten, die französischen Protestanten, haben eigene Truppen, bilden einen Staat im Staat. Und die Ruhe des stets aufrührerischen Adels hat sich der Monarch schlicht erkauft.

Und dann ist da noch die habsburgische Bedrohung durch Spanien und das Reich. Spanien ist das mächtigste Land Europas: Seine Truppen stehen in den Pyrenäen und in Italien, sie marschieren durch Reichsgebiet in die spanischen Niederlande, um Krieg gegen die aufständischen Nordprovinzen zu führen.

Somit bedroht Madrid Frankreich von Süden und Norden. Und der Kaiser in Wien ist ein Cousin des Königs in Madrid; er könnte im Osten einfallen. Aus dieser gefährlichen Lage hat schon Heinrich IV. Frankreich befreien wollen.

Wer aber soll sein Werk nun fortführen? Heinrichs Thronfolger, der 1601



Der italienische Abenteurer Concino Concini ist Maria de' Medici Liebhaber und schon bald de facto Frankreichs Regierungschef. Er beruft Richelieu in den Staatsrat, doch am 24. April 1617 holt Ludwig XIII. zum Gegenschlag aus und lässt Concini vor dem Louvre ermorden (Druck nach einem Aquarell von Maurice Leloir, um 1910)

geborene Ludwig XIII., ist acht Jahre alt, als sein Vater stirbt. Ein einsamer, stotternder Junge, ungeliebt, vernachlässigt, schlecht ernährt. Er gilt als krankhaft gehemmt, ist nur mit Kriegsspielzeug beschäftigt und entwickelt schon bald eine grausame Freude an der Jagd.

Für ihn übernimmt seine Mutter die Regentschaft: Maria de' Medici – die Enkelin eines habsburgischen Kaisers. Nicht einmal das Lesen bringt man Ludwig bei. Seine Mutter hofft offenbar, einen Idioten auf den Thron setzen zu können, ohne eigene Ambitionen.

Und im Gegensatz zu ihrem Mann will sich Maria de' Medici mit Spanien aussöhnen. 1612 wird ein französisch-

spanisches Bündnis geschlossen. Drei Jahre später heiratet der 14 Jahre alte König die spanische Infantin Anna.

Die beiden Königskinder müssen die Ehe unter den Augen von Ärzten und ihren Ammen vollziehen – ein Desaster. Nach der Hochzeitsnacht werden vier Jahre vergehen, bis der König seine Frau wieder aufsucht. Beiden ist die Verbindung über Jahre hinweg peinlich, sie bleibt stets von Misstrauen geprägt.

RICHELIEU LEHNT die Spanien-freundliche Politik der Königin ab. Doch könnte er keine Karriere machen, wenn er nicht den Anschein erwecken würde, sie mitzutragen. Er träumt davon, die französi-

sche Außenpolitik zu leiten, also passt er sich an. Schamlos schmeichelt er dem italienischen Glückspieler Concino Concini, dem Liebhaber der Königin – und heimlichen Regierungschef. Nur über ihn scheint es einen Weg ins Zentrum des Staates zu geben.

Und Richelieu greift nach der Macht, wo immer sie sich ihm darbietet. In einem Brief verspricht er Concini katzenbuckeld, ihm „jederzeit auf die würdigste Weise zu dienen“. Der Italiener, allgemein als Emporkömmling verachtet, ist erfreut, einen Verbündeten gefunden zu haben. Richelieu wird zum Günstling des Günstlings. Und wartet, wartet, immer wieder resignierend, von Angst und Fieber heimgesucht.

Schließlich bemerkt auch die Königin den jungen Geistlichen, der von so einschüchternder Klugheit, so elegant und anmutig ist und sehr charmant sein kann. Der in der Öffentlichkeit so maßlos ihre Verdienste preist. Richelieu gewinnt ihr Vertrauen. Am 25. November 1616 wird er, gerade 31, Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten und Kriegswesen.

Concini fällt jedoch weiterhin alle wichtigen Entscheidungen. Die Minister behandelt er wie Lakaien, und Ludwig erniedrigt er bei jeder Gelegenheit.

Am 24. April 1617 holt der gedemütigte junge König zum Gegenschlag aus.

Ludwig hat nur einen lächerlich kleinen Hofstaat. Er sei das „kindischste Kind“, höhnt Concini über ihn. Doch das ist Tarnung: Der Monarch stellt sich dumm, um den Intrigen des Hofes zu entgehen. „Ich habe das Kind gespielt“, wird er Jahre später erklären. So lange, bis er sich stark genug fühlt, die Macht an sich zu reißen.

Es sind nur wenige Höflinge, mit deren Hilfe der 15-Jährige schließlich den Schlag wagt: sein einziger Vertrauter, der Falkner Charles d'Albert de Luynes, dazu ein Hauptmann und einige Soldaten.

Als Concini am Morgen des 24. April den Louvre betreten will, erschießt ihn der Hauptmann, der Umsturz gelingt. Durch den Palast schallen die Rufe „Vive

le Roi!“. Ludwig lässt Minister verhaften, schickt die Königin in ein Schloss an der Loire. In ihrem Gefolge: Richelieu. Im April 1618 muss der ambitionierte Bischof sogar für ein Jahr in die Verbannung ins päpstliche Avignon ziehen.

Niemand weiß genau, was in Richelieu vorgeht. Nur so viel scheint sicher zu sein: Die habsburgerfreundliche Haltung, die Frankreichs Politik seit dem Tode Heinrichs IV. dominiert, ist ihm zunehmend zuwider.

Wichtiger als eine Allianz aller katholischen Kräfte erscheint ihm nun das nationale Interesse Frankreichs – und das lässt sich in seinen Augen nur im Kampf gegen Spanien und den Kaiser befördern. Richelieu will einen starken französischen Staat, und dafür braucht es einen starken Monarchen. Und er will um jeden Preis zurück an die Macht.

DOCH WIE SOLL er Ludwig XIII. für sich einnehmen, der ihn verabscheut und ihm misstraut? Richelieu hatte in dem König stets nur einen dummen Nichtstuer gesehen und ihn ignoriert.

Richelieus Weg zurück an den Hof führt schließlich über Pater Joseph, seinen Beichtvater. Der rotärtige Kapuzinermönch mit Beziehungen zu den Höfen Europas setzt sich beharrlich für

Pater Josephs, der den König tief beeindruckt, gibt Ludwig schließlich nach.

Der König, der Richelieus überragenden Intellekt bald erkennt, zeigt sich gnädig. Auf seinen Vorschlag hin ernennt der Papst den Bischof zum Kardinal. Und 1624 wird Richelieu erneut in den Staatsrat berufen. Schnell nimmt er dort die Stellung des einflussreichen Ratgebers ein, auch wenn er den Titel *principal ministre* erst 1629 verliehen bekommt.

Es ist der Beginn einer lebenslangen Verbindung von König und Minister, die über die Zukunft Frankreichs entscheidet – und die Europas. Der Beginn einer Zusammenarbeit zweier gebrechlicher, schwieriger, gegensätzlicher Menschen.

Hier Richelieu mit seiner schneidenden Intelligenz, seinem Hochmut. Mal liebenswürdig, dann wieder kalt und verächtlich. Mal kühn, oft aber gelähmt von quälenden Depressionen. Seine Hypochondrie, seine Überempfindlichkeit, seine Zornausbrüche sind maßlos. Er schreit, heult, verkriecht sich unter seinem Bett, wo man ihn nur mit Mühe hervorlocken kann. Er verprügelt Diener und sogar Minister. Ein falsches Wort, und der Kardinal ist den Tränen nahe.

Dort ein König von erbärmlicher Bildung. Der sich vor allem im Krieg unter seinen Soldaten und auf der Jagd wohl-

Mit einem Gewaltstreich ergreift der junge König die Macht – und bedroht Richelieus Ambitionen

den Bischof ein. Joseph ist ein religiöser Fanatiker, unermüdlich im Kampf gegen die Hugenotten. In Richelieu sieht er das geeignete Werkzeug.

Vor allem aber ist es Maria de' Medici, Richelieus alte Gönninerin, die ihm den Weg ebnnet. Denn es gelingt ihm, Begegnungen, Aussprachen, Vereinbarungen und schließlich sogar die Aussöhnung von Königinmutter und Sohn zu vermitteln; Maria darf in den königlichen Rat zurückkehren.

Dafür revanchiert sie sich: Ihren Überredungskünsten und der Fürsprache

führt. Der mit Freude am Herd steht und Marmelade kocht, aber teilnahmslos und gähnend komplizierte Verhandlungen folgt. Auf Festen schläft er ein. Er ist scheu, aber süchtig nach menschlicher Nähe; hat Angst vor Frauen und leidet an seiner Ehe mit der schönen Habsburgerin Anna, der er ihre zahlreichen Fehlgeburten vorwirft. (22 Jahre werden beide auf einen Thronfolger warten müssen.)

Doch hinter seinem Stottern, seiner Einsamkeit und Verschrobenheit verbirgt sich ein entschlossener Monarch, der nie an seiner Berufung zweifelt.

In einem seiner ersten Bulletins an den König schreibt Richelieu über den Zustand Frankreichs: „Die Ärzte vertreten die These, dass eine innere Schwäche, und sei sie an sich noch so gering, mehr zu fürchten sei als ein äußerer Schaden, und sei er noch so groß und schmerzlich. Daraus erkennen wir, dass wir das außenpolitisch Notwendige aufschieben müssen, bis wir das getan haben, was zu Hause getan sein will.“

Bevor er den Kampf gegen die Habsburger wagt, will der Kardinal Frankreich im Inneren festigen. Und das bedeutet: die Macht des Königs ausbauen, jeden Widerstand brechen. Den des hohen Adels. Und den der Hugenotten.

Der Kirchenmann führt die Truppen bei der Eroberung von La Rochelle persönlich an

Für sein Vorhaben kann er weder auf den Adel noch auf die mächtigen obersten Gerichtshöfe zählen, weder auf die Katholiken noch die Protestant. „Wer im Dienste des Staates steht, muss sich wie ein Stern verhalten und den Hunden leuchten, unbekümmert um ihr Gekläff“, verkündet der Kardinal.

Ludwig leidet oft unter seinem mächtigen Minister. Für Richelieu empfindet der König einen zuweilen fast körperlichen Ekel. Doch in dem Ziel, Autorität und Macht der Krone zu stärken, stimmen der König und sein „zweites Ich“ überein. Sie sind Verbündete und werden, soweit es der Standesunterschied zulässt, schließlich sogar Freunde.

Mag sein, dass der König neben Pater Joseph der einzige Vertraute ist, den Richelieu jemals hat.

Denn rücksichtslos bricht der Kardinal zunächst die Macht seiner Standesgenossen: Immer wieder wenden sich Adelige in der Provinz gegen die Monarchie, zahllose alte Privilegien ermächtigen sie dazu. Diese Vorrechte will Richelieu nun beschneiden.

Er schickt „Intendanten“ in die Provinzen – Beamte, die ihm direkt unter-

stehen. Mit Gewalt schränken sie die Macht der alten Adelsfamilien ein: Alle Festungen, die nicht an den Grenzen liegen, sind niederzureißen. Die Intendanten erheben Steuern, führen Regierungsaufträge aus und berichten alle staatsfeindlichen Vorgänge an Richelieu. Der lässt Sondergerichte einrichten, die jeden Staatsfeind zum Tode verurteilen können, sei er ein gemeiner Bürger oder – und das ist das Ungeheuerliche – ein Anhänger des Hochadels.

Richelieu spricht als einer der ersten Politiker von der *raison d'État*, der Staatsräson – und verkörpert sie unerbittlich. Der Staat zählt, nicht das Volk. Und obwohl seine Gnadenlosigkeit mit

Ludwig abgesprochen ist, gilt allein Richelieu bei seinen entmachten Standesgenossen im Adel als „Ungeheuer“.

Richelieu muss seine Leibgarde vergrößern, schon bald besteht sie aus 120 Reitern, mehr als 100 Gendarmen und 200 Musketieren. Während seiner Amtszeit werden in höchsten Kreisen, selbst innerhalb der Königsfamilie, Komplotten zu seiner Ermordung geplant.

Ein Zeitgenosse notiert: „Wenn der Kardinal den Louvre betritt, ist er von Menschen umdrängt, ohne jemals einem Freund zu begegnen.“

Richelieus zweites Ziel ist die Niederschlagung der Hugenotten: „Solange sie in Frankreich ein Staat im Staate sein werden“, schreibt er in einer Denkschrift für Ludwig XIII., „wird der König nicht Herr im eigenen Haus und nicht imstande sein, ein großes Unternehmen im Ausland durchzuführen.“

In den Religionskriegen zwischen 1562 und 1598 haben sie sich große Freiheiten erkämpft: Sie dürfen eigene Gerichtshöfe einrichten sowie zahlreiche mit Soldaten besetzte Festungen behalten, darunter La Rochelle, die bedeutendste Hafenstadt Frankreichs.

Richelieu aber hat nicht nur dem Hochadel befohlen, Befestigungen zu schleifen, sondern auch den Hugenotten. Als sich diese verweigern und umgekehrt den König auffordern, eigene militärische Standorte in ihrer Nähe aufzugeben, beginnt der Kardinal Ende November 1627 mit der Belagerung La Rochelles. 30000 Mann stark ist sein Heer. Fast täglich zeigt er sich auf seinem Rappen den Soldaten als königlicher Generalissimus: mit flatterndem Purpurntanz, in Kürass, Lederkoller und Stiefeln. Doch obwohl er alle Finanzmittel des Staates mobilisiert und auch sein privates Vermögen für die Rüstung einsetzt, bleiben die Angriffe bis Mitte September 1628 erfolglos.

Dann aber wird der Hunger zu seinem wichtigsten Verbündeten. Zu Hunderten, bald zu Tausenden sterben die Eingeschlossenen. An einem einzigen Tag, am 18. Oktober, zählt man 400 Tote. Niemand kann sie mehr begraben. Zehn Tage später kapituliert La Rochelle. Von 25000 Bewohnern leben noch 5000.

Im Jahr darauf werden den Hugenotten sämtliche politischen Sonderrechte genommen, ihr Staat im Staate ist vernichtet. Immerhin: Sie dürfen weiter ihre Religion ausüben. Eine taktische Milde: Richelieus Toleranz soll auf die protestantische Welt wirken – denn sie steht schon im Dienste seiner Außenpolitik.

Durch seine Siege über Adel und Andergläubige hat Richelieu Frankreich im Inneren mit eiserner Hand geordnet. Nun kann sich der Kardinal vollends der Außenpolitik zuwenden: dem Kampf gegen die Habsburger.

WIE ABER SOLL FRANKREICH Krieg führen? Noch ist die Flotte zu schwach, und die Armee besteht lediglich aus ein paar Regimentern.

Richelieu muss Zeit gewinnen. Seine Waffen bleiben vorerst die Diplomatie und das Geld. Da er den offenen Krieg nicht wagen kann, plant er eine Politik des großen Umwegs: Um Spanien zu besiegen, will er die Habsburger im Reich



Der König schickt Richelieu, einen Protegé des verhassten Concini, 1618 ins Exil, vergibt ihm jedoch nach einigen Jahren und macht ihn zum Gestalter der Außen- und Innenpolitik. Auf Vorschlag des Monarchen erhebt der Papst Richelieu sogar zum Kardinal (Porträt von Philippe de Champaigne, um 1640)



mit einem Stellvertreterkrieg schwächen. Richelieu versucht eine Koalition aller Rivalen des Kaisers aufzubauen.

Das aber sind ausgerechnet die protestantischen Mächte: die Vereinigten Niederlande, die lutherischen und calvinistischen deutschen Fürsten, die Könige von Dänemark und Schweden.

Den Dänenkönig Christian IV. etwa unterstützt Frankreich mit Geld bei seinem Kampf gegen den deutschen Kaiser; und den Vereinigten Niederlanden hilft Paris im Kampf gegen Spanien. Ungeachtet der Konfessionen schmiedet Richelieu seine Allianzen. Der Pakt mit den „Ketzern“ ist für ihn ein kleineres Übel als die Bedrohung durch Spanien.

Überall verhandeln Richelieus Diplomaten. Überall werben sie für seine Politik und sammeln Informationen. Als Kaiser Ferdinand II. im Sommer 1630 in Regensburg den Kurfürstentag einberuft – vornehmlich, um seinen Sohn von den Großen des Reiches zu seinem Nachfolger bestimmen zu lassen –, schickt Richelieu Pater Joseph, seinen Vertrauten, Beichtvater. Und Spion.

Der Kapuziner ist des Kardinals wichtigster Diplomat. Er steht an der Spitze einer kleinen Gruppe von Staatsdienern, die Richelieu offizielle, halb-offizielle und geheime Verhandlungen führen. An Europas Höfen kennt man den Pater mit den zerschlissenen Sandalen und dem zerfetzten Gewand, nennt ihn „Richelieus graue Eminenz“.

Nachdem der Kardinal die Gunst des jungen Königs gewonnen hat, macht er sich daran, dessen Macht auszubauen. Zunächst bekämpft Richelieu die Hugenotten, Frankreichs Protestanten, die einen Staat im Staate errichtet haben. Zwar schickt der König von England seinen bedrängten Glaubensbrüdern 1627 Schiffe zur Hilfe, doch können Richelieus Truppen sie bald zurückschlagen (hier die Vertreibung der Engländer von der Île de Ré bei La Rochelle auf einem zeitgenössischen Ölgemälde). Ein Jahr später hat der Kardinal die Hugenotten niedergegerungen

Dessen Mission ist es nun, die Kurfürsten vom Kaiser zu trennen, jedem Einzelnen, der sich gegen die kaiserliche Macht wendet, französische Protektion zuzusagen. Und vor allem: die Wahl des Kaisersohns zu verhindern.

Noch auf dem Weg nach Regensburg trifft Pater Joseph am 23. Juli 1630 in Memmingen mit Albrecht von Wallenstein zusammen (siehe Seite 72). Im Prunkzelt des kaiserlichen Generalissimus führen die beiden ein nächtliches Gespräch. Dabei enthüllt der Feldherr dem Kapuziner angeblich seinen Plan, sich in seiner Heimat zum König von Böhmen zu erheben, das jedoch zu den Kronlanden der Habsburger gehört.

Sechs Tage später trifft Joseph in Regensburg ein. Am 2. und 3. August gewährt der Kaiser ihm Audienz. Dabei betont der Mönch die scheinbar gemeinsamen Interessen Frankreichs und Deutschlands an einem starken Souve-

Seinen brennenden politischen Ehrgeiz bezahlt der Kardinal mit lebenslanger Einsamkeit

rän: Die Absichten der Franzosen seien friedlich. Sein Land befindet sich in keinem Bündnis mit einer dem Kaiser feindlichen Macht. Dass Richelieu zu dieser Zeit gerade Verhandlungen mit den Schweden führt, leugnet er.

Zugleich versucht Joseph das Vertrauen der Kurfürsten zu gewinnen. Er deutet ihnen gegenüber an, welch gefährlichen Plan Wallenstein hege. Auch Ferdinand II. hat er von den Ambitionen des kaiserlichen Generalissimus in Böhmen berichtet. Aber erst auf Drängen der Kurfürsten gibt der Kaiser nach: Er entlässt Wallenstein. Damit hat Ferdinand seinen fähigsten Feldherrn verloren.

Zudem kommt es, wie von Joseph und Richelieu erhofft, nicht zur Wahl des Kaisersohns durch die Kurfürsten. Eine schwere Niederlage für den Habsburger.

Und noch während Pater Joseph in Regensburg taktiert, marschiert Richelieu zukünftiger Verbündeter bereits

durch den Norden des Heiligen Römischen Reiches: Schon im Juli 1630 ist der Schwedenkönig Gustav II. Adolf in Deutschland gelandet – der Herrscher sieht sich als Retter der deutschen Protestanten und als Gegner einer Habsburger Universalmonarchie.

Richelieus Angebot: Schwedische Armeen sollen für die Franzosen gegen Wien ziehen; dafür soll der Stockholmer Monarch Geld aus Frankreich erhalten.

Sieben Monate nach der schwedischen Invasion scheint Richelieus Plan tatsächlich aufzugehen: In einem Vertrag sichert der Kardinal dem Schweden eine Million Livres jährlich zu. Nun kann Gustav Adolf 30 000 Fußsoldaten und 6000 Reiter gegen den Kaiser führen. Dafür verspricht er seinem neuen Verbündeten, den Katholiken in Deutschland die Religionsfreiheit zu erhalten.

So verstrickt der Kardinal sein Land endgültig in den „Teutschen Krieg“.

Auch bei mehreren deutschen Fürsten kann er Ende Februar 1631 den Widerstand gegen das „kaiserliche Joch“ verstärken und sie zur Neutralität im Krieg überreden – abermals mit französischem Geld. Richelieus Diplomat in Deutschland, der Marquis de Feuquière, unterhält eine Art Bank, die Kurfürsten, Grafen und freie Reichsstädte mit Geld versorgt.

Für den hohen Klerus in Frankreich ist diese Bündnispolitik ein Skandal. Ist sie Atheismus und Heuchelei. Dürfen der allerchristlichste König, der *roi très chrétien*, und ein Kardinal Bündnisse mit Häretikern schließen, um gegen katholische Monarchen zu kämpfen? Ausgerechnet Richelieu, der die Macht der Hugenotten zerschlagen hat!

Unablässig verkündet dagegen dieser sein Ziel, „die Welt vor der spanischen Unterdrückung zu retten, das Land aus der mörderischen Umklammerung zu





Auf einer Prunkbarke
reist der gebrechliche Kardinal
während seiner Rückfahrt von
dem Pyrenäenfeldzug die Rhone
entlang (Darstellung von Hippolyte
Delaroche, 1829). Im Schlepptau
folgt ein Boot mit Gefangenen, die
sich gegen König Ludwig XIII.
verschworen hatten



Ludwig XIII. als Triumphator zwischen den Personifikationen der Königreiche Frankreich und Navarra (Porträt von Simon Vouet, wohl um 1630). Dank Richelieus geschickter Politik wagt der König schließlich den Angriff auf die in Spanien und im Reich herrschende Habsburger-Dynastie

befreien". Denn in Wahrheit strebe der Herrscher in Madrid die habsburgische Universalmonarchie an. Davon aber wäre nicht allein Frankreich, sondern der Frieden im gesamten Abendland bedroht. Für das Wohl der Christenheit sei daher jede Verteidigung gerecht, auch ein Bündnis mit Protestantenten.

Doch der Schwede erringt Siege, die selbst dem Kardinal unheimlich werden.

Richelieu hat in Gustav Adolf wohl lediglich eine Art besseren Söldnerfüh-

rer gesehen. Aber Ende 1631 ist der schwedische Monarch plötzlich der Herr über fast ganz Deutschland. Kann es in Frankreichs Interesse sein, den habsburgischen Kaiser durch den siegestrunkenen schwedischen König zu ersetzen?

Erst Wallenstein, der wieder berufene Generalissimus des Kaisers, befreit Richelieu schließlich aus dieser Not: Am 16. November 1632 besiegt er Gustav Adolf in der Schlacht von Lützen; der Schwede kommt um.

Richelieu hält das Bündnis mit den Skandinavieren auch nach dem Tod des übermächtigen Schwedenkönigs aufrecht. Zugleich sucht er neue Verbündete. Nun soll der wichtigste Heerführer der deutschen Protestantenten, Bernhard von Sachsen-Weimar, in den Dienst Frankreichs treten. Dafür will der Kardinal jeden Preis zahlen. Ein erstes Angebot unterbreitet sein Unterhändler dem Herzog 1633. Aber es wird noch etliche Monate dauern, bis der Vertrag unterschrieben ist. (Er sichert dem Herzog eine jährliche Zahlung von vier Millionen Livres und nach einem Sieg den elsässischen Besitz der Habsburger zu).

Im Juli 1634 gehen die Habsburger in die Offensive. Ein spanisches Heer marschiert nach Deutschland, um sich mit den kaiserlichen Armeen gegen die Schweden zu vereinigen. Wie immer reagiert Richelieu auf schlechte Nachrichten mit Krankheit. Zu den ständigen Misseren kommen nun noch schmerzhafte Darmbeschwerden, er leidet an Furunkeln, Hämorrhoiden, Fisteln. Den „verrotteten Hintern“ nennt ihn Königin Anna abschätzig. Der 48-Jährige ist vorzeitig gealtert, ergraut, abgemagert.

Da erhält er die Nachricht, dass die Schweden am 6. September 1634 nahe der schwäbischen Stadt Nördlingen vernichtet geschlagen worden sind (siehe Seite 110). Ganz Süddeutschland ist den Habsburgern nun ausgeliefert.

Frankreichs Landgrenzen sind damit fast lückenlos von Feinden bedroht, Richelieu Stellvertreterpolitik gegen das Haus Habsburg ist gescheitert, die Zeit für den offenen Krieg gekommen.

Als die Spanier am 26. März 1635 den mit Frankreich verbündeten Erzbischof von Trier gefangen nehmen, ist der willkommene Vorwand da: Am 19. Mai 1635 wird Spanien die Kriegserklärung überreicht. Auch mit dem Kaiser befindet sich Frankreich jetzt de facto im Kriegszustand. Der Krieg ist ein Wagnis: Noch immer ist das französische Heer klein.

An allen Fronten gleichzeitig wird Frankreich kämpfen müssen: in Flandern,

in der Provence, am Rhein, in den Alpen und Pyrenäen, auf dem Meer. Richelieu erstes Ziel ist die Eroberung der spanischen Niederlande. Nach anfänglichen Erfolgen kommt der Vormarsch ins Stocken, die Offensive bricht zusammen.

Wieder wird der Kardinal krank. Ge schwulst, Fieber, Harnverhalt.

Es kommt noch ärger. 1636 überlassen Provinzgouverneure den Spaniern wichtige Grenzfestungen im Nordosten Frankreichs. Eine von ihnen liegt nur etwa 180 Kilometer von Paris entfernt. Doch in der Hauptstadt will man die Gefahr nicht erkennen. Am 2. August richtet Richelieu in Chaillot ein glänzendes Fest für die Königin aus.

Zwei Tage später aber wird in Paris bekannt, dass sich eine kaiserliche und eine spanische Armee von verschiedenen Seiten der Hauptstadt nähern. Sengend ziehen sie durch das Land.

In Paris versuchen die Bürger, die Befestigung ihrer Stadt zu sichern, denn durch den Ausbau der Metropole sind in den Mauern breite Breschen entstanden. In den Vorstädten werden Gräben ausgehoben. Am 15. August fällt Corbie, die letzte große Festung auf dem Weg von Norden in die Hauptstadt. Es folgt der dunkelste Tag im Leben des Kardinalen.

Eben noch hat der königliche Rat getagt, eben noch hat der König Richelieu Vorschlag, Paris aufzugeben, zurückgewiesen. Nun kehrt der Kardinal in sein Palais zurück. Noch immer verzweifelt über das Unglück Frankreichs, gelähmt.

ERST SEIN BEICHTVATER, Pater Joseph, richtet ihn schließlich wieder auf. Er redet ihm zu, droht mit dem Höllenfeuer, appelliert: „Benehmen Sie sich nicht wie ein nasses Huhn.“ Fordert Richelieu auf, sich auf die Straßen von Paris zu begeben, um den verängstigten Bürgern Mut zu machen. Und der Kardinal gehorcht.

Ohne den Schutz seiner Garde lässt er sich in einer Karosse durch die Straßen fahren. Zum Türfenster hinausgelehnt, wettert er gegen die verblüfften Menschen, rügt ihr fehlendes Gottvertrauen

und verkündet, Gott habe Frankreich stets vor allen Feinden gerettet.

Dass sich Frankreichs meistgehasster Mann allein unters Volk begibt und dabei sein Leben riskiert, imponiert vielen. Richelieu wird mit Hochrufen gefeiert.

Während der Kardinal durch die Straßen fährt, sammelt der König seine Truppen. Kriegsfreiwillige strömen zum Rathaus. Die Zünfte, Handwerker und die Bauern stellen sich bedingungslos zur Verfügung, ja sie beteiligen sich sogar an den Rüstungskosten. In den Straßen wird so viel „Vive le Roi!“ gerufen, berichtet die „Gazette“, „wie man es seit langer Zeit nicht mehr gehört hat“.

Ludwig stellt sich an die Spitze einer neuen Streitmacht, in der ein ungewohnter patriotischer Geist herrscht. Binnen weniger Tage kann er eine Armee von 20000 Soldaten aufbringen.

Östlich von Paris hält Bernhard von Sachsen-Weimar den Vormarsch der Kaiserlichen auf. Seit Oktober des Vorjahrs kämpft der deutsche Heerführer in Frankreichs Diensten.

Und in der Champagne drängen Bernhard von Sachsen-Weimars Truppen die Kaiserlichen ebenfalls zurück. Bis zum Winter ziehen die Spanier ab.

Die Invasion ist überstanden.

ANDERTHALB JAHRE SPÄTER schlagen die Franzosen in Deutschland zu. Im Juni 1638 beginnt Bernhard von Sachsen-Weimar, die habsburgische Festung Breisach westlich von Freiburg zu belagern (siehe Seite 96), um die feindlichen Nachschublinien zu unterbrechen.

Das Bollwerk fällt Mitte Dezember. Damit ist die Übermacht der Habsburger geschwächt, die Bedrohung Frankreichs etwas geringer.

Ausgerechnet jetzt aber lodern innerhalb der französischen Grenzen Gewalt und Rebellion wieder auf. Denn Richelieus Politik hat das Land an den Rand des Ruins gebracht. 1639 brennt die Normandie. Diese einst wohlhabende Provinz hat lange Zeit ein Viertel aller Steuern im Königreich aufgebracht, ist aber durch Pestepidemien verarmt. Doch

Als der Monarch in die Schlacht um Paris zieht, bleibt sein wichtigster Berater zurück

Vor allem aber haben die Franzosen Glück. Der feindliche Vormarsch von Norden her verzögert sich um entscheidende Tage, weil die Spanier nicht schnell genug Vorräte für ihre Soldaten heranschaffen können. Gerade Zeit genug, bis die neu geschaffene französische Streitmacht aufgestellt ist, um die Hauptstadt zu verteidigen.

Der König befindet sich für viele Wochen im Feld – nun stößt Richelieu zu ihm. Die Franzosen dringen nach Norden vor und erobern in nur drei Tagen einen Brückenkopf an der Somme, wo die Spanier große Getreidevorräte deponiert haben.

Dann befiehlt Richelieu den Sturmangriff auf die Festungsstadt Corbie, die am 14. November fällt. In Burgund gelingt es, die Angreifer abzuwehren.

ohne Rücksicht darauf wurden mit Kriegsausbruch die Abgaben erhöht.

Zudem diente die Provinz mehreren Regimentern als Winterquartier. Die unregelmäßig entlohten Soldaten plünderten – und trieben viele Menschen in den Ruin, schließlich in die Rebellion.

„Barfüßige“ nennen sich die Aufständischen nach den Salzsiedern, die keine Schuhe tragen. Die „Nu-pieds“ bilden bis zu 4000 Mann starke Armeen. Den Bauern schließen sich Beamte, Juristen, Priester und Angehörige des niederen Adels an. Die „Barfüßigen“ verjagen und ermorden Finanzbeamte und Steuerentreiber, fordern Richelieus Tod.

Der erteilt den Befehl, unerbittlich gegen die Aufständischen vorzugehen. „Ich beschwöre Sie“, schreibt Richelieu dem Kommandeur der Strafexpedition,

„sich immer daran zu erinnern, dass das zu statuierende Exempel nicht streng genug sein kann.“

Daraufhin wüteten 4000 ausländische Söldner in der Normandie wie in Feindesland. Ohne Gerichtsurteil richten sie Bürger hin, martern, rädern, zerstören Häuser. Und am Ende gratuliert der Kardinal dem Kommandeur persönlich zu seiner Unbarmherzigkeit.

In ständiger Furcht vor Attentaten und um sich stets der Loyalität seines Herrschers zu vergewissern, umgibt Richelieu nun selbst den König mit Spionen und lässt wichtige Personen bei Hofe von Ärzten, Beichtvätern und Dienern überwachen. Die Höflinge und Günstlinge seines Monarchen wählt er häufig persönlich aus.

Einmal aber trifft Richelieu die falsche Wahl. Er führt den König 1639 Henri d'Effiat zu, den Marquis de Cinq Mars – einen 17 Jahre alten Jüngling, von dem sich Ludwig bezaubern lässt. Eine quälende Passion. Für den Kardinal schon bald eine gefährliche Liebe. Cinq

Mars ist grausam. Behandelt den König ohne Respekt, verspottet die fromme Keuschheit des Regenten mit Indiskretionen über eigene Affären. Heftige Szenen, stürmische Versöhnnungen, kindische Friedensverträge.

Der junge Marquis fühlt sich der Zuneigung des Königs sicher und glaubt, Richelieu vernichten zu können. Dann, so hofft er, werde er Ludwig und damit Frankreich beherrschen.

Cinq Mars schmiedet einen Komplott unzufriedener Adeliger, zu denen auch



der Herzog von Orléans gehört, der Bruder des Königs.

Ein Geheimvertrag, den die Verschwörer mit Spanien schließen, verspricht ihnen Soldaten und Geld, dafür soll der Herzog von Orléans einen Bürgerkrieg provozieren, in dessen Wirren eine spanische Armee in Frankreich eindringen kann. Das ist Hochverrat.

Dank seiner Spione ist Richelieu über jeden Schritt informiert. Sie beschaffen ihm Einzelheiten über die Verhandlungen zwischen den Verschwörern und den

Vertretern Spaniens. Als Postillion verkleidet, beschattet ein Geheimagent Richelieu einen französischen Kontaktmann auf seinem Weg zum Hof in Madrid, ja er hilft ihm selbst über das Gebirge. Vertraute berichten Richelieu von zufällig belauschten Gesprächen.

Doch noch fürchtet er den Einfluss des Favoriten auf Ludwig. Wagt er es nicht, ohne Beweise zuzuschlagen.

DER KARDINAL BEGINNT seinen letzten Kampf. Noch einmal muss er mitinne-

ren und äußeren Feinden auf Leben und Tod ringen. Ein gespenstischer Zug folgt im Frühjahr 1642 der Armee auf das Schlachtfeld: Der schwer kranke König und sein ebenso gebrechlicher Erster Minister sind auf dem Weg zu ihren Truppen im Süden.

Richelieu will die Hochverräte am Königshof vernichten. Und er plant, Spanien – gegen das die von ihm finanzierten Truppen bereits in Deutschland einen Sieg errungen haben – auch im Süden durch einen groß angelegten Pyrenäenfeldzug entscheidend zu schwächen.

Seine Truppen sollen die spanische Festung Perpignan an der Pyrenäengrenze angreifen, die letzte Schwachstelle in der französischen Verteidigungsline. Spanien ist zu diesem Zeitpunkt schon lange nicht mehr der scheinbar unbesiegbare Gegner. Nicht zuletzt Richelieus Kriege und seine Intrigen im Inneren des iberischen Reichs zermürben die Großmacht: So rebellieren Katalonien und das von Madrid beherrschte Portugal gegen den spanischen König, und Richelieu fördert diese Sehnsucht nach Unabhängigkeit nur allzu gern.

Er schickt Portugiesen und Katalanen Geld und Waffen; französische Soldaten kämpfen neben katalanischen Aufständischen. Die Unruhen erschüttern Spanien so sehr, dass es keine starken Armeen mehr gegen seine äußeren Feinde schicken kann.

Richelieu reist in einer Sänfte nach Süden. Sein zum Skelett abgemagerter Körper ist von eiternden Geschwüren überzogen, sein rechter Arm gelähmt. Unterwegs versuchen die Verschwörer, den Kardinal zu ermorden. Aber Cinq Mars zögert, das mit den Attentätern abgesprochene Zeichen geben, als Richelieu zu einem Treffen mit dem König nicht allein erscheint, sondern in Begleitung seines Gardekapitäns.

Der Kardinal fühlt sich erbärmlich. Auf dem Krankenbett sammelt er Berichte und Dokumente seiner Spione, um dem König Beweise für die Schuld von Cinq Mars vorlegen zu können.



Im großen »Teutschen Krieg« finanziert der katholische Kirchenmann Richelieu die Protestanten – weil er die Habsburger mehr fürchtet als die »Ketzer«. Doch als der Kaiser und die Spanier 1634 dennoch in der Schlacht von Nördlingen triumphieren, greift Frankreich mit eigenen Truppen ein. Durch die Eroberung der Rheinfestung Breisach 1638 (links, Bild von Jusepe Leonardo de Chavier) erringt es eine Schlüsselstellung – aber nicht den Sieg. 1642 sind König und Kardinal todkrank (oben, Druck nach einem Aquarell von Maurice Leloir, 1910), der Frieden aber ist noch fern



Am 4. Dezember 1642 stirbt Richelieu (Porträt auf dem Totenbett von Gérard Blot). Die Politik des Kardinals, der der Staatsräson alles untergeordnet hat, führt am Ende dazu, dass Frankreich zu den großen Gewinnern des Dreißigjährigen Krieges gehört

Am 10. Juni erhält er endlich eine Kopie jenes Geheimvertrags, den die Verschwörer mit Spanien geschlossen haben. Nun wird Cinq Mars verhaftet, das Komplott bricht zusammen.

Mitte August tritt der Kardinal die Rückreise aus dem Süden an. Die Rhone befährt der 56-Jährige auf einer Barke. Richelieu ruht auf einem mit purpurnem Taft verkleideten Bett in einer mit Samt ausgeschlagenen Kabine. Der Barka folgen Schiffe mit Bischöfen, Äbten, Edelleuten; schließlich Boote, auf denen das Silberzeug und ein Teil des Schatzes Seiner Eminenz mitreist.

Am 5. September tragen Diener das riesige Purpurbett nach Lyon hinein, wo der Prozess gegen Cinq Mars und die

anderen Verschwörer stattfindet. Ein von Richelieu zusammengestelltes Gericht verurteilt den einstigen Favoriten des Königs am 12. September zum Tode.

Der Marquis stirbt noch am selben Tag auf dem Schafott. Und an ebenen Tag bringen Kuriere auch Nachricht von der Front: Perpignan ist erobert.

Der Verschwörer ist tot, Spanien vorerst besiegt. (Wenn auch der Krieg noch lange nicht zu Ende ist.) Der Kardinal triumphiert zum letzten Mal.

IM HERBST 1642 wird der Leidende auf seinem Reisebett nach Paris gebracht. Um den Weg für seine von 24 Trägern gehaltene Sänfte freizumachen, lässt Richelieu – unberührt vom erneut aufflammenden Hass der Massen – Breschen in Stadtmauern schlagen und Häuser niederreißen. Anfang November trifft er in der Hauptstadt ein.

Schon lange hat Richelieu an einer europäischen Friedensordnung gearbeitet – und seit 1635 gab es immer wieder mal heimliche, mal offizielle Friedens-

sondierungen zwischen den europäischen Mächten und auch zwischen Spanien und Frankreich. Doch zugleich hat der Kardinal alles getan, um zu verhindern, dass der Krieg zu einem für Frankreich ungünstigen Zeitpunkt aufhört.

Trotz seines elenden Zustandes arbeitet er nun täglich an den Instruktionen für jene Unterhändler, die Frankreich bei den Friedensverhandlungen vertreten sollen (siehe Seite 142).

Richelieus Ziel ist die politische Neuordnung Europas. Anstelle der habsburgischen Universalmonarchie wünscht er sich eine Machtbalance gleichberechtigter Staaten. Und Frankreich soll dabei die Führungsrolle zukommen, als Vermittler, Schiedsrichter, Garant des europäischen Gleichgewichts.

Am 29. November 1642 diagnostizieren die Ärzte bei Richelieu eine Infektion des Bauchfells. Über Stunden sinkt der Kardinal in Bewusstlosigkeit. König Ludwig XIII., selbst von einer tödlichen Darmkrankung gezeichnet, kommt ihn besuchen, hält Richelieus Hand, flüttet ihm löffelweise mit Eigelb. Ein Abschied nach 18 gemeinsamen Jahren.

Am 4. Dezember 1642 stirbt der Kardinal, fünf Monate vor König Ludwig XIII., in dessen Namen er die europäische Politik geprägt hat.

Seither ruht Armand-Jean du Plessis in der großen Kirche der Sorbonne in Paris, die er selbst gestiftet und zu seiner Grabkirche bestimmt hatte. Jener Mann Gottes, der in den fast zwei Jahrzehnten als Erster Minister Frankreichs das Königreich einte und die Monarchie stärkte. Jener Machtpolitiker, der mit Diplomatie, Geld und Soldaten den Krieg auf deutschem Boden um Jahre verlängerte und doch den Westfälischen Frieden vordachte.

Der Wegbereiter des absoluten Königtums in Frankreich, die beherrschende Person seiner Epoche, der Kardinal und Herzog von Richelieu. □

Literatur: Carl J. Burckhardt, „Richelieu“, Calwey Verlag (antiquarisch erhältlich); auf weit mehr als 1000 Seiten zeichnet der Autor ein präzises, wenn auch teilweise veraltetes Bild des Staatsmannes Richelieu und verbindet Länder- und Kulturgeschichte zu einer farbigen Darstellung des 17. Jahrhunderts. Hilliard Todd Goldfarb (Hrsg.), „Richelieu – Kunst, Macht und Politik“, Verlag Exhibitions International; die andere Seite des Staatskanzlers: Richelieu als Sammler, Bauherr und Förderer der Künste.

Ulrike Moser, 37, ist Historikerin und Journalistin in Berlin. Zuletzt schrieb sie in **GEOEPOCHE „Preußen“** über den Bau des Brandenburger Tores.



So zivilisiert war das Leben vor der Zivilisation: die Steinzeit.

Kalle Kebbe

In dieser Ausgabe

Kreativität

Als der Mensch die Kultur entdeckte.

Religion

Die Ursprünge unseres Glaubens.

Steinzeit heute

Zeitreise in den Dschungel Neuguineas.

www.geokompakt.de

GEO kompakt Nr. 13
Die Grundlagen des Wissens

Die Steinzeit



Wie unsere Ahnen lebten
Vom Faustkeil bis zur Hochkultur



PAPUA: Alltag wie vor 10000 Jahren

MAMMUT: Weihabt die Elasmotherien umgehen

WOHNF: Hütten, Hütten und Pfahlhäuser

URMENSCHEN: Früher Jäger im Deutschland

www.GEOkompakt.de

Wissen. Einfach. Sammeln.

Die Geburt des Zweifels

Noch tobt der große Krieg um Religion und Einfluss, da erhebt der Philosoph René Descartes 1637 in einer Schrift über die Vernunft den Zweifel zum obersten Prinzip der Wissenschaft. Eine Provokation für die römische Kirche

von OLAF MISCHER

Der französische Denker René Descartes fürchtet die päpstliche Inquisition. Denn seine Schrift „Diskurs über die Methode, seine Vernunft gut zu leiten und die Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen“ ist ein Angriff auf die Scholastik. Jene Lehre der römischen Kirche, deren Aufgabe vor allem darin besteht, kirchliche Dogmen und Lehrsätze zu untermauern – etwa, dass sich die Sonne um die Erde drehe.

Descartes lässt hingegen keine Dogmen gelten. Er zweifelt, fordert gar, „niemals eine Sache als wahr anzuerkennen, von der ich nicht offensichtlich erkenne, dass sie wahr ist“ – so die erste und wichtigste Regel seiner neuen, an der mathematischen Beweisführung orientierten wissenschaftlichen Methode.

Jahrelang hat er über sie nachgedacht. Erst im Mai 1637 lässt er das Werk drucken – anonym.

Zweifel an der Scholastik kommen dem 1596 in der französischen Provinz geborenen Adeligen schon als Schüler am Jesuitenkolleg.

Er liebt die Mathematik – „wegen der Sicherheit und Evidenz ihrer Beweisgründe“,

wie er später schreibt wird. Die Unterweisungen in scholastischer Philosophie und Physik hingegen empfindet er als unbefriedigend. Doch gestatten ihm manche Lehrer, auch Bücher zu studieren, welche die Inquisition verboten hat, weil sie kirchlichen Dogmen widersprechen. So ist er nach der Schulzeit „verstrickt in Zweifel und Irrtümer“.

Er studiert Jura, geht 1618 aber zur militärischen Ausbildung in die Vereinigten Niederlande: Die Republik hat im Kampf gegen die Hegemonialmacht Spanien die modernste Armee der Welt aufgestellt – mit eindeutig festgelegter Kommandosprache und täglichen Drill. Junge Adelige aus Europa gleich welcher Konfession lernen hier das Kriegshandwerk.

In der Garnison Breda beschäftigt sich der junge Katholik wieder mit mathematischen Problemen und bald auch mit der Physik – angeregt durch einen Gelehrten, den er dort kennengelernt. Die Wissenschaft lässt ihn fortan nicht mehr los. Auch nicht, als er sich dem Herzog von Bayern anschließt, der gegen die

protestantischen Aufständischen in Böhmen kämpft (siehe Seite 26).

Den Herbst 1619 verbringt Descartes in einem abgelegenen Ort bei Ulm mit tagelangem Nachdenken, bis er am 10. November notieren kann, er habe die „Grundlagen der wunderbaren Wissenschaft“ entdeckt.

Es ist nicht überliefert, wie Descartes sich damals die neue Lehre vorstellt. Doch sehr wahrscheinlich erkennt er, dass mit den exakten Methoden der Mathematik auch in Disziplinen wie der Physik und der Medizin sichere Ergebnisse erlangt werden können. Aber wie?



Lange traut sich René Descartes nicht, seine Ideen zu veröffentlichen – aus Angst vor der Inquisition
[Frans Hals, um 1649]

Ende 1620 wohl quittiert er den Dienst und reist durch Europa. Der dank eines Erbes wohlhabende junge Mann hofft, durch das Beobachten der Menschen, ihrer Urteile und Erfahrungen leichter als durch Theorien der Gelehrten zur Wahrheit zu finden.

Und während der Krieg um den rechten *Glauben* den Kontinent erschüttert, stellt sich Descartes die Frage: Wie gelange ich zu sicherer *Erkenntnis*? Er lernt vor allem eines: „Nichts allzu fest zu glauben, wovon man mich nur durch Beispiel und Gewohnheit überzeugt hatte.“

1625 lässt er sich in Paris nieder. Und wagt zum ersten Mal, seine Ideen einem gelehrteten Publikum zu präsentieren.

Ein bekannter Wissenschaftler hält einen Vortrag zur Erneuerung der Philosophie, dem Descartes in der anschließenden öffentlichen Diskussion widerspricht: Er wolle eine wahrhaft neue, von einer Methode des Vernunftgebrauchs geleitete Philosophie entwickeln, die zu *sichereren Erkenntnissen* gelange, nicht nur zu bloß *wahrscheinlichen* wie etwa der Scholastik.

Descartes argumentiert brillant, begeistert die Zuhörer. So überzeugend ist er, dass in Paris das Gerücht aufkommt, er habe neue Grundlagen der Philosophie entdeckt. Das Publikum feiert der ersten Publikation dieses rätselhaften Neulings entgegen.

Der aber geht zunächst wieder in die Niederlande. Im wohl freiheitlichsten Land Europas hofft er mehr Ruhe zu finden für seine Studien. Oft verbringt er Tage nur im



Durch die Erkenntnis
»Ich denke, also bin ich« beweist Descartes die eigene Existenz. Seine Forderung, alles zu hinterfragen, macht ihn berühmt. Hier unterweist er (Dritter von rechts) Königin Christine von Schweden, ihm gegenüber (Louis-Michel Dumesnil, 18. Jahrhundert)

Bett, um nachzudenken. Doch kommt er mit der in Paris begonnenen Arbeit nicht voran. Bricht sie schließlich ab.

Statt mit der Theorie der Erkenntnis beschäftigt er sich nun vor allem mit der Praxis: mit Anatomie, Physik und Mathematik. Er entwirft eine Präzisions-schleifmaschine für optische Linsen, plant den Bau einer bemannten Flugmaschine und legt die Grundlagen für die analytische Geometrie: eine revolutionäre Methode, um komplexe geometrische Probleme mithilfe der Algebra zu lösen.

Sein naturphilosophisches Werk „Die Welt“ will Descartes 1633 drucken lassen. Es basiert unter anderem auf dem Befund, dass sich die Erde um die Sonne dreht.

Doch als er erfährt, dass die Inquisition Galileo Galilei wegen solcher Thesen hat einsperren lassen, verzichtet er auf eine Veröffentlichung. Und arbeitet erneut an seiner neuen Philosophie, die das

Fundament der Scholastik erschüttern soll. Im Mai 1637 schließlich erscheint der „Diskurs über die Methode“.

Mit seiner Regel, nichts als wahr anzuerkennen, was nicht offensichtlich wahr ist, macht Descartes den Zweifel zum ersten Schritt jeder analytischen Überlegung. Zwar haben auch frühere Wissenschaftler gezweifelt, selbst Scholastiker. Niemand zuvor aber hat den Zweifel zum Instrument der Erkenntnis gemacht.

Und durch den Zweifel kommt Descartes zu einer seiner wichtigsten Einsichten, der Gewissheit seiner Existenz: Er bemerkt, dass selbst wenn er zu denken versucht, alles sei falsch, doch notwendig er, der es denkt, existiert. „Ich denke, also bin ich“ – „cogito ergo sum“ wird er diese Erkenntnis später lateinisch nennen.

In zwei weiteren Regeln fordert der Philosoph, dass der Forscher den Gegenstand seiner Untersuchung (im Gedankenexperiment oder tatsächlich) stets in

seine kleinsten Bestandteile zerlegen und dann mit der Analyse der einfachsten Details beginnen solle, um ihn so „nach und nach, gleichsam über Stufen“ – ohne die Vorgaben der Theologie und der Scholastik – zu verstehen.

Schließlich, so die vierte und letzte Regel, solle der Wissenschaftler jeden Schritt der Analyse sorgfältig dokumentieren, um sich aller Details bewusst zu sein.

Zwar spricht sich rasch herum, wer der Autor dieser ketzerischen Schrift ist – vor ein Tribunal der Inquisition wird er dennoch nicht zitiert.

Und doch erfährt Descartes, dass seine Schrift in Frankreich von den Jesuiten heftig bekämpft wird. Wohl deshalb veröffentlicht er 1641 ein zweites Buch, in dem er einen Gottesbeweis mittels seiner Methode ins Zentrum stellt.

Mit diesem Werk, in dem er die Leser auffordert, seine „Meditationen“ nachzuvollziehen – Gedankenexperimente etwa über die Frage „Woran kann man zweifeln?“ –,

wird Descartes zu einem gefeierten Philosophen. Selbst an den Tafeln der Fürsten Europas sind seine Gedanken Gesprächsstoff. Und Königin Christine von Schweden beruft ihn als persönlichen Lehrer an den Stockholmer Hof. Dort stirbt er am 11. Februar 1650 an einer Lungenentzündung. Die Hilfe der Ärzte hat er abgelehnt – aus Misstrauen gegen deren Heilkunst.

Erst 13 Jahre später, 1663, verbietet die kirchliche Behörde die Lektüre seiner Schriften – zu spät: Die katholische Scholastik ist durch Descartes vernichtet getroffen worden.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg beginnt auch dank seiner Werke eine Epoche, in der Wissenschaftler nur das anerkennen, was klar erkannt und bewiesen worden ist. Und der Zweifel wird zum Motor der Wissenschaft.

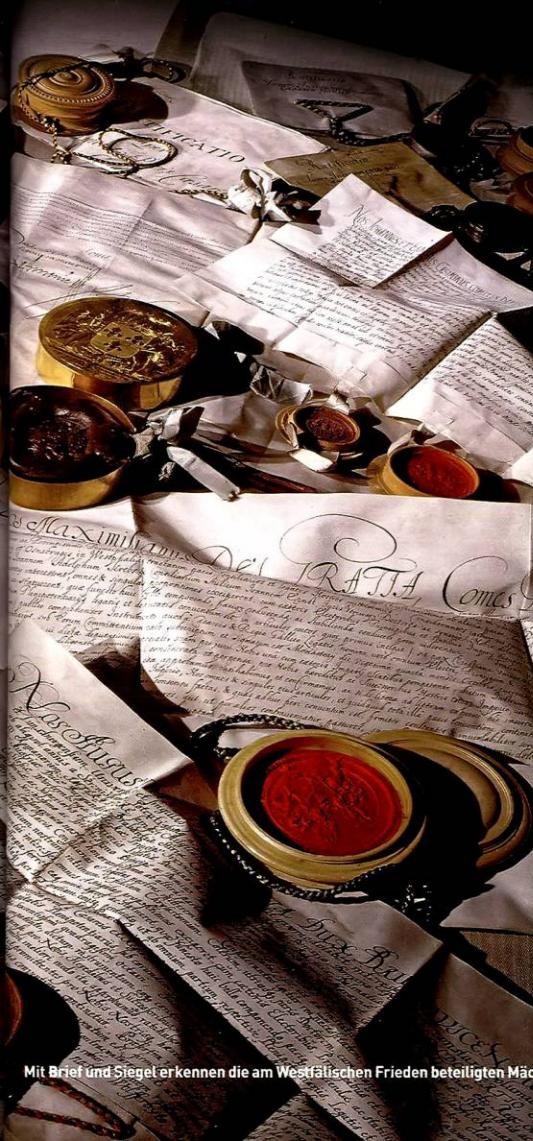
Denn nur wenige Erkenntnisse sind so unumstößlich wie „cogito ergo sum“. □

Der Historiker Olaf Mischer, 49, ist Verifikationsredakteur im Team von GEOEPOCHE.

Die Stunde der



Diplomaten



Im Sommer 1643 beginnt in Münster und Osnabrück nach Jahrzehnten des Krieges der größte Friedenskongress der Neuzeit. Jahrelang ringen mehr als 100 deutsche und ausländische Gesandtschaften um die Aussöhnung der verfeindeten Kräfte und Konfessionen. Am 24. Oktober 1648 endlich wird das Vertragswerk unterzeichnet – ein komplexes Konvolut, das nicht weniger schaffen soll als eine neue Ordnung für Europa

Mit Brief und Siegel erkennen die am Westfälischen Frieden beteiligten Mächte die im Oktober 1648 geschlossenen Verträge an

Münster in Westfalen, Ende September 1648. Die Delegierten des Friedenskongresses sind verärgert.

Unruhig warten sie auf Nachricht aus Wien. Kaiser Ferdinand III., seit elf Jahren Herr des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, soll seinen Diplomaten – nun endlich! – den Befehl zur Unterzeichnung des Vertragswerks geben, das den „Teutschen Krieg“ beenden wird. Jener Konflikt, der 1618 mit dem Prager Fenstersturz begann, der seither Mitteleuropa verwüstet und ganze Landstriche entvölkert hat. Den bis dahin verheerendsten Konflikt der abendländischen Geschichte.

Schon seit Wochen liegen die Verträge unterschriftenreif bereit. Doch der Habsburger Herrscher hat immer wieder Aufschub gefordert, zu verzögern versucht, neue Beratungen angeregt, die ihm vielleicht noch geringfügig bessere Bedingungen verschaffen könnten. Die Abgesandten der Reichsstände, der deutschen Landesherren und Städte, verlieren nun die Geduld; der Kurfürst von Bayern droht: Er werde nicht länger warten und eben ohne den Kaiser unterschreiben. Aber ein Abschluss ohne das Oberhaupt des Reiches – welche Bedeutung hätte der Frieden dann noch? Der doch ein *pax universalis et perpetua* werden soll, eine allgemeine und ewige Friedensordnung für Europa.

Am 30. September schließlich galoppiert ein Reiter der Thurn-und-Taxis-Post auf die Stadt zu.

Eine geplante erste Friedenskonferenz kommt 1636 nicht zustande

Der Bote bringt die dringend erwartete Depesche aus Wien in die Königstraße 9, eines der Häuser, in denen die kaiserlichen Abgeordneten residieren.

Reichshofrat Isaak Volmar, ein 66-jähriger Jurist aus der Habsburger Gesandtschaft, nimmt die Nachricht entgegen. Hastig öffnet er das Siegel, entfaltet den Brief – und ist entsetzt: Er kann nichts lesen. Der Text ist wie üblich kodiert, jedoch in einer Chiffre, die ihm unbekannt ist.

Der harte und oft unbeherrschte Unterhändler ist ratlos: Wie soll er den anderen Delegierten mit dieser peinlichen Nachricht gegenüberstehen?

Zwei Tage müht sich Volmar, das Schreiben doch noch zu entziffern; vermutlich wendet er alle

Techniken der Dechiffrierung an, die er kennt: einfach und doppelt vertauschte Buchstaben, Silbenschlüssel, versucht es mit älteren, schon einmal benutzten Codes. Vergebens. Es bleibt ihm nichts, als den Kongressteilnehmern von dem Missgeschick zu berichten.

Häufig haben sich seine Kollegen über die langen, bildreichen Reden des eitlen und ehrgeizigen Volmar mokiert. Doch jetzt findet der Doktor des kirchlichen sowie des weltlichen Rechtes nur schwer die richtigen Worte. Und kaum jemand will ihm glauben.

Viele Gesandte meinen, dies sei nur eine weitere Finte des Kaisers, um abermals Zeit herauszuschlagen. Denn einen Boten nach Österreich zu schicken, um die passende Chiffre von dort zu holen, würde mindestens drei Wochen dauern. Trotz des eigens für den Kongress in Münster eingerichteten Postamtes brauchen Briefe mehr als zehn Tage für die Strecke nach Wien.

Der savoyische Gesandte scherzt, man möge den Papst bemühen, der ja alles binden und auflösen könne, sicher auch diese Geheimschrift. Allerdings ist den wenigsten Delegierten zum Scherzen zumute.

Seit fünf Jahren ringen Diplomaten aus Frankreich, Deutschland, Schweden, den Niederlanden, Spanien, Italien in Münster und im nahen Osnabrück um den Frieden; sogar Siebenbürgen ist hier vertreten. Nie zuvor hat es einen vergleichbaren Kongress gegeben. Schwierigste Verhandlungen wurden geführt: um den Ausgleich der miteinander tödlich verfeindeten christlichen Konfessionen, um Entschädigungszahlungen an die fremden Mächte, um Gebietsabtretungen.

Jetzt liegt, in 120 Paragraphen gefasst, ein Vertrag bereit zwischen dem römisch-deutschen Kaiser Ferdinand III. und König Ludwig XIV. von Frankreich; es fehlen nur noch die Unterschriften der Bevollmächtigten.

Auch der ähnlich umfangreiche Kontrakt zwischen dem Kaiser und Königin Christine von Schweden ist fertig formuliert. Im Januar schon hat Spanien die Vereinigten Niederlande mit einem Separatvertrag nach 80 Jahren Unabhängigkeitskampf in die Freiheit entlassen.

Und selbst die deutschen Katholiken und Protestanten haben ihren Konflikt beigelegt, der – offen blutig oder unterdrückig – das Land bewegt, seit Martin Luther 1517 seine 95 Thesen zur Reformation veröffentlicht hat.

Die Delegierten haben Frieden vereinbart, ein neues Grundgesetz für das Reich und eine neue Ordnung für Europa geschaffen. Und jetzt: weitere Verzögerungen?

Oder droht gar alles noch zu scheitern – weil sich ein Brief nicht entziffern lässt?

Dabei hätte der Krieg schon mehr als ein Jahrzehnt früher beendet werden können. 1634 bot sich Papst Urban VIII. als Vermittler für Friedensverhandlungen zwischen den katholischen Dynastien in Frankreich, Spanien und Deutschland an. (Freilich: Die Protestanten sollten nicht einbezogen werden. Die Kurie verbot ihren Diplomaten jedes Gespräch mit den „Ketzern“; nicht einmal deren Anwesenheit bei Verhandlungen war geduldet. Allein die Bekehrung der Protestantenten könnte Ziel der katholischen Bemühungen sein, schrieb der Pontifex; sei diese nicht zu erreichen, bliebe als Option nur deren Vernichtung.)

Viele katholische Fürsten waren damals bereit, der Einladung des Heiligen Vaters zu folgen. Vor allem die deutschen Herren, deren Länder durch die Feldzüge dem Ruin nahe waren.

Aber auch Spanien – wie das Heilige Römische Reich ja von einem Habsburger regiert – brauchte den Frieden dringend. Der Staat war fast bankrott, weil er unter anderem seit Jahrzehnten in einem teuren und zunehmend aussichtslosen Krieg mit den Vereinigten Niederlanden verstrickt war.

Eine Macht jedoch war noch lange nicht kriegsmüde: Frankreich, das die Armeen anderer Staaten mit Geld subventionierte, aber bis dahin nicht mit eigenen Söldnern an den Kämpfen beteiligt gewesen war. Kardinal Richelieu, der Erste Minister des französischen Königs, wollte die Macht der zwei Habsburger-Herrschächer brechen und die Stellung der französischen Monarchie in Europa stärken (siehe Seite 122). Und hintertrieb deshalb die päpstlichen Friedensbemühungen.

Noch dazu wollte der Pariser Regierungschef keinen Kongress, von dem protestantische Verbündete wie Schweden und die Vereinigten Niederlande ausgeschlossen sein würden. Für diesen Fall fürchtete er, allein dem Druck der beiden Habsburger Herrscherhäuser ausgeliefert zu sein und vom Kaiser und dem König von Spanien zu einem ungünstigen Vertrag gedrängt zu werden.

Denn Richelieu war davon überzeugt, dass der Friede nur von Dauer sein konnte, wenn ihn auch die evangelischen Mächte garantierten. Wenn etwa

die Schweden den Friedensvertrag nicht unterzeichneten – weshalb sollten sie dann den Kampf einstellen?

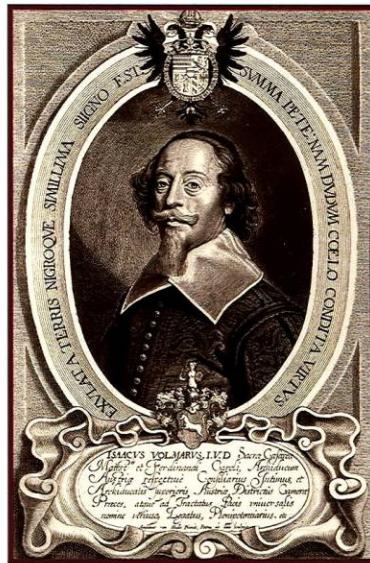
Offen entgegentreten konnte Richelieu, ein Kardinal, dem Papst und dessen Friedensinitiative freilich nicht. Deshalb nutzte er jeden Vorwand, um die Verhandlungen zu verhindern. Zwar reiste im Oktober 1636 der Botschafter des Vatikan mit großem Gefolge nach Köln, das als Verhandlungsort ausgewählt worden war, und auch kaiserliche und spanische Bevollmächtigte erschienen dort. Paris jedoch entfachte einen Streit über den Inhalt der Geleitschreiben, die die Gesandten mit sich führen sollten. Wie sollte etwa die Funktion des Passinhabers auf dem künftigen Kongress lauten?

Im Ergebnis blieben Frankreichs Gesandte dem Kongress fern. Eine Zeitlang warteten die anderen Delegierten noch, dann fuhren sie nach Hause. Der Friedensplan des Papstes war gescheitert. Söldnertruppen, die seit 1635 in französischem Auftrag im Reich operierten, setzten ihren Feldzug fort.

Und so blieb der Krieg, Jahr für Jahr. Die Habsburger-geierten immer mehr in Bedrängnis. Zunächst in Deutschland: Franzosen und Schweden rückten im Januar 1641 bis Regensburg vor und beschlossen die Stadt, während dort der Reichstag unter Vorsitz des Kaisers tagte. Aber auch auf der Iberischen Halbinsel, wo Portugiesen und Katalanen gegen die spanische Herrschaft revoltierten.

Zudem schlossen Schweden und Franzosen eine noch engere Allianz, die den Separatfrieden einer Macht mit dem Kaiser ausschloss. Darüber hinaus vereinbarten sie, da sich der Krieg günstig für sie entwickelte, einen Friedenkongress einzuberufen, mit allen Verbündeten.

Der Rechtgelehrte
Isaak Volmar leitet von 1647 an die kaiserliche Gesandtschaft. Im Jahr darauf erreicht er eine Einigung zwischen Protestanten und Katholiken im Reich. Sein Dienstherr muss dafür jedoch Macht an Fürsten und Städte abtreten





Schon der Einzug in die Kongressstädte ist für viele Delegationen eine Prestigefrage. Eher bescheiden nähert sich hier der niederländische Gesandte Adriaen Pauw im Januar 1646 in seiner Kutsche und mit nur wenigen Begleitern Münster. Die rund 10 000 Einwohner zählende Stadt muss Tausende Besucher aufnehmen: vor allem Diplomaten und deren Gefolge. Aber auch Händler, Akrobaten und Prostituierte (Gemälde von Gerard ter Borch, ca. 1646)





Der französische Unterhändler Henri II. von Bourbon-Orléans, Herzog von Longueville, logiert mit mehr als 200 Personen in Münster. Frankreich stellt die größte Gesandtschaft und ist in einer guten Verhandlungsposition: Gemeinsam mit den verbündeten Schweden sind die Franzosen dem Kaiser militärisch überlegen. Sie gewinnen schließlich unter anderem weite Teile des Elsass

in Westfalen würden die Katholiken verhandeln, im kleineren, vorwiegend evangelischen Osnabrück die protestantischen Mächte; die kaiserlichen Abgesandten sollten in beiden Orten vertreten sein.

Nur durch diese Trennung nach Konfessionen konnte der Vatikan als Vermittler gewonnen werden. Für dessen Gesandten wäre es undenkbar gewesen, in der Öffentlichkeit mit Protestantern zu sprechen – diese hatten ihrerseits wenig Interesse an päpstlicher Einmischung.

Neben der geographischen Lage sprach für Münster, dass es im Krieg nur geringe Schäden erlitten hatte – immerhin wurden mehr als 10000 Besucher erwartet: neben den Delegierten und deren Gefolgsleuten, Dienern und Leibwachen auch Lebensmittelhändler und Prostituierte, Schausteller, Seiltänzer, Akrobaten und Komödianten. (Osnabrück allerdings war ärmlicher und vom Krieg schwerer heimgesucht.)

Ende März 1642 sollten die Konferenzen beginnen. Tatsächlich aber dauerte es bis zum Start noch anderthalb Jahre. Denn eine zentrale Forderung der Alliierten wollte der Kaiser nicht erfüllen: auch die rund 300 Reichsstände einzuladen – also sämtliche

Ferdinand III. blieb angesichts der katastrophalen Lage des Krieges (und wegen der immer dringenderen Forderungen seiner Fürsten, mit den ausländischen Mächten zu verhandeln) nichts anderes übrig, als nachzugeben.

Am Weihnachtstag 1641 stimmen seine Gesandten in Hamburg einem Vertrag zu, der die Form der Friedensverhandlungen regelte und weitgehend den Forderungen von Franzosen und Schweden entsprach.

Es sollte ein Kongress anberaumt werden, der an zwei Orten tagte. Im rund 10000 Einwohner zählenden katholischen Münster

geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands, dazu die Grafen und die freien Reichsstädte.

Insbesondere Frankreich drängte darauf. Denn Kardinal Jules Mazarin, Nachfolger des 1642 verstorbenen Richelieu, war davon überzeugt, dass vor allem die kleineren Landesherren den Frieden unbedingt wollten. Deshalb würden sie die Ansprüche der Großmächte (etwa auf Landgewinn auf Kosten des Kaisers) unterstützen, wenn dadurch der Krieg schneller zu beenden war.

Ferdinand III. hingegen bestand darauf, das Reich außenpolitisch allein zu vertreten. Den Krieg zu erklären, Bündnisse zu schmieden, Frieden zu schließen – all das betrachtete er als Vorrecht des Kaisers (nur die sieben Kurfürsten sollten einen begrenzten Einfluss darauf haben). Es würde die Autorität des Kaisers also erheblich schwächen, wenn alle 300 Reichsstände an den Verhandlungen mit den europäischen Mächten beteiligt wären.

Obwohl diese Frage noch ungeklärt war, entband Ferdinand die beiden Tagungsstädte im Mai 1643 von allen Pflichten und Eiden gegenüber dem Reich sowie ihren Landesherren; die habsburgische Garnison zog aus Münster, die schwedische aus Osnabrück ab. Die Städte waren nun de facto neutral und für den Schutz der Konferenzen allein

Während die Delegierten
disputieren, kämpfen
Europas Heere weiter

verantwortlich; Münster warb dafür eine Truppe von 1200 Soldaten an.

Im Verlauf der zweiten Jahreshälfte trafen die ersten Gesandtschaften ein: Kaiserliche, Spanier, Schweden. Der schwedische Hauptvertreter Graf Johan Oxenstierna, 32, wartete dagegen noch in Minden, da er es für unter seiner Würde hielt, vor den Franzosen zu erscheinen.

Die kamen im Februar 1644 in Münster an, nach ihnen traf der päpstliche Vermittler ein, Bischof Fabio Chigi. Die eigentlichen Verhandlungen unter den Großmächten hätten nun eröffnet werden können. Doch noch fehlten die Reichsstände, ohne sie wollten Schweden und Franzosen nicht beginnen. Und der Kaiser weigerte sich, sie dazuzubitten.

Das übernahmen die französischen Bevollmächtigten am 6. April 1644. Sie verbanden die Einladung mit einem Angriff auf den Unwillen des

Kaisers zum Frieden – und einer Idealisierung der eigenen, vermeintlich selbstlosen Kriegsziele: Die Großmächte hätten nur zu den Waffen gegriffen, hieß es im Aufruf der Franzosen an die Reichsstände, um die Freiheit der Deutschen vor dem Machtwillen des Kaisers zu retten. Folge Deutschland dem Ruf des französischen Königs jetzt nicht, werde es unter die Gewalttherrschaft des Kaisers geraten, der allein Schuld trage an der Verzögerung des Friedens.

Aber noch wagten es die Stände nicht, gegen den Willen des Kaisers ihre Vertreter zu schicken. Noch scheutn sie diesen Akt der offenen Auflehnung gegen das Oberhaupt des Reiches. Und so ging der Krieg weiter. Obwohl immer mehr Delegierte nach Münster und Osnabrück reisten – um über den Frieden zu verhandeln.

MÜNSTER, 30. JUNI 1645. Henri II. von Bourbon-Orléans, Herzog von Longueville, der französische Hauptbevollmächtigte bei den Friedensverhandlungen, kommt in Münster an. Zuvor hatten sich die beiden bereits akkreditierten Gesandten Frankreichs über die Vorgehensweise zerstritten und waren selbst in Gegenwart fremder Diplomaten aneinandergeraten. Deshalb musste Paris den weltgewandten 60-jährigen Herzog entsenden, um die zwei zur Ordnung zu zwingen.

Seine feierliche Ankunft übertrifft alles zuvor Dagewesene; Zeitungen in ganz Europa berichten darüber. Denn Longueville will die größtmögliche Aufmerksamkeit erregen. Jedermann soll die Pracht seines Einzugs bestaunen – und die Macht Frankreichs, die sich darin spiegelt.

Wegen des Regens hat der Herzog einige Tage vor der Stadt gewartet; nur im Sonnenlicht funkeln die Gold- und Silberdekorationen des Festzuges, leuchten die gelben Lederwämse und scharlachroten Mäntel der Lakaïen, strahlen die blauen Samtdecken auf den Rücken der Pferde hell genug. Erst als am 30. Juni der Himmel aufklart, kann das Spektakel beginnen. Gegen 16 Uhr erklingen Trompeten, die Prozession setzt sich in Marsch.

Den Auftakt machen 100 Karren mit Wein, von den zahlreichen Zuschauern besonders bejubelt; die Münsteraner hoffen, dass der Herzog ihnen den Inhalt der Fässer schenken wird. Den Karren folgen sechs Gepäckwagen, die gelb und rot gewandeten Diener, Pagen mit grün gefütterten Mänteln, Musikanten sowie die zwölf prächtig geschirrten Reitpferde des Aristokraten. Unmittelbar vor der

vergoldeten, sechsspännigen Kutsche des Herzogs, die beschirmt wird von Schweizergardisten mit Hellebarden, reiten in Dreierreihen 25 Kavaliere, in den unterschiedlichsten Farben gekleidet.

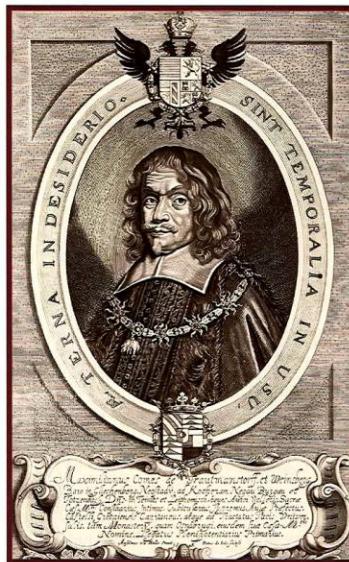
Mehr als 200 Personen umfasst der Hofstaat, allein 40 für die Küche, dazu Sekretäre, Dolmetscher, Arzt und Barbier sowie zwei Geistliche. Den Zug schließen die zwei anderen französischen Unterhändler mit ihren Dienerschaften, ebenfalls in prächtiger Livree. Durch das Spalier der Soldaten und Bürger der Stadt passiert die Parade das Tor im Südosten des mächtigen Festungswerks und zieht zum Domplatz, wo der Herzog Quartier nimmt.

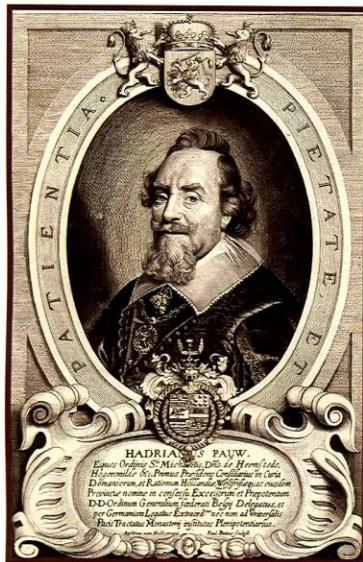
Was für ein Kontrast zu dem vom Krieg verwüsteten Umland von Münster, zu niedergebrannten westfälischen Städten wie Paderborn, den verlassenen Dörfern, von Unkraut überwucherten Feldern. Zur Schlichtheit auch der Kongressorte: Münster wirkt trotz des Doms, des Rat- und des Krameramthaus ländlich; zahlreiche Bürgerhäuser mit Eichenfachwerk. Tenne und Stall, Küche und offenem Herd gleichen eher Bauernhöfen. Das Vieh zieht morgens und abends über die Straßen, Erntewagen holpern durch die Stadt.

Fabio Chigi, der päpstliche Nuntius, ein feingeistiger Theologe und Dichter, notiert: „An beiden Seiten der Straße liegt oft dicker Schmutz, ja sogar Misthaufen dampfen hier vor sich hin. Denn alle wohnen hier unter einem Dach: Menschen, trächtige Kühe, stinkende Ziegenböcke und Schweine.“

Zudem behagt dem gebürtigen Toskaner das Wetter nicht; andauernd regne es. Und Pumpernickel, das örtliche Brot, sei kaum essbar. In Osnabrück, schreibt ein französischer Besucher, seien gar nur drei Straßen der Rede wert, die anderen nur von armen Leuten bewohnt, unansehnlich

Einer der erfahrensten Emissäre ist der kaiserliche Chefdiplomat Maximilian Graf von Trauttmansdorff (1584–1650). Als einziger Vertreter einer Großmacht hat er weitreichende Vollmachten. Seine Kollegen müssen dagegen jede Entscheidung per Boten mit ihren Herren abstimmen und verlangsamten so die Verhandlungen





Der geschickt verhandelnde Niederländer Adriaen van der Duyn gilt als Wegbereiter des Friedens mit Spanien. Doch es dauert ein Jahr, ehe sich die sieben Provinzen der Vereinigten Niederlande untereinander auf die Annahme des vorliegenden Vertrages verständigen können.

die schwedische und die dänische haben mehr als 100 Mann, während sich Johann Graf Lamberg, einer der kaiserlichen Bevollmächtigten, mit 27 Gefolgsleuten begnügt. Das macht die Unterbringung einfacher. Zudem haben viele Patrizier die Stadt im Krieg verlassen. Ihre Häuser stehen nun leer und können leicht requiriert werden.

Wem das Vorgefundene nicht repräsentativ genug erscheint, der baut um: So lässt ein Spanier in der Tenne seines Hauses Bretterwände aufstellen und mit Gobelins behängen, um den Eindruck einer vornehmen Zimmerflucht zu erwecken.

Repräsentativ muss das Quartier eines Gesandten sein. Denn es gilt als Wohnung seines fürstlichen Herrn, dessen Person er vertritt: Über der Haustür prangt das Herrscherwappen, im Audienzzimmer deutet oft ein erhöhter Sessel mit einem Baldachin den Thron an.

Vor allem aber dienen die Unterkünfte als Tagungsräume. Der größte Friedenskongress der Neuzeit findet in den Quartieren statt: Es gibt weder eine allgemeine Eröffnungszeremonie noch Vollversammlungen noch eine gemeinsame Abschlussveranstaltung. Die Verhandlungspartner

bebaut, etliche nicht
einmal gepflastert.

Es fällt den Stadtoberen der Verhandlungsorte nicht leicht, die 94 Gesandtschaften aus dem Reich und die 15 ausländischen Delegationen angemessen unterzubringen; allein die Franzosen reisen mit fast 500 Personen, die Österreicher mit rund 170 nach Münster.

Dort logieren die bedeutenden Mächte in der Nähe des Doms. Sie wohnen in Stadtpalästen von Adeligen aus dem Umland; wer weniger Geld zur Verfügung hat, mietet Bürgerhäuser an.

Die Abordnungen in Osnabrück sind deutlich kleiner: nur

besuchen einander oder einen der beiden Vermittler reihum in ihren Unterkünften. Deren Luxus soll die Botschafter der anderen Staaten beeindrucken und den eigenen Rang unter den Mächten Europas betonen.

Aber der Reigen von Besuchen und Gegenbesuchen kommt auch im Sommer 1645 noch nicht richtig in Gang. Denn weiterhin sperrt sich der Kaiser alle Reichsstädte zum Kongress zuzulassen. Erst zwei schwere Niederlagen seiner Truppen stimmen Ferdinand III. um (die Kämpfe dauern die ganze Zeit an; auf einen Waffenstillstand können sich die Kriegsparteien bis zum Schluss nicht einigen): Am 6. März 1645 unterliegen sie in der Nähe von Prag den Schweden, fünf Monate später im schwäbischen Alerheim einer französischen Armee. Damit geraten die habsburgischen Kernländer Böhmen und Österreich erneut in Gefahr.

Und so beugt sich der Kaiser. Am 29. August 1645 lädt er die Reichsstände nach Münster und Osnabrück. Eine schwere Entscheidung: Denn in Zukunft werden neben dem Kaiser die Stände in ihrer Gesamtheit das Reich völkerrechtlich repräsentieren. De facto sind Kriegserklärungen und Friedensschlüsse ohne ihre Zustimmung nun ausgeschlossen.

ENDE NOVEMBER TRIFFT SCHLIESSSLICH auch Maximilian Graf von Trauttmansdorff in Münster ein, der engste Vertraute des Kaisers und dessen Chefunterhändler. Im Gegensatz zu Longueville, einige Monate zuvor, nähert sich der 61-Jährige mit seiner Kutsche in der Dunkelheit; trotz eines Gefolges von 100 Mann passiert er kaum bemerkt das Tor.

— Trauttmansdorff will die ohnehin gereizte Stimmung in der Kongressstadt nicht noch durch einen prahlerischen Einzug anheizen. Vielleicht aber scheut er auch den Aufwand eines solchen Spektakels. Denn das müsste er — als Vertreter des ranghöchsten weltlichen Fürsten der Christenheit — mit noch größerem Gepränge abhalten als der Franzose, um nicht das Prestige seines kaiserlichen Herrn zu beschädigen. Und diese Ausgaben kann sich der Gesandte, als vierter Sohn einer Adelsfamilie deutlich ärmer als Longueville, nicht leisten.

Zumal Gelder aus Wien nur spärlich fließen. So soll Johann Ludwig Graf von Nassau, ebenfalls ein kaiserlicher Gesandter, eine monatliche Aufwandsentschädigung von 1000 Gulden erhalten, doch legt er schon in den ersten zwei Kongressjahren 130000 Gulden dazu, für die er Familien-

ländereien und sein silbernes Tafelgeschirr verkaufen und sich verschulden muss.

Die allgemein verbreitete Korruption wird zur wichtigen Einnahmequelle. Reichshofrat Isaak Volmar nutzt sie kräftig; lediglich von den verhass-ten Franzosen nimmt der Sohn eines einfachen schwäbischen Stadtschreibers nichts. Trotzdem kann er sich nur eine zweispännige Kutsche leis-ten – sehr zum Spott der ausländischen Gesandten.

Der Kaiser will Land gegen Frieden geben – wenn auch nicht das eigene

Nach vier Jahren Streit um formale Fragen, um Rangfolgen und Quartiere, sind nun im Dezember 1645 alle Botschafter versammelt, mit Pässen ausgestattet, akkreditiert und untergebracht. Die Hauptverhandlungen können beginnen – der erste internationale Friedenskongress in Europa.

GROSSE ERWARTUNGEN knüpfen sich in Münster an den Grafen Trauttmansdorff, den Freunde und Feinde für einen fähigen, verlässlichen Unterhändler halten. Zeitgenossen rühmen seine Großzügigkeit und Ehrenhaftigkeit – auch wenn sie seine wenig stattliche Erscheinung bemängeln: „Er hat eine stumpfe Nase, die Augen liegen ihm tief im Kopf, er sieht sehr mürrisch aus und trägt eine abscheuliche Perücke, die ihm auf den Augen sitzt.“

Vier römisch-deutschen Kaisern hat Trauttmansdorff bereits als Diplomat gedient; jetzt ist er Präsident des Geheimen Rates, des österreichischen Kabinetts, und der einzige Gesandte einer Großmacht, der auf dem Friedenskongress weitgehende Verhandlungsvollmachten hat.

Alle anderen Delegierten müssen stets die Erlaubnis ihrer Regierungen einholen; selbst Johan Oxenstierna, der Sohn des schwedischen Reichskanzlers, darf keine Entscheidung fällen. Was jeden Fortschritt in den Verhandlungen verzögert: Denn die Postboten brauchen lange, von Osnabrück nach Stockholm 20, von Münster nach Paris zehn und nach Madrid gar 30 bis 40 Tage.

Bis also die Spanier Antwort erhalten, wie sie sich etwa den Niederländern gegenüber verhalten sollen, vergehen mindestens zwei Monate – wenn die Kuriere nicht überfallen werden: von Straßenräubern oder im Auftrag einer Macht, um Geheim-

informationen abzufangen. Was häufig geschieht; deshalb werden die Nachrichten verschlüsselt und meist mehrere Briefe gleichen Inhalts versandt.

Sofort nach seiner Ankunft im November 1645 sucht Trauttmansdorff nach Möglichkeiten der Verständigung mit Frankreich und Schweden. Er weiß: Der Krieg ist für Habsburg nicht mehr zu gewinnen, sogar eine totale Niederlage droht: ein rascher Frieden muss ausgehandelt werden, um die Herrschaft des Kaisers zu sichern.

Trauttmansdorff weiß auch, dass die beiden gegnerischen Großmächte als Bedingung für ihren Abzug Kriegsschäden in Form von Territorien fordern werden. Land gegen schnellen Frieden: Das muss die Taktik der Kaiserlichen sein. Dabei sollen die Gebietsverluste aber möglichst andere deutsche Fürsten treffen.

Zunächst bietet Trauttmansdorff den Franzosen einige kleinere Ländereien in Lothringen an. Die Franzosen weisen die Offerte indes als zu gering zurück – Habsburg müsste deutlich weiterreichende Konzessionen machen. Paris verlangt das Elsass; den Breisgau, Teile Vorderösterreichs.

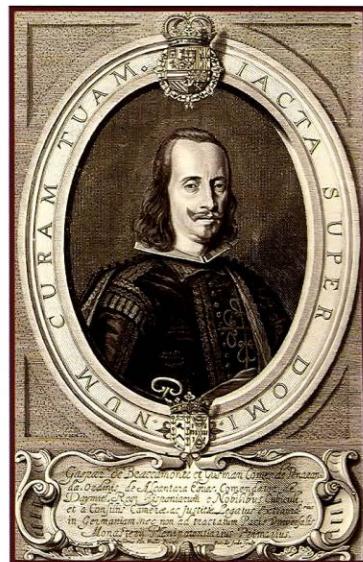
Über so große Gebietsabtretungen will der kaiserliche Delegierte freilich nicht diskutieren.

In der Hoffnung, in den Schweden nachgebiger Verhandlungspartner zu finden, reist er am 14. Dezember 1645 nach Osnabrück. Doch er täuscht sich: die schwedischen Kompensationsansprüche sind noch umfangreicher: Die Skandinavier wollen Pommern, Bremen, Magdeburg, Wismar, Verden, Osnabrück sowie ganz Schlesien.

Und die Schweden haben ein schwerwiegendes Druckmittel, um ihre Ziele durchzusetzen: Ihr Heer, das in Deutschland steht, ist fast 64 000 Mann stark.

An die Abtreitung Schlesiens, der „Pupille in des Kaisers Auge“,

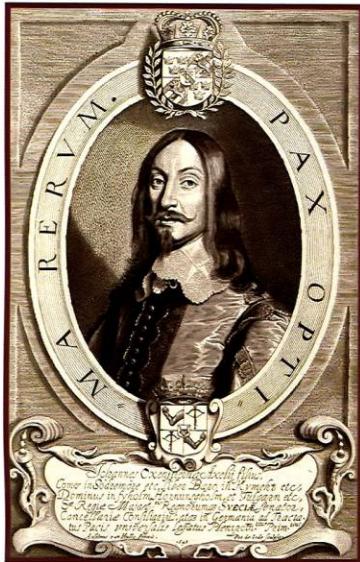
Auch Spanien, von inneren Aufständen erschüttert, braucht dringend den Frieden. Als das Abkommen mit den Niederländern geschlossen ist, verlässt der Chefunterhändler Gaspar de Bracamonte y Guzmán, Graf von Peñaranda, Münster – noch ehe das gesamte westfälische Friedenswerk unterzeichnet ist.





Spanien und die Niederlande beenden in Münster ihre seit 80 Jahren andauernden Kämpfe. Der Maler Gerard ter Borch hält den feierlichen Schwur am 15. Mai 1648 im Rathaus der Stadt fest. Von Zuschauern umringt, haben sich die Diplomaten um einen Tisch versammelt: links, mit zum Eid erhobenen Händen, die Niederländer; rechts die Spanier, deren Chefunterhändler auf katholische Art seine Schwurhand auf das Evangelium gelegt hat. Davor sind die Vertragsdokumente ausgebreitet, die der Republik der Vereinigten Niederlande nun Souveränität garantieren





Graf Johan Oxenstierna vertritt das schwedische Königshaus und zeigt sich bei den Beratungen besonders beharrlich. Sein Druckmittel: 64 000 Soldaten, die noch immer kampfbereit in Deutschland stehen. Doch das von ihm geforderte Pommern kann der Kaiser nicht einfach herausgeben – es gehört dem brandenburgischen Kurfürsten

sei nicht zu denken, bedeutet Trauttmansdorff den Schweden. Pommern jedoch, darüber ließe sich reden.

Da aber gibt es ein Problem: Das Land an der Ostsee gehört nicht zum Territorium der Habsburger, sondern zum Herrschaftsgebiet des Kurfürsten von Brandenburg aus dem Haus der Hohenzollern. Und der will es nicht hergeben. Weder gegen Geld noch gegen andere Ländereien.

Zwingen kann der Kaiser den Kurfürsten nicht. Ebenso wenig wollen die Schweden von ihrer Forderung lassen. Und so kehrt Trauttmansdorff Ende Februar 1646 nach

Münster zurück. Der Versuch, einen Sonderfrieden mit den Schweden zu schließen, bleibt erfolglos.

Nun nimmt der Habsburger Gesandte wieder Verhandlungen mit den Franzosen auf, im Wissen, dass eine Verständigung das Kaiserhaus schwere Opfer kosten wird; denn Frankreich fordert wertvolle Gebiete der Habsburger.

Aber Ferdinand III. ist jetzt zu diesen Opfern bereit. Nichts wäre schlimmer, als den desaströsen Krieg zu verlängern.

Noch im März sendet der Kaiser Instruktionen nach Münster, in denen er Trauttmansdorff anweist, Frankreich das Elsass anzubieten (zumindest die Orte, die ihm gehören); im Elsass herrscht eine höchst komplizierte Rechtslage, die kaum ein Kongressteilnehmer begreift; unzählige Klein- und Kleinterritorien sowie viele Städte unterstehen dem Kaiser nur in seiner Funktion als Reichsoberhaupt, sind aber nicht sein *Besitz* und können somit auch nicht abgetreten werden).

Im Gegenzug soll Paris seinen schwedischen Verbündeten von unmäßigen Territorialforderungen abbringen. Was die Franzosen aber ablehnen. Demonstrativ lässt Longueville seine schöne junge

Frau nach Münster kommen. Die Kaiserlichen sollen sehen, dass sich die französische Gesandtschaft notfalls langfristig einzurichten versteht.

Drei Monate vergehen ohne weitere Fortschritte. Erst als Trauttmansdorff den Franzosen Ende August auch das Recht auf die rechtsrheinische Festung Philippsburg zugesteht, die als militärisches Einfallsstor nach Süddeutschland eine hohe strategische Bedeutung hat, willigt Paris ein.

Am Nachmittag des 13. September 1646 finden sich die kaiserliche und die französische Delegation in Trauttmansdorffs Quartier in Münster ein: Erstmals treffen beide Gesandtschaften zu einer formellen Sitzung zusammen. Bis dahin haben sie nur per Austausch von Schriftsätzen verhandelt, die an die Vermittler ausgehändigt und von diesen an die Botschafter weitergereicht worden sind.

Fabio Chigi, der päpstliche Nuntius, verliest das Abkommen über die französische Kriegsentschädigung. Jeweils ein Bevollmächtigter hält ebenfalls eine Ausfertigung des Textes in den Händen, um es mit dem Vorgetragenen vergleichen zu können.

Graf Trauttmansdorff leidet unter Durchfall, Fieber und einem akuten Gichtanfall; er hat sein

Der Ausgleich zwischen den Großmächten gelingt. Wie aber endet der Krieg der Deutschen?

Exemplar an Isaak Volmar übergeben. Nachdem Chigi seinen Vortrag beendet hat, stimmen beide Delegationen dem Inhalt zu, formlos mündlich, denn die Abmachung soll nur vorläufig gelten: Einen verbindlichen Vertrag wollen die Franzosen nicht akzeptieren – wohl auch, um nicht gegen den Pakt mit den Schweden zu verstößen, der einen Separatfrieden verbietet.

Mit dem Abkommen vom 13. September 1646 übernehmen die Franzosen die Aufgabe, mäßigend auf die Schweden einzuwirken. Keine leichte Aufgabe, auch angesichts der Sturheit des Gesandten Graf Johan Oxenstierna. Schwierig, reizbar und hochfahrend sei der Schwede, notiert ein französischer Delegierter, dabei unentschlossen und ohne Selbstvertrauen, ein „hoch intoniertes, aufgeblasenes Subiectum“, eitel und stolz.

Tatsächlich fährt Oxenstierna täglich mit einer königlichen Karosse aus, umgeben von zwölf Hellebardieren und einer großen Zahl von Edelleuten,

Pagen und Lakaien. Wenn er sich vom Bett erhebt, zur Tafel geht oder schlafen legt, lässt der Schwede dieses jedes Mal durch Pauken und Trompetenschall verkünden. Nachmittags ist nicht mehr mit ihm zu verhandeln, er ist dann meist bezecht. Ein Magdeburger Geistlicher issst vor seinen Besuchen bei Oxenstierna stets Bittermandeln, um so länger nüchtern zu bleiben.

Immerhin: Eines können die Franzosen ihrem Partner abtrotzen – die Schweden verzichten auf Schlesien. Aber von Pommern wollen sie nicht abrücken. Doch dessen Herausgabe lehnt der Kurfürst von Brandenburg weiterhin ab. Daraufhin opfert der Kaiser seinen Lehensmann: Er instruiert die Gesandten, sich mit Oxenstierna auch um den Preis eines Konflikts mit dem armen Brandenburg zu einigen – denn der sei leichter zu ertragen als der Krieg mit der Großmacht Schweden.

Trauttmansdorff formuliert einen Kompromiss, den auch die Regierung in Stockholm akzeptiert: Der Kurfürst von Brandenburg soll Hinterpommern behalten dürfen. Vorpommern mit dem wichtigen Hafen Stettin aber abgeben. Kaiserliche, Schweden und Franzosen stellen dem Kurfürsten jetzt ein Ultimatum: Verweigere er sich dieser Lösung, werde er die gesamte Provinz verlieren.

Die Antwort des Hohenzollern: Er werde den Vorschlag „in Ewigkeit nicht“ annehmen.

Doch im Januar 1647 muss der Kurfürst dem Druck schließlich nachgeben. Einen Monat später unterzeichnen Gesandte des Kaisers und der schwedischen Königin Christine einen Vorvertrag über die Kriegsschädigung Schwedens.

MIT DEM VORVERTRÄG vom 18. Februar 1647 hat der westfälische Friedenskongress seine erste gewaltige Aufgabe vollbracht: den Ausgleich unter den Großmächten.

Doch der Dreißigjährige Krieg ist nicht nur ein Konflikt zwischen dem Kaiser und ausländischen Potentaten. Sondern auch ein Bürgerkrieg der Deutschen. Sowie ein Religionskrieg zwischen Protestanten und Katholiken. In der Aussöhnung der beiden Konfessionen aber ist der Kongress bisher kaum vorangekommen.

Obwohl die Voraussetzungen dazu günstig waren: Die Entsendung Trauttmansdorffs, der in der Jugend zur römischen Kirche konvertiert ist und der seit Langem die Verständigung mit den Protestantenten betreibt, war ein Zeichen für die Kompro missbereitschaft des Kaisers.

Auch Bayern, die zweite katholische Macht im Reich, drängt auf Frieden.

Doch die Mehrheit der Reichsstände beider Konfessionen lehnt ein Entgegenkommen ab.

Die Protestanten fordern die völlige Gleichberechtigung ihres Bekenntnisses, was die Katholiken strikt verweigern: Sie bestehen darauf, dass von dem seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 geltenden Grundsatz, nach dem der Landesherr über die Religion seiner Untertanen bestimmte („cuius regio eius religio“), die Reichsritter, ein Teil der Reichsstädte und vor allem die geistlichen Fürsten weiterhin ausgenommen bleiben.

Zudem lehnen die katholischen Stände das von den Protestanten beanspruchte Recht auf öffentliche Religionsausübung in ihren Territorien ab.

Und noch weitere Fragen sind offen: Was soll mit den geistlichen Besitztümern geschehen, die während des Krieges von protestantischen Herrschern säkularisiert, was mit den Gebieten, die zwangsweise rekatholisiert worden sind, etwa die Oberpfalz?

Erst im Februar 1647 kommen die Gespräche zwischen den Konfessionen wieder in Fluss – als Trauttmansdorff in Osnabrück allein die Verhandlungen für die katholische Seite übernimmt.

Für die Protestanten führt der Schwede Johan Adler Salvius das Wort, ein 57-jähriger kühler Diplomat, studierter Mediziner und Jurist von niedriger Herkunft – und persönlicher Feind seines Vorgesetzten Oxenstierna. Schweden ist Fürsprecher der evangelischen Deutschen.

Trauttmansdorff erkennt die Rechtsgleichheit der Protestanten rasch an. Das Verbot öffentlicher evangelischer Gottesdienste in den Habsburger Erblanden jedoch verteidigt er. Dies hat ihm der Kai-

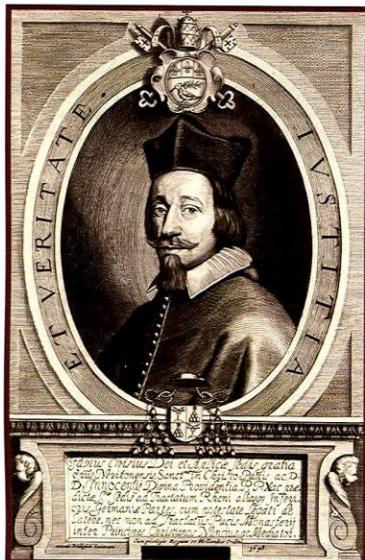
Schweden ist Fürsprecher auch der deutschen Protestanten. Johan Adler Salvius, Mitglied der schwedischen Delegation, verhandelt für die Lutheraner und Calvinisten im Reich mit den Diplomaten des Kaisers. Die Parteien einigen sich darauf, die konfessionelle Landverteilung auf dem Stand von 1624 wiederherzustellen





Ein Jahr nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens treffen sich deutsche und ausländische Diplomaten erneut, um in Nürnberg über den Abzug der fremden Streitkräfte aus dem Reich zu verhandeln. Am 5. Oktober 1649 kommen sie auf Einladung des prächtig gewandeten Prinzipalgesandten Schwedens zu einem Festbankett im Rathaussaal der alten Kaiserstadt zusammen, darunter auch der Hauptgesandte aus Wien, Ottavio Piccolomini, am Kopf der Tafel rechts [Joachim von Sandrat, um 1649]





Einer von zwei neutralen Vermittlern ist der Nuntius des Papstes, Fabio Chigi, der spätere Pontifex maximus Alexander VII. Aus religions-politischen Gründen darf er nur zwischen den kaiserlichen und französischen Katholiken in Münster schlachten. Die Gespräche mit den Protestanten finden ohne seine Beteiligung in Osnabrück statt

den und Frankreich schließen. Damit verliert der Kaiser seinen wichtigsten deutschen Verbündeten.

Der Streit um die evangelischen Gottesdienste behindert die Gespräche nur kurz. Denn Salvius sind andere Punkte wichtiger: So unterstützt Trauttmansdorff den Plan, die Besitzstände der Konfessionen, wie sie zu Beginn des Jahres 1624 existiert hatten, für die Zukunft festzuschreiben.

Dieses „Normaljahr“, auf das sich die Verhandlungspartner geeinigt haben, fordert von den Katholiken den Verzicht vor allem auf die Errungenschaften des „Restitutionsediktes“ von 1629 (siehe Seite 165): Mit jenem Gesetz wollte Ferdinand II., der Vater des jetzt amtierenden Kaisers, auf dem Höhepunkt seiner Macht sämtliche einst von protestantischen Fürsten eingezogenen geistlichen Besitztümer der römischen Kirche zurückgeben.

Die protestantischen Reichsstände nehmen das Angebot Trauttmansdorffs zum „Normaljahr“ an.

Doch nun ziehen die Katholiken alle schon gemachten Konzessionen zurück, vom päpstlichen Vermittler Chigi darin insgeheim bestärkt.

Der Bischof von Osnabrück, dessen Bistum nach der angestrebten Regelung abwechselnd von

ser ausdrücklich aufgegeben: Wenn dieses Gesetz falle, sei das der erste Schritt zur Auslöschung des katholischen Glaubens insgesamt.

Ehe der Kaiser in dieser Frage nachgebe, sagt Trauttmansdorff zu Salvius, werde er lieber Zepter und Krone, Leib und Leben verlieren und seine eigenen Söhne vor seinen Augen sterben sehen. Worauf der Schwede erwider, dazu könne es leicht kommen.

Und tatsächlich: Die Soldaten seines Landes stehen an der Donau, und am 14. März 1647 muss Bayern einen Waffenstillstand mit Schwei-

ser ausdrücklich aufgegeben: Wenn dieses Gesetz falle, sei das der erste Schritt zur Auslöschung des katholischen Glaubens insgesamt.

Diese Blockade können die kaiserlichen und schwedischen Gesandten erst im März 1648 überwinden, indem sie fortan ausschließlich mit den Gemäßigten aus beiden Konfessionen verhandeln.

Die evangelischen und katholischen Radikalen werden einfach übergegangen: Der Kaiser, die ausländischen Großmächte und die Kurfürsten haben sich zuvor geeinigt, dass der Religionsfrieden auch ohne deren Einverständnis gültig sein soll.

Graf Trauttmansdorff ist an dieser Einigung allerdings nicht mehr beteiligt. Als sein Schlichtungsversuch im Sommer 1647 zu scheitern schien, übergab er die Leitung der kaiserlichen Gesandtschaft an Isaak Volmar, setzte sich am 16. Juli in seine Kutsche und ließ sich nach Hause fahren.

Der Westfälische Friedensvertrag, zu dessen Zustandekommen niemand mehr beigetragen hat

Sieben Jahre sind seit Beschluss zur Konferenz vergangen, 30 seit Beginn des Krieges

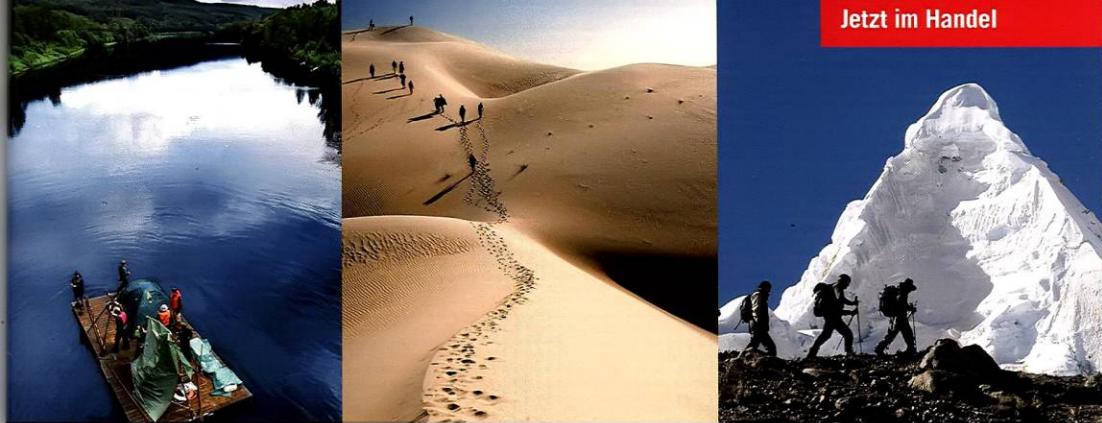
als der „geduldigste aller Menschen“, wie ein Franzose Trauttmansdorff nennt, wird seine Unterschrift nicht tragen.

MÜNSTER, 24. OKTOBER 1648, SAMSTAG. Isaak Volmar hat es schließlich doch noch geschafft und den Brief des Kaisers entschlüsselt; wahrscheinlich hat er nach zahllosen Versuchen erraten, nach welchem Muster die Buchstaben der Nachricht miteinander vertauscht waren.

Nun erklärt er den anderen Delegierten, sein Herr habe die Erlaubnis erteilt, die Friedensverträge von Münster und Osnabrück zu unterschreiben.

Fast sieben Jahre sind seit dem ersten Abkommen zur Eröffnung eines Friedenskongresses vergangen. Nun wollen die Vertreter des Kaisers, Frankreichs, Schwedens und 15 ausgesuchte Reichsfürsten und Städte endlich ihre Siegel und Signaturen unter die beiden Verträge setzen. Alle übrigen Reichsstände haben ebenfalls das Recht zu unterzeichnen; doch auch ohne ihre Zustimmung wird der Frieden für sie verbindlich sein.

13.00 Uhr. Der französische Gesandte Abel Graf Servien erscheint im Quartier der Kaiser-



Ländergrenzen überwinden. Und die eigenen gleich mit: Abenteuerreisen.

Kalte Reise

GROSSES ABENTEUER- RÄTSEL!
Antarktis-Reise zu gewinnen!

In dieser Ausgabe

Nordpol
Spaziergang zum nördlichsten Punkt der Erde.

Deutschland
Wenn der Zufall Reiseleiter spielt.

Australien
Reisen und Gutes tun.

GEO Special
DIE WELT ENTDECKEN

DIE GROSSEN ABENTEUERREISEN

Schneeschuh-Wanderreise
Wie der Traum Wirklichkeit wird
Urlaub als Forscher
Einsatz für eine bessere Welt

MUT ZUM AUSSERGEWÖHNLICHEN
50 Abenteuer, die Sie nie vergessen werden

Die Tour des Lebens:
Allein durch Afrika, in die Südsee, zum Nordpol

www.geo-special.de Das beste Wissen für die Reise

lichen in der alten Domprobstei, wo ihn Graf Nassau und Isaak Volmar erwarten. Etwa zur gleichen Zeit treffen Johan Oxenstierna und Johan Adler Salvius in einem anderen Sitz der Habsburger Abordnung ein. Die langen Vertragstexte werden verlesen, die Besucher überprüfen dabei das Exemplar der Gastgeber auf Übereinstimmung mit ihrem eigenen – und unterschreiben es schließlich.

Das dauert bis etwa 17.30 Uhr. Dann verabschieden sich die Gäste in ihre Unterkünfte; die

Am Ende hat das Reich eine Verfassung und sind die Grundfesten für die Zukunft Europas gelegt

kaiserlichen Gesandten folgen ihnen wenig später. In den Quartieren der Schweden und Franzosen kontrollieren sie die anderen Vertragsausfertigungen, unterschreiben und besiegeln auch diese.

Aber was ist der Inhalt der Dokumente, dieses „Weltwunders“, wie es ein Beobachter nennt?

Das komplexe Vertragswerk schafft auf drei Feldern Klarheit: Es gibt dem Reich eine Verfassung. Es regelt das Zusammenleben der Konfessionen in Deutschland. Und es bestimmt, welche Gebiete an die Siegermächte abgetreten werden.

Reichsverfassung: Schon mit ihrer Einladung zu den Verhandlungen haben sich die Reichsstände den Anspruch erkämpft, über Kriegserklärungen und Friedensschlüsse mitzubestimmen. Der Friedensvertrag gibt den deutschen Fürsten und Städten überdies das Recht, Bündnisse untereinander oder mit auswärtigen Mächten einzugehen, solange diese sich nicht gegen Kaiser und Reich richten.

Zum großen Teil jedoch schafft der Frieden keine neue Ordnung, sondern stellt die zerrüttete alte wieder her. So erhält der Erbe des 1621 geächteten Kurfürsten von der Pfalz Land und Würde zurück; er verliert aber Ländereien an Bayern, das zudem die neu erworbene Kur behält (sodass das Kolleg der Kurfürsten, die den König wählen, der dann zum römisch-deutschen Kaiser wird, nun aus acht statt sieben Mitgliedern besteht).

Konfessionsordnung: Die Neuregelung der Religionsverhältnisse entspricht ebenfalls weitgehend dem Vorkriegszustand. Denn das Reich bleibt konfessionell vielfältig, wobei Katholiken, Lutheraner und von nun an auch Calvinisten rechtlich gleichgestellt werden. Neu ist zudem, dass in Gre-

mien wie dem Reichstag keine Konfession eine andere überstimmen darf. Die Situation des ausgetretenen „Normaljahres“ 1624 bestimmt darüber, welches Land welcher Glaubensgemeinschaft angehört. (Diese Verteilung wird – wie auch die durch den Frieden geschaffene politische Ordnung – im Großen und Ganzen bis zum Ende des Reiches 1806 unverändert bleiben und diesem einzigartigen Staatswesen in der Mitte Europas eine lange Phase relativer Stabilität bescheren.)

Schließlich die Gebietsabtretungen an die Siegermächte: Frankreich erwirbt die früheren habsburgischen Besitzungen im Elsass, dazu die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun und zwei rechtsrheinische Festungen.

Schweden gewinnt Vorpommern mit Stettin, die Stadt Wismar und die Stifte Bremen und Verden, kontrolliert somit die Mündungen von Weser, Elbe und Oder. Zudem lassen sich die Skandinavier vom Reich fünf Millionen Taler dafür bezahlen, dass sie ihre Armee entlassen.

MÜNSTER, 24. OKTOBER 1648, 21.00 UHR. Nachdem sie die Friedensverträge geprüft, unterzeichnet und besiegelt haben, bringen die kaiserlichen Gesandten die kostbaren Dokumente in den Bischofshof am Domplatz, wo die reichsständischen Vertreter sie ebenfalls unterschreiben. Alle Kirchenglocken läuten, die 70 Kanonen auf der Stadtmauer feuern je dreimal Salut.

Der Dreißigjährige Krieg ist beendet. Es herrscht Frieden in Deutschland.

Nicht aber in Europa.

Der Pax universalis et perpetua, die universelle und ewige Waffenruhe, ist von Anfang an Makulatur. Noch elf Jahre werden Spanier und Franzosen weiterkämpfen, werden ihren Krieg erst mit dem „Pyrenäenfrieden“ von 1659 beenden. Und bald wird in Frankreich ein absolutistischer Herrscher glauben, er, Ludwig XIV., der Sonnenkönig von Versailles, müsse das Abendland beherrschen.

Und doch: Der Westfälische Frieden, das Vertragswerk von Münster und Osnabrück, hat Großes geschaffen, es hat nicht weniger gelegt als die völkerrechtlichen Grundfesten für die Zukunft Europas – als einer Gemeinschaft gleichberechtigter Staaten.

Trotz aller Krisen, trotz aller Kriege: Diese Souveränität gilt bis heute. □

Literatur: Fritz Dickmann, „Der Westfälische Frieden“, Aschendorff Verlag; akribische Nachzeichnung von Vorgeschichte und Verlauf der Verhandlungen, Heinz-Duchhardt (Hg.), „Der Westfälische Friede. Diplomatie, politische Zäsur, kulturelles Umfeld, Rezeptionsgeschichte“, Oldenbourg Verlag; lohnende Aufsatzzammlung zu Diplomatie, Großmachtinteressen sowie zur Politik der einzelnen Reichsstände.



GEO berichtet in exklusiven und aktuellen Reportagen über die wichtigen Themen unserer Zeit. 12x im Jahr.



GEO WISSEN berichtet in spannenden Reportagen über die neuen Erkenntnisse der Wissenschaft. 2x im Jahr.



GEO SAISON zeigt die schönen Reiseziele rund um den Globus. 12x im Jahr.



GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. 6x im Jahr.



GEO Special berichtet jeweils über ein Land, eine Region oder eine Stadt. 6x im Jahr.



GEO lino ist das Erlebnisheft für Kinder von 8 bis 14 Jahren. 12x im Jahr.



GEO kompakt ist monothematisch und widmet sich den großen Fragen der Allgemeinbildung in außergewöhnlicher visueller Opulenz. 4x im Jahr.



Gratis

Wählen Sie jetzt Ihren Wunschtitel – mit 14% Ersparnis + Umhängetasche »nature«!

Ihre Vorteile:

- Bis zu 14% sparen!
- Umhängetasche »nature« gratis!
- Lieferung frei Haus!
- Nach der Bezugsdauer jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

So einfach erreichen Sie uns:

in Österreich per
Tel.: 0820/0 10 85
E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

in der Schweiz per
Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: Geo-Epoche@leserservice.ch
Bitte Bestellnummer aus dem Vorteilscoupon angeben.

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG, Dr. Gerd Brüne, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, AG Hamburg, HRA 102257, Vertrieb: DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH, Dr. Olaf Conrad, Düsternstr. 1, 20355 Hamburg, AG Hamburg, HRB 95 752.

GEO-Familienangebot

Meine Adresse: (Bitte auf jeden Fall ausfüllen.)

Name 19 Geburtsdatum

Vorname Straße/Nr.

PLZ Wohlnort E-Mail-Adresse

Telefon-Nr. Ich zahle bequem per Bankenzug:

Bankkartezahl Kontonummer

Geldinstitut

Anschrift des Geschenkempfängers: (Nur ausfüllen, wenn Sie einen GEO-Titel verschenken möchten.)

Name 19 Geburtsdatum

Vorname Straße/Nr.

PLZ Wohlnort E-Mail-Adresse

Dauer der Geschenkkilierung: unbefristet (mindestens 1 Jahr**) 1 Jahr *** GEO WISSEN 2 Jahre.

Ja, ich bestelle die angekreuzten Zeitschriften. Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich die Umhängetasche »nature« nach Zahlungseingang gratis. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach der unten angegebenen Mindestbezugsdauer jederzeit kündigen. Das Geld für die Bezahlte, aber nicht geleistete Ausgaben erhalte ich zurück. Die Preise gelten in Deutschland und Österreich. Auslandspreise auf Anfrage.

GEO EPOCHE (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 577319, als Geschenk 577320
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D) € 8,15 (A) pro Heft.

GEO (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 577333, als Geschenk 577334
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 5,30 (D) € 6,- (A) pro Heft.

GEO WISSEN (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 577367, als Geschenk 577368
Erscheint 2x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D) € 8,15 (A) pro Heft.

GEO SAISON (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 577345, als Geschenk 577346
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 4,20 (D) € 4,90 (A) pro Heft.

GEO Special (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 577347, als Geschenk 577348
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 6,95 (D) € 8,10 (A) pro Heft.

GEO lino (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 577370, als Geschenk 577371
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 2,75 (D) € 3,05 (A) pro Heft.

GEO kompakt (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 577361, als Geschenk 577362
Erscheint 4x jährlich zum Preis von zzt. € 7,25 (D) € 8,15 (A) pro Heft.

□ Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO und Gruner+Jahr mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Wiederabrechnung: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung bei GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z. B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum Unterschrift

Vorteilscoupon einsenden an:
GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

Oder anrufen unter:
01805/861 80 0*

Einfach per E-Mail:
Geo-Epoche-Service@guj.de

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

DER DREISSIGJÄHRIGE KRIEG

VON ALEXANDER DENZLER, JENS-RAINER BERG UND OLAF MISCHER

1517

Der Wittenberger Theologe Martin Luther verfasst 95 Thesen über Missstände in der Kirche. Tausende Flugschriften verkünden bald seine Botschaft von einem gewandelten christlichen Glauben, orientiert allein an der Bibel und nicht an einer überkommenen, vom Papst geführten Institution. Luthers Reformationslehrnen beginnen, die abendländische Christenheit zu entzweien.

Sie verbreiten sich zunächst vor allem im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, das sich in der Mitte Europas von der Somme bis an die Oder und von der Nordsee bis an die Adria erstreckt. Neben den zahllosen deutschen Reichsstädten (siehe Glossar), Grafschaften, Herzogtümern und geistlichen Territorien gehören unter anderem auch die Niederlande und das Königreich Böhmen zu diesem gewaltigen Gebilde, an dessen Spitze der von sieben Kurfürsten gewählte Kaiser steht.

Als sich nun viele Fürsten und Reichsstädte der protestantischen Sache Luthers anschließen – auch um ihre Macht gegenüber den katholischen Autoritäten Papst und Kaiser zu erweitern –, erschüttert dies die auf Frieden und Rechtssicher-

heit ausgerichtete Herrschaftsordnung schwer.

1536

Der Reformator Johannes Calvin veröffentlicht die „Institutione Religionis Christianae“ in Basel. Es ist eine Unterweisung in seine besonders sittenstreng protestantische Lehre, wonach kein Mensch seine unbedingte Vorherbestimmung zum ewigen Leben oder zum ewigen Tod abwenden kann. Der Calvinismus findet bald vor allem im Westen Europas Anhänger.

sollen sie künftig „friedlich und ruhig bei- und nebeneinan- der wohnen“. Doch sichert diese Über- einkunft keine dauer- hafte Eintracht zwi- schen den Christen.

1607

Im Auftrag des Kaisers Rudolf II. lässt der katholische Herzog Maximilian von Bayern 6000 Fußkrieger und 500 Reiter in die Reichsstadt Donauwörth einrücken. Bei Unruhen zwischen Protestan- ten und Katholiken hatten hier Anhänger des lutherischen Bekenntnisses wie-

die protestantischen Länder Kurpfalz, Pfalz-Neuburg, Württemberg, Kulmbach-Bayreuth, Ansbach und Baden-Durlach am 14. Mai einen Sicherheits- und Militärpakt. Bei ka-

tholischen Angriffen auf einen Bündnis- partner verpflichtet sich diese protestantische „Union“, eine gemeinsame Armee aufzustellen. In der Folge treten ihr weitere Reichsfürsten und -städte bei, nicht jedoch das protestantische Kursachsen, das seiner traditionell kaiser- und reichs- treuen Haltung folgt.

1609

9. Juli. Kaiser Rudolf II., zugleich Königlicher Landesherr in Böhmen, gewährt den dortigen Protestanten in einem „Majestäts- brief“ Religionsfrei- heit. Denn der katho-

rischen Herzogs Maximilian eine Al- lianz zur „Defension und Erhaltung der wahren katholischen Religion und Fort- pflanzung gemeinsen Friedens“.

Dieser katholischen „Liga“ gehören neben Bayern unter anderem die süddeut- schen Fürstbischöfe von Augsburg, Kons- tanz, Regensburg und Passau sowie später die geistlichen Kurfürsten von Köln, Mainz und Trier an. Der spanische König, wie der Kaiser ein Habsburger, und die römische Kurie ver- sprechen finanzielle Unterstü- tzung.

1617

20. März. Die spanische und die öster- reichische Linie der Habsburger einigen sich darauf, dass Erzherzog Ferdinand von Innerösterreich in der Nachfolge des sterbenden kinder-losen Kaisers Matthias deutscher Herrscher sowie König von Böhmen und Ungarn werden soll. Zum Ausgleich werden dem spanischen König Philipp III. Ge- biete im Elsass und in Oberitalien in Aus- sicht gestellt. Der Haushvertrag bildet zugleich die politische Grundlage für die fast dreißigjährige Waffengemeinschaft der spanischen und österreichischen Habsburger.

Böhmis- Pfälzischer Krieg (1618–1623)

1618

Nachdem Ferdinand von Innerösterreich im Jahr zuvor zum König von Böhmen gekrönt worden ist, will er die Freiheiten, die sein Vorgänger den Protestantenten im Majestätsbrief von

Die Reformation stürzt die Christenheit in eine Krise

1555

Nach fast 40 Jahren zum Teil gewaltsa- mer Kontroversen schließen Katholiken und Protestanten auf einem Reichstag (siehe Glossar) den „Augsburger Reli- gionsfrieden“. *Cuius regio eius religio*, ist dessen Grundsatz: Wem das Land ge- hört, der darf auch den Glauben bestim- men. Die weltlichen Landesherren können sich fortan frei zu einer der beiden nun rechtschließlich anerkannten Konfes- sionen bekennen. In denjenigen Reichs- städten dagegen, in denen Protestanten und Katholiken leben,

derholzt gewaltsam Prozessionen der katholischen Minder- heit verhindert. Die Männer des Herzogs übergeben die protestantische Pfarrkirche den Jesuiten und ver- bieten evangelische Gottesdienste. Die evangelischen Stände sind empört und fordern auf dem Regensburger Reichstag im Januar 1608 die Bestätigung ihrer Rechte. Nachdem Katholiken dies ab- lehnen, löst sich der Reichstag ergebnis- los auf. Die Zeichen stehen auf Krieg.

1608

In Auhäusen bei Nördlingen schließen

lische Herrscher ist auf Frieden mit den mehrheitlich protestantischen Ständen – Adeligen und Städtevertretern des Landes – ange- wiesen, weil ihm sein Bruder die Königs- würde streitig macht. Die Protes- tanten sind fortan der katholischen Minderheit gleich- gestellt. Den Ständen obliegt nun die Leitung der Univer- sität Prag, ihnen ist es künftig erlaubt, protestantische Schulen und Kirchen zu errichten.

10. Juli. In München bilden katholische Reichsstände auf Initiative des baye-

einen „zwanzig-, dreißig- oder vierzigjährigen Krieg“.

28. August. Ferdinand, der abgesetzte habsburgische Böhmenkönig, wird nach dem Tod von Kaiser Matthias in Frankfurt zu dessen Nachfolger gewählt.

8. Oktober. Kaiser Ferdinand II., um Unterstützung im Böhmis-Pfälzischen Krieg bemüht, erklärt seinen Vetter und Schwager Herzog Maximilian von Bayern zum Oberbefehlshaber des Heeres der katholischen „Liga“, das 25 000 Mann zählen soll. Alle anfallenden Kosten des Krieges gegen die böhmischen Stände und Friedrich V. von der Pfalz sollen dem Herzog erstattet werden. Mündlich sichert der Kaiser zudem zu, die pfälzische Kurwürde nach einem Sieg gegen Friedrich V. auf Maximilian zu übertragen. Es wird immer wahrscheinlicher, dass sich der Böhmis-Pfälzische Krieg (zur Nomenklatur siehe Seite 22) auf das ganze Reich ausweitet.

1620
Sommer. Truppen der katholischen „Liga“

und der protestantischen „Union“ stehen sich bei Ulm kampfbereit gegenüber. Doch auf Vermittlung Frankreichs schließen die Konfliktparteien am 3. Juli ein Neutralitätsabkommen – die erste größere Kriegshandlung im Herzen des Reiches wird noch einmal abgewendet.

August. Eine Armee der spanischen Habsburger rückt in die pfälzischen Stammelände Friedrichs V. vor, um den deutschen Habsburgern zur Seite zu stehen. Die Erntelager auf fremdem Boden sind gefüllt und gewährleisten die Grundversorgung der fast 25 000 Mann starken Streitmacht. Die

Truppen der protestantischen „Union“ werfen sich dem Vorstoß entgegen und verstricken die Spanier in einen mühsamen Kleinkrieg.

8. November. Katholische Heerscharen – die Armee der katholischen „Liga“ und Truppen des Kaisers, darunter spanische Elitekämpfer – stellen am Weißen Berg bei Prag das eilig zusammengezogene Heer der böhmischen Stände und Fried-

richs V. Zwei Stunden dauert die erste große Schlacht des Krieges; das böhmisch-pfälzische Heer wird vernichtend geschlagen. Friedrich V. muss aus dem Land fliehen, findet schließlich in Den Haag Asyl und wird schon bald wegen seiner kurzen Regierungszeit als „Winterkönig“ verspottet. Böhmen wird von den Siegern besetzt und systematisch rekatholisiert. Zahllose Adelige verlieren ihren Besitz. Tausende Menschen fliehen.

1621

29. Januar. Kaiser Ferdinand II. ächtet Friedrich V. von der Pfalz unter anderem wegen „Landfriedensbruch“ und „Majestätsbeleidigung“. Die Kurpfalz wird von kaiserstreuen Truppen besetzt; Friedrichs Kurwürde überträgt der Kaiser zwei Jahre später – wie im Oktober 1619 versprochen – dem Bayreuther Herzog Maximilian. Gegenwehr von der längst zerstrittenen protestantischen „Union“ ist nicht zu befürchten: Wer sich auf die Seite des Geächteten stellt, den erwartet ebenfalls die Reichs-

acht. Das Bündnis löst sich im April des Jahres auf.

Dennoch werben einige protestantische Fürsten Truppen, um für die Sache des Pfälzers zu kämpfen (siehe 1622).

April. Ein zwölfjähriger Waffenstillstand zwischen dem Königreich Spanien und der Republik der Vereinigten Niederlande endet. Seit 1568 bereits kämpft ein Teil der niederländischen Provinzen um Unabhängigkeit vom spanisch-habsburgischen König. Der Aufstand unter dem Edelmann Wilhelm von Oranien begann, als die Spanier mit aller Härte gegen die protestantischen Niederländer vorgingen. Bald schlossen sie im Norden gelegenen sieben Provinzen einen antispanischen Bund, aus dem einige Jahre später die Vereinigten Niederlande hervorgingen, die erste neuzeitliche Republik Europas. 1609 vereinbarten die Spanier mit der Republik, für zwölf Jahre die Waffen ruhen zu lassen.

Der größte Teil der spanischen Armee marschiert nun von der Pfalz nach Norden, um die Vereinigten Niederlande anzugreifen. Nur die linksrheinischen Gebiete der Kurpfalz bleiben besetzt, um die spanischen Nachschublinien abzusichern. Der Kampf zwischen Spanien und den Vereinigten Niederlanden gerät zum schwersten Nebenkonflikt des Dreißigjährigen Krieges.

1622

Im Frühjahr ziehen drei protestantische Heerführer in Richtung Pfalz, um für

ihren Glauben, die Sache des „Winterkönigs“ und eigene Machtinteressen zu kämpfen. Zahllose Pfälzer sind ihre Truppen denen der katholischen „Liga“ und der Spanier überlegen, doch die Protestanten verbünden sich nicht miteinander. Graf Ernst II. von Mansfeld setzt anfangs dem „Liga“-Heer bei Heidelberg schwer zu. Mansfeld ist einer der bedeutendsten Söldnerführer seiner Zeit, jener Männer, die ausschließlich für den Krieg und vom Krieg leben. Er hat schon 1618 auf Seiten der böhmischen Stände gekämpft – mit einer Armee, die er für einen italienischen Herzog geworben hatte.

Da es keine stehenden Heere gibt, kämpfen alle Kriegsparteien mit Soldaten, die für Geld angeworben werden – oft kämpfen Protestanten in katholischen Heeren und umgekehrt.

10 000 solcher Söldner führt auch der protestantische Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach den „Liga“-Truppen entgegen. Bei Wimpfen am Neckar muss er sich jedoch am 6. Mai Johann Tserclaes von Tilly, dem kampferprobten Feldherrn der katholischen „Liga“, und dessen spanischen Verbündeten geschlagen geben.

Am 20. Juni unterliegt bei Höchst am Main auch der 23-jährige Herzog Christian von Braunschweig General Tilly. Nach der Niederlage tritt er gemeinsam mit Mansfeld in den Dienst der Vereinigten Niederlande. Heidelberg wird nach mehrwöchiger Belagerung durch

GLOSSAR

Normaljahr

Ein Stichjahr – laut Westfälischem Frieden das Jahr 1624: Die konfessionellen Grenzen in den deutschen Landen sollen so wiederhergestellt werden, wie sie in diesem Jahr verliefen. Davon ausgenommen: habsburgische Gebiete und die Oberpfalz.

Reichskreis

Einer von zehn „Verwaltungsbezirken“, in die das Reich unterteilt ist. Dabei umfasst ein Kreis, etwa Bayern oder Niedersachsen, die Territorien mehrerer Fürsten und Städte. Zu ihren Aufgaben gehören etwa die Erhebung der Reichssteuern und der Straßenbau.

Reichsstädte

Stadtgemeinden, die direkt dem Kaiser unterstehen und sich weitgehend selbst verwalten. Zählen zu den Reichsstädten.

Reichsstände

Geistliche und weltliche Fürsten sowie Reichsstädte, die keinen anderen Herrn als den Kaiser über sich haben. Sie haben Sitz und Stimme im Reichstag.

Reichstag

Vollversammlung der Reichsstände, die der Kaiser einberuft. Wichtigstes politisches Organ des Reiches. Entscheidungen, etwa zu Steuern und Gesetzen, werden im Konsens getroffen.

Restitutionsedikt

Erlass des Kaisers von 1629, nach dem die protestantischen Landesherren und Reichsstädte alle seit Mitte des 16. Jahrhunderts eingezogenen Kirchengüter an die Katholiken zurückgeben müssen. Viele kaisertreue Protestanten wenden sich danach gegen den Herrscher, der das Edikt 1635 außer Kraft setzt.



Bei lebendigem Leib werden »Hexen« auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Kirchenspaltung erschüttert die »gottgegebene« Ordnung, viele Menschen sind verunsichert und verdächtigen einander, im Bunde mit dem Teufel zu stehen (Holzschnitt, um 1580, neu koloriert)

die „Liga“-Truppen gestürmt und geplündert. Maximilian von Bayern schenkt Papst Gregor XV. die in Heidelberg geraubte Bibliotheca Palatina, mit mehr als dreieinhalbtausend mittelalterlichen Handschriften eine der berühmtesten Bibliotheken Europas.

1623

Christian von Braunschweig, der sich mit seinem Heer ins Niederländische absetzen will, wird am 6. August kurz vor der Grenze, bei Stadtlohn, von Tilly gestellt. Die „Liga“-Armee triumphiert erneut. Nur unter großen Verlusten kann sich Christian in die Vereinigten Niederlande retten. Die Schlacht markiert das Ende des Böhmischo-Pfälzischen Krieges, doch die Konflikte dauern fort.

1624

Am 29. April beruft der französische König Ludwig XIII. Armand-Jean du Plessis de Richelieu in den Staatsrat. Der

sie nur Gegner der Habsburger sind.

Niedersächsisch-Dänischer Krieg (1625-1629)

1625

Juni. Der protestantische König Christian IV. von Dänemark, der als Herzog von Holstein zugleich deutscher Fürst und mächtigstes Mitglied des niedersächsischen Reichskreises (siehe Glossar) ist, tritt in den Krieg ein. Erst im Frühjahr haben ihn die mehrheitlich protestantischen Fürsten und Städtegesandten des Kreises, der Norddeutschland zwischen Weser und Elbe sowie unter anderem Mecklenburg und Magdeburg umfasst, zum militärischen Oberbefehlshaber gewählt. Er soll ihre religiösen und politischen Freiheiten gegen mögliche Vorfälle der kaiserlich-katholischen Seite verteidigen. Entgegen den rein defensiven Abmachungen beginnt er jedoch einen

Dänemark schließen in Den Haag einen Vertrag, in dem Christian IV. vor allem finanzielle Unterstützung für seine Feldzüge gegen den Kaiser und dessen Verbündeten zugesichert wird. Jetzt kann Friedrich V. von der Pfalz wieder hoffen, seine verlorene Kurwürde zurückzugewinnen.

Doch die katholische Seite wird seit Kurzem von einem besonders fähigen Strategen geführt: dem böhmischen Adeligen Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein, den der Kaiser beauftragt hat, als sein Oberbefehlshaber eine neue Armee aufzustellen. Diese wird neben den von Tilly geführten Truppen der „Liga“ zum zweiten großen Heer der kaiserlich-katholischen Seite.

1626

25. April. Wallenstein hat mit seinen frisch vorgerückten kaiserlichen Söldnern die Stadt Dessau zu einer Festung ausbauen

burgischen Erblande in Ungarn anzugreifen. Mansfeld hat in ihrem Auftrag bereits einen 800-Kilometer-Marsch von Norddeutschland bis nach Ungarn angetreten. Wallenstein muss ihm folgen, obwohl seine Söldner gerade das Heer der katholischen „Liga“ in der Landgrafschaft Hessen-Kassel unterstützen und weitere Teile seiner Truppen in Oberösterreich einen Bauernaufstand bekämpfen. Christian IV. glaubt, seine Chance sei gekommen. Schließlich aber stellen die kaiserlich-katholischen Christiansen Heer bei Lutter am Barenberge, südlich von Braunschweig, die dänisch-niedersächsische Allianz wird vernichtet geschlagen. In Ungarn bleibt der große Kampf derweil aus; Mansfelds Truppen zerstreuen sich nach dem plötzlichen Tod ihres Generals.

1627

Februar. Wallenstein schlägt in Schlesien und Mähren die versprengten Reste der Truppen Mansfelds. Anschließend zieht er nach Mecklenburg und dringt gemeinsam mit Tilly bis nach Holstein und Jütland vor. Dort zerschlagen sie die dänische Armee. Christian IV. muss sich vorerst aus dem Reich zurückziehen.

10. Mai. Der Kaiser erlässt für Böhmen die „Verneuerte Landesordnung“, ein Grundgesetz, das die Stände entmachtet und die Position der Habsburger stärkt.

1628

September. Der niederländische Kaper- admiral Piet Heyn bringt vor Kuba eine

königlich spanische Flotte auf und erbeutet einen Silberschatz – ein schmälerlicher Verlust für die spanische Krone.

28. Oktober. In Frankreich fällt mit La Rochelle die letzte Bastion der Hugenotten – von der katholischen Krone verfolgter Protestant.

1629

6. März. Ferdinand II. erlässt ein „Restitutionsedikt“ (siehe Glossar), das protestantische Fürsten und Städte dazu auffordert, eingezogene katholischen Kirchenbesitz zurückzugeben. Das Dekret, das der Kaiser im Selbstbewusstsein zahlreicher Erfolge auf den Schlachtfeldern ausgegeben hat, provoziert erbitterten Widerstand der Protestanten im In- und Ausland. Und auch katholische Reichsfürsten sehen die „Libertät“, die Freiheit der Stände, von einem zu mächtigen Kaiser bedroht.

22. Mai. Im Frieden von Lübeck verpflichtet sich der dänische König Christian IV. gegenüber dem Kaiser, auf Dauer dem Krieg fernzubleiben. Das Herzogtum Holstein bleibt ihm erhalten.

5. Juni. Der an Europas Höfen geschätzte niederländische Ma-

ler Peter Paul Rubens trifft in London ein und vermittelt in diplomatischem Auftrag der spanischen Krone mit dem englischen König Karl I. einen Frieden. England hat die Vereinigten Niederlande in ihrem Kampf gegen Spanien traurig unterstützt.

Schwedischer Krieg (1630-1635)

1630

6. Juli. König Gustav II. Adolf von Schweden landet mit einem Heer von etwa 14 000 Mann auf der Insel Usedom. Das Eingreifen in den Krieg der Kriege, das die militärische Gesamtlage einschneidend verändert, ist von langer Hand geplant und gut abgesichert: Mit den verfeindeten Polen hat der Monarch einen Waffenstillstand geschlossen.

Nun will er Schweden zur europäischen Großmacht formen. Die angestrebte Hegemonie im Ostsseeraum könnte er jedoch nur durch einen Sieg über die in Norddeutschland aufmarschierten kaiserlich-katholischen Truppen erreichen.

13. August. Auf Drängen von Fürsten und Höflingen entlässt Ferdinand II. Wallenstein. Die Macht des Generalissimus der

Mit neuer Taktik revolutionieren die Schweden den Krieg

ehrgeizige Kardinal wird schnell zum wichtigsten Minister, und schon bald kann er als Vertrauter seines Monarchen die Kriegspolitik Frankreichs maßgeblich mitbestimmen. Für ihn sind die Habsburger Herrscher in Wien und Madrid die größten außenpolitischen Gegner. Deshalb scheut sich der Katholik Richelieu nicht, Bündnisse mit Protestantischen einzugehen – sofern

Marsch nach Süden, den Truppen der katholischen „Liga“ entgegen, und besetzt die Festungen Verden und Nienburg. Er will die eigene Machtstellung in Norddeutschland ausbauen – auch um seine Position gegenüber dem Ostseerivalen Schweden zu stärken. Die zweite Phase des Dreißigjährigen Krieges beginnt.

29. November. England, die Vereinigten Niederlande und

lassen. Fast 100 Ge-schütze sichern die strategisch wichtige Elbbrücke. Ernst von Mansfeld, nun Heerführer einer mit englischem Geld aufgestellten protestantischen Armee, wagt dennoch den Sturm – und scheitert nur knapp.

27. August. Die Strategen des Dänenkönigs haben sich – ungeachtet der Überlegenheit des Gegners – dazu entschieden, die habs-



Ein Astronom beim Studium. Die Ära des großen Krieges fördert Innovationen, auch in den Wissenschaften: durch neue Methoden und Instrumente (Jan Vermeer, 1668)

Öffnen Sie die Schatzkammer der Literatur!

literatur.zvab.com

kaiserlichen Armee war für sie unkalkulierbar geworden.

1631

23. Januar. Gustav II. Adolf hat sich in Norddeutschland festgesetzt. Für weitere Unternehmungen braucht er jedoch Geld. In Bärwalde in Brandenburg sichert er sich die Unterstützung des französischen Monarchen: Ludwig XIII. verpflichtet sich, zunächst fünf Jahre lang jährlich 400 000 Reichstaler in die schwedisch-protestantische Kriegskasse zu zahlen.

20. Mai. Die Truppen des katholischen Feldherrn Tilly nehmen im Sturm die protestantische Hochburg Magdeburg, eine der größten und bedeutendsten Städte Deutschlands. Der Gewalt der plünderten Sieger sowie einer Feuersbrunst, die die ganze Stadt verwüstet, fallen Tausende Menschen zum Opfer. In den Monaten danach schließen sich einige protestantische Reichsfürsten Gustav Adolf an.

17. September. Der schwedische König gewinnt bei Breitenfeld nördlich von Leipzig eine der größten Schlachten des Krieges. Rund 40 000 Soldaten Gustav Adolfs und seines neuen Verbündeten, des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, kämpfen gegen die etwa 32 000 Mann starke kaiserlich-katholische Armee. Dank einer neuartigen Taktik schlägt Gustav Adolf General Tilly in die Flucht. Der Sieg bei Breitenfeld begründet den legendären Ruf des Schwedenkönigs, der mit seinen Truppen nun weiter Richtung Süden zieht.

15. Dezember. Ange-sichts der schwedischen Siege beruft der Kaiser Wallenstein wieder zum Generalissimus.

1632

15. April. Bei Rain in Bayern erzwingt Gustav Adolf den Übergang über den Lech, erneut gegen Tilly, der tödlich verwundet wird. Ohne Gegenwehr rückt der Schwede nach Nürnberg und Augsburg vor. Mitte Mai zieht er triumphierend in die bayerische Residenzstadt München ein, begleitet vom böhmischen „Winterkönig“ Friedrich V. von der Pfalz.

Julii bis September. Bei Nürnberg stehen sich Wallenstein und Gustav Adolf gegenüber – der König verschanzt sich in der Reichsstadt, der Generalissimus in einem Lager im nahen Zirndorf. Am 18. September 1632 schließlich marschiert Gustav Adolf mit seinen hungrigen Söldnern Richtung Westen davon. Wallenstein lässt ihn ziehen.

16. November. In Lützen bei Leipzig greift die schwedische Armee überraschend die Truppen Wallensteins an. In der Schlacht kommen an einem Tag mehr als 6000 Menschen um – darunter König Gustav II. Adolf.

1633

Dem schwedischen Reichskanzler Axel Oxenstierna, der nach dem Tod Gustav Adolfs die Kriegsführung des nordischen Königreichs übernommen hat, gelingt es, mit protestantischen Herrschern des römisch-deutschen Reiches eine Allianz zu formen, die Heilbronner

Bund. Von diesem Bündnis finanziert, setzt Oxenstierna den Krieg fort, der für die Bevölkerung immer größere Opfer mit sich bringt. Soldaten plündern rückständige Landstriche, um sich selbst zu versorgen, oder verheeren sie, damit Feinde dort keine Nahrungsmittel und Unterkünfte mehr finden.

1634

25. Februar. Wallenstein, der mächtigste Feldherr des Krieges, wird auf der Festung Eger von Offizieren im Auftrag des Wiener Kaiserhofs ermordet. Der Generalissimus stand im Verdacht, insgeheim mit den Feinden des Kaisers verhandelt zu haben.

6. September. Bei Nördlingen in Schwaben attackiert ein schwedisch geführtes Heer die Streitkräfte des Kaisers, die von spanischen Truppen unterstützt werden. Unter der Führung des Kaisersohnes Ferdinand (und späteren Kaisers Ferdinand III.), erringt das katholische Heer einen überragenden Sieg. Die Schweden müssen sich in den Norden zurückziehen; der Heilbronner Bund bricht auseinander.

1635

Kaiser Ferdinand II. will den Frieden im Reich wiederherstellen und damit seine Autorität stärken. In Prag schließt er deshalb am 30. Mai mit dem protestantischen Kurfürsten Johann Georg von Sachsen einen Frieden. Nach und nach treten fast alle Reichsstände bei. Das umstrittene Restitutionsedikt von 1629, wonach protestantische Fürsten und Städte eingezogen

genen katholischen Kirchenbesitz zurückgegeben müssen, wird für 40 Jahre außer Kraft gesetzt. Zudem sollen alle Militärbündnisse – also auch die katholische „Liga“ – aufgelöst werden. Stattdessen soll ein gemeinsames Heer die fremden Mächte aus dem Reich vertreiben, um „Eiland, Not und Zerstörung“ zu beenden. Die Calvinisten bleiben von Prager Frieden ausgeschlossen.

Schwedisch-Französischer Krieg (1635–1648)

Nach dem schwedischen Debakel bei Nördlingen überzeugt Kardinal Richelieu seinen König, der den Kampf gegen die Habsburger bislang nur finanziell unterstützt hat, sich direkt am Konflikt zu beteiligen. Am 19. Mai erklärt Ludwig XIII. den spanischen und damit auch indirekt den deutschen Habsburgern den Krieg.

1636

Mai. Eine französische Armee und Truppen der Vereinigten Niederlande beginnen einen Doppelangriff auf die spanischen Niederlande (siehe 1621) – und scheitern. Ein spanisches Heer dagegen marschiert im August bis 70 Kilometer vor Paris. Nur mit Not gelingt es Frankreich, den Gegenschlag abzuwehren.

Oktober. Auf Initiative Papst Urbans VIII. treffen sich in Köln Gesandte des Kaisers und des spanischen Königs, um über Bedingungen eines Friedens zu verhandeln. Die ebenfalls eingeladenen Franzosen erscheinen

Millionen literarischer Werke im weltweit größten Online-Antiquariat für deutschsprachige Titel.

ZVAB.com
ZENTRALES VERZEICHNIS ANTIQUARISCHER BÜCHER

Bücher jeder Zeit.

jedoch wegen eines Streits um Passformalitäten nicht. Der Vermittlungsversuch schlägt fehl.

4. Oktober. In Norddeutschland fordern die Schweden bei Wittstock erfolgreich das vereinigte Heer des Kaisers und des sächsischen Kurfürsten heraus. Der schwedische Oberbefehlshaber startet daraufhin eine Winteroffensive, die jedoch scheitert.

1637

15. Februar. Ferdinand II. stirbt. Künftig regiert dessen Sohn Ferdinand [III.], das Reich als Kaiser.

24. April. Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel wird als Anführer einer kleinen Gruppe von Calvinisten vom Kaiser geächtet, sein Land besetzt. Während der Auseinandersetzung mit dem Kaiser stirbt der Landesherr. Seine Witwe Amalie Elisabeth erobert die Stammlande zurück.

In der folgenden Zeit wird Hessen-Kassel wiederholt von Invasionstruppen und durch das Land ziehenden kaiserlichen Heeren ausgeplündert. Solche Raubzüge sind symptomatisch für die letzte Phase des Krieges, in der das Leid der Zivilbevölkerung so groß ist wie nie zuvor. Allerdings sind nicht alle Regionen des Reiches betroffen. Die Reichsstadt Hamburg etwa prosperiert – nicht zuletzt durch Waffenhandel.

1638

März. Schweden und Frankreich schließen ein neues Militärbündnis: Bis zu einem gemeinsamen Frieden wollen beide Mächte Seite an Seite stehen. Im selben

Monat eröffnet der protestantische Heerführer Bernhard von Sachsen-Weimar für Frankreich einen Feldzug gegen Kaiser Ferdinand III. Von Basel aus zieht er gegen das Breisgau. Bei Rheinfelden müssen sich die kaiserlichen Truppen geschlagen geben. Der siegreiche Bernhard setzt seinen Zug rheinabwärts fort.

17. Dezember. Nach fünfmonatiger Belagerung nimmt Bernhard von Sachsen-Weimar die gewaltige Rheinfestung

nach Unabhängigkeit, wovor allem nicht länger die spanische Armee mit Geld und Personal versorgen. Frankreich unterstützt die Rebellion mit Soldaten. Die Portugiesen – seit 1580 unter spanischer Herrschaft – rufen Ende des Jahres wieder einen eigenen König aus.

Als portugiesische Soldaten in den spanischen Niederlanden davon hören, deserrieren die meisten aus der Armee der Spanier und flüchten zum neuen Verbündeten

verhandlungen in Münster und Osnabrück vorsicht und weitgehend den französisch-schwedischen Forderungen entspricht. Ein wichtiger Schritt zur Beendigung des Krieges. Doch verzögern sich die Gespräche, unter anderem, weil der Habsburger das Abkommen nicht gleich ratifiziert.

1642

Ein Heer unter schwedischer Führung belagert Leipzig. Als Truppen unter dem Kommando des

König Philipp IV. und seine Berater erwägen eine Beendigung des Krieges, doch das Morden geht weiter.

24. November. Wiederholt versuchen französische Truppen vergebens, über Schwaben nach Bayern vorzudringen. Bei Tuttlingen schlagen die Bayern den Feind.

1645

6. März. Die Kaiserlichen erleiden südlich von Prag eine vernichtende Niederlage gegen abermals nach Böhmen kommende schwedische Truppen. Kaiser Ferdinand III. kann kaum noch auf einen Sieg hoffen. Die triumphierenden Schweden rücken nun auf Wien vor, doch erschöpft müssen sie sich bald wieder zurückziehen. Der Krieg ist festgefahren.

29. August. Wegen der sich rapide verschlechternden militärischen Lage muss Kaiser Ferdinand III. endgültig seinen Anspruch aufgeben, das sächsisch-deutsche Reich allein in außenpolitischen Angelegenheiten zu vertreten. Er lädt alle Reichsstände ein, sich an den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück zu beteiligen.

Erst jetzt, mit Verständigung, können die diplomatischen Gespräche in Westfalen unter allen Kriegsparteien wirklich beginnen. Mehr als 100 Delegationen aus ganz Europa nehmen teil.

1647

Kurfürst Maximilian von Bayern schließt am 14. März mit Königin Christine von Schweden und dem neuen französischen Monarchen Ludwig XIV. einen Waffenstillstand. Der süddeutsche Fürst weicht damit nach fast drei Jahrzehnten Waffenallianz von der Seite des Kaisers. Maximilian will vor allem sein Land und die bislang erzielten Kriegsgewinne schützen. Doch der Waffenstillstand bringt nicht die erhoffte Sicherheit. Sechs Monate später schließt sich Maximilian dem Kaiser wieder an und setzt die Kämpfe fort.

1648

30. Januar. Spanien und die Niederlande einigen sich in Münster auf einen Frieden. Die niederländische Republik setzt mit dem Abkommen nach 80 Jahren Unabhän-

Im Reich wird die Ordnung von 1648 mehr als 150 Jahre gelten

Breisach ein. Die strategische Schlüsselstellung, über die Nachschubgüter in die spanischen Niederlande gelangt sind, ist für die Habsburger nun verloren. Als ein halbes Jahr später Bernhard an einer Seuche stirbt, übernehmen die Franzosen selbst die Kontrolle über Breisach und das Eisass. Das Tor zum Reich steht ihnen jetzt offen.

1639

Die Schweden haben in Pommern und Mecklenburg erneut Fuß gefasst. Gemäß Absprachen mit den Franzosen setzen sie sich Richtung Böhmen und Österreich in Bewegung, um den Krieg wieder in die Erblande des Kaisers zu tragen. Im Frühjahr fallen die Söldner schließlich dort ein.

1640

Mai. Aufstände schwächen Spanien. Die Katalanen im Nordosten streben

deten Portugals, der Republik der Vereinigten Niederlande, 13. September. In Regensburg eröffnet der Kaiser einen Reichstag. 27 Jahre hat es dieses Forum der Kurfürsten, Fürsten und Vertreter der Reichsstädte nicht gegeben. Nun wollen die Reichsstände über den Fortgang des Krieges und über gemeinsame Friedensbedingungen verhandeln. Vorübergehend drohen französische und schwedische Truppen, die Versammlung zu sprengen.

Nach einjährigen Gesprächen erkennen die Teilnehmer den Willen, mit allen kriegsführenden Parteien einen gemeinsamen Frieden zu schließen.

1641

Am 25. Dezember unterzeichnen in Hamburg kaiserliche Gesandte einen Vertrag, der für das folgende Jahr Friedens-

kaiserlichen Bruders, Leopold Wilhelm von Österreich, heranziehen, ziehen sie sich nach Breitenfeld zurück. Am 2. November kommt es dort zur Schlacht zwischen den überlegenen Kaiserlich-Katholischen und der schwedisch-protestantischen Allianz, die Letztere für sich entscheiden kann. Leopold zieht sich nach Böhmen zurück, wo er seine sämtlichen höheren Offiziere kopfen, die unteren Ränge hängen lässt – als Strafe für deren vermeintliches Versagen.

1643

19. Mai. Aus den spanischen Niederlanden sind habsburgische Truppen nach Frankreich eingefallen. Französische Reiter stellen die Eindringlinge an der Grenzfestung Rocroi. Die Spanier erleben ein militärisches Desaster. Selbst ihre Eliteeinheiten sind hoffnungslos unterlegen.



Elegante Gesellschaft beim Picknick: Während der Krieg Millionen Menschen Tod und Elend bringt, zelebrieren die Fürsten ihre Macht (Louis de Caullery, vor 1621/22)

HERAUSGEBER

Peter-Matthias Gaede

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRER/REDAKTEUR

Caro Rademacher

ART DIRECTOR

Johannes Dönges

TEXTREDAKTION: Dr. Anja Herold (Heftkonzept),

Jens-Rainer Berg, Insa Holtz, PD. Frank Otto

BILDERDAKTION: Christian Gargler, Roman Rahmacher

VERIFIKATION: Lenka Brázdová, Olaf Mischer, Andreas Sedlmair

Freie Mitarbeit: Sebastian Schulin, Stefan Sedlmair

FACHBERATUNG: Alexander Denzler

CHEF WISSENSTECHNIK: Rainer Drost

Mitarbeiter dieses Ausgabe

Freie Mitarbeit: Gunnar Bendfeldt, Philipp Berens,

Dr. Ralf Berthoff, Benjamin Bockhold, Jörg-Ulrich Gerhard, Dr. Anne Karstedt, Matthias Messelbauer, Ulrike Moser, Walter Saller, Christian Staus, Johannes Stremmel, Eva Zimmerhoff

KARTOGRAPHIE: Rainer Drost, Thomas Wachter

SCHLUSSEDAKTION: Dirk Krömer

Assistenten: Hannelore Koehl

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSSÄTZEN: Ursula Arens

BILDADMINISTRATION UND -TECHNIK: Stefan Brühn

GEO-BILDArchiv: Bettina Behrens, Gudrun Lüdemann, Peter Müller

REDAKTIONSBÜRO (NÖR): Nadja Mair (Leitung)

Tina Ahrens, Christof Riedl (Redaktionssäitzer), 535 Fifth Avenue, 29th floor, New York, N.Y. 10019, Tel. 01-646-884-7120, Fax 001-546-884-7120, E-Mail: geo@geo.de

Verantwortlicher für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Ove Saffe

ANZEIGENLEITUNG: Ulrich Klemm, Dr. Michael Müller

VERTRIEBSREDAKTION: Ute Klemm, Dr. Michael Müller

MARKETING: Julia Duden (Ltg.), Dr. Stefan Bolkowski

HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG: Anzeigenverkauf: Urs Wangermann,

Tel. 040 / 37 03 29 32, Fax: 040 / 37 03 57 73

Anzeigenabonnement: Marcus Schäfer

Tel. 040 / 37 03 29 32, Fax: 040 / 37 03 55 04

Es gilt die GEO Sonderheft-Anzeigentarife Nr. 04 vom 1. Januar 2008

Heftpreis: 8,50 Euro • ISBN: 978-3-570-19780-6;

978-3-570-19815-7 (Heft mit DVD)

© 2008 Gruner + Jahr, Hamburg

Buschstraße 10, 20459 Hamburg, Tel. 040 / 37 03 56 48

Konto 022800, BLZ 200 700 00 • ISSN-Nr.: 1861-6097

Druck: Prinavis Itzhevitz GmbH & Co KG

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 20 73, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND

Jahresabonnement: 45,00 €

Studentenabonnement: 39,00 €

BESTELLUNGEN:

KUNDENSERVICE ALLEMEIN:

DPV Deutscher Pressevertrieb

persönlich erreichbar

GEO-Kundenservice

Mo - Fr 7.30 bis 20.00 Uhr

20080 Hamburg

Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

Telefon: 0805 / 861 80 00*

Telefon: 01805 / 861 80 02*

E-Mail: geo@geo.de

E-Mail: geo@geo@service@geo.de

ABONNEMENT ÖSTERREICH

DPV-Leserservice

Postfach A-5740 Wolfurt

Postfach 4002 Luzern

Telefon: 0820 / 00 10 85

Telefon: 041 / 299 22 20

Telefax: 0820 / 00 10 86

Telefax: 041 / 299 22 04

E-Mail: geo-epoch@oester

service@oester

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND

geo-Leserservice

geo@geo.de

Postfach CH-4002 Luzern;

Telefon: 041 / 299 22 00

Telefon: 041 / 299 22 04

E-Mail: geo-epoch@leserservice.ch

BESTELLADRESSE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHÜBER ETC.

DEUTSCHLAND

SCHWEIZ

GEO-Verlagservice

Postfach 1008

Werner-Haas-Straße 5

Postfach 1008

74712 Neukirchen

CH-1240 Genf 42

Telefon: 01805 / 06 20 00*

GEO-VersandService

Postfach 5000

A-150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805 / 06 20 00, Telefax: 0049-1805 / 06 20 00

E-Mail: service@guj.com

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

gigekampf endgültig ihre Souveränität und völkerrechtliche Eigenständigkeit durch. Der spanische König kann sich nun auf den noch andauernden Krieg mit Frankreich konzentrieren. Unterstützung des Kaisers erhält er nicht mehr: Die Allianz der beiden Habsburglinien zerfällt noch im gleichen Jahr, weil der deutsche Herrscher den Ausgleich mit Frankreich sucht.

24. Oktober. Nach langen Verhandlungen in Münster und Osnabrück beenden Diplomaten aus ganz Europa mit dem Westfälischen Frieden den Dreißigjährigen Krieg. Der Kaiser und die Vertreter des römisch-deutschen Reiches schließen mit Frankreich und Schweden einen Vertrag, der alle Verbündeten und Anhänger der jeweiligen Parteien mit einschließt.

Das größte Friedenswerk der Neuzeit begründet zugleich eine neue Ordnung für das Zusammenleben in Europa, die auf dem Prinzip gleichberechtigter, souveräner Staaten beruht. Das Leid, das der Krieg verursacht hat, ist indes gewaltig. Schätzungen zufolge sind rund vier Millionen Menschen allein in den deutschen Landen ums Leben gekommen – im Kampf gefallen, als Zivilisten von plündernden Söldnern getötet, an Hunger und Seuchen gestorben.

1650

Der Frieden wird vollstreckt: Am 26. Juni regeln in Nürnberg Vertreter der Schweden und des Reiches die Bedingungen für den Abzug der schwedischen

Streitkräfte – insgesamt 60 000 Mann. Wenige Tage später vereinbaren Unterhändler den Rückzug der französischen Soldaten. Bis die letzten fremden Truppen das römisch-deutsche Reich verlassen, werden vier Jahre vergehen.

1654

17. Mai. Der Regensburger Reichstag beschließt den Westfälischen Frieden, der zahlreiche Bestimmungen über den Aufbau des Reiches enthält – etwa die gemeinschaftliche Machtausübung von Kaiser und Ständen –, als „gegebenes Fundamentalgesetz“ und „immerwährende Richtschnur“ anzunehmen. Damit legen die Anwesenden für die Mitte Europas eine Verfassung und Friedensordnung fest, die mehr als 150 Jahre Bestand haben wird.

1659

November. Auch die Spanier und Franzosen legen schließlich ihre Waffen nieder. Die von Krisen erschütterten Königreiche beenden ihre jahrhundertealte Rivalität im „Pyrenäenfrieden“. Als im Jahr darauf der seit 1654 amtierende schwedische König Karl X. Gustav stirbt, werden auch die von ihm gegen seine Nachbarn geführten Kriege beendet. Nach einem halben Jahrhundert voller politischer und militärischer Konflikte kommt der europäische Kontinent vorerst zur Ruhe.

Alexander Denzler, 28, ist der Fachberater dieser Ausgabe. Jens-Rainer Berg und Olaf Mischer gehören zum Team von GEOPOCHE.

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

Titel: Lessing/akg-images

Editorial: Werner Bartsch: 3 u.

Inhalt: akg-images: 4 o., 5 r. o.; Rijksmuseum, Amsterdam; 4 r. m.; Interfoto: 4 u.; Scala: 5 l. o.; Lessing/akg-images: 5 m., 5 l. u.; Archives Charmet/bridgeomanart.com: 5 r. u.

Krieg und Frieden: akg-images: 6/7, 16-19; Lessing/akg-images: 8-15, 20/21

Sturm in die Katastrophe: National Gallery of Victoria, Melbourne, Australia/bridgeomanart.com: 26/27; akg-images: 28, 32, 33 o., 36, 37 o.; Electa/akg-images: 29 o., dk-images: 29, 39 [2]; Hermann Historica/Interfoto: 30, 37 u.; Scherl/SV-Bilderdienst: 31; Lessing/akg-images: 33 u., 34, 41; Deutsches Historisches Museum, Berlin/bridgeomanart.com: 35, 38; Rijksmuseum, Amsterdam: 40

Jagd auf die Silberflotte: Abraham Willaerts, Battle near a Coast between Spaniards and Disembarking Dutchmen, 1641/Staats Museum für Kunst, Copenhagen: 44/45; Rijksmuseum, Amsterdam: 46, 52; Royal Geographical Society, London/bridgeomanart.com: 47; Musée de Rouen/Roger-Viollet: 49; ullstein bild: 50

Die Macht der Sensation: Interfoto: 56; akg-images: 57

Stadt der Profiteure: St. Jacobi-Kirche, Hamburg: 58/59; ullstein bild: 61, 68; Museum für Hamburgische Geschichte: 62, 66 o., 67 l.; Staatsarchiv Hamburg: 65, 66 u.

Duell der Feldherren: Scala: 72; akg-images: 73, 74, 82/83, 86, 88; bridgeomanart.com: 75; Lessing/akg-images: 77, 80, 89; Kunigal, Biblioteket/The National Library of Sweden, Stockholm: 78; Wilfried Bommel/Arthothek: 79; bpk: 82, 90; Sotheby's/akg-images: 84; Deutsches Historisches Museum, Berlin/bridgeomanart.com: 85, 92; Archiv Gerstenberg/ullstein bild: 108.

Agent des Königs: Scala/bpk: 94; Stefan Diller/akg-images: 95

Handwerker des Todes: Lessing/akg-images: 96/97, 98/99 u., 100/101, 102/103, 104, 106/107, 108/109; akg-images: 98 o., 99 o., 100, 101, 103 o., 105 l., 107 o., 109 o.

Im Auftrag des Herrn: Rijksmuseum, Amsterdam: 112/113, 129; bridgeomanart.com: 114, 120; Jörg P. Anders/Gemäldegalerie, SMB/bpk: 115; Scala/bpk: 116; Elke Walford/Hamburger Kunsthalle/bpk: 117; Andrea Jemolo/akg-images: 118; Lessing/akg-images: 120 r.; akg-images: 121

Strategie in Purpur: akg-images: 122/123, 126, 137; Lessing/akg-images: 124, 134; Dagli Orlí/Musée Carnavalet, Paris/Art Archive: 125; Archives Charmet/bridgeomanart.com: 129; Daniel Arnaudet/RBMN/bpk: 130; Wallace Collection/London/bridgeomanart.com: 132/133; bridgeomanart.com: 136; Gérard Blot/RBMN/bpk: 136

Die Geburt des Zweifels: bridgeomanart.com: 140; Lessing/akg-images: 141

Die Stunde der Diplomaten: Lessing/akg-images: 142/143, 152/153, 156-157; LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster: 145, 148-151, 154, 155, 158; akg-images: 146/147

Zeitläufte: akg-images: 165, 166, 168

Vorschau: Marc Charmet/Art Archive: 170; Science & Society Picture Library: 173 o.; Hulton Archive/Getty Images: 173 u.; Lewis W. Hine/akg-images: 173 u.

Karten und Illustrationen: Rainer Drost: 4 l. m., 43, 71, 111; Thomas Wachter: 23, 25

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2008 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg für sämtliche Beiträge.

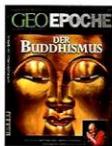
Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: Atlas Verlag, Plan International, Verlagsgruppe Weltbild, Spektrum der Wissenschaft, G+J AG & Co KG.

DIE INDUSTRIELLE REVOLUTION



Rund 100 Jahre nach Beginn der Industrialisierung in Großbritannien steigt das Ruhrgebiet zu Europas größtem Kohle- und Stahlzentrum auf. In Essen lässt Alfred Krupp Eisenbahnschienen walzen und Kanonen gießen. Zu seiner Fabrikstadt (oben) gehören Wohnsiedlungen, ein Krankenhaus, Kaufhäuser und eine eigene Bücherei

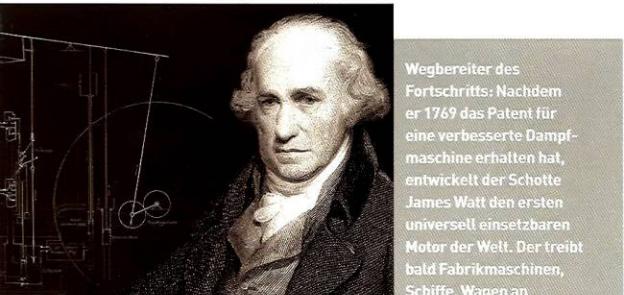
Zuletzt erschienene Ausgaben:



Die folgenden Heftthemen:

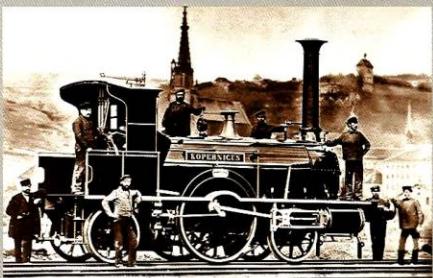
Als Spanien die Welt beherrschte (18. Juni 2008)
Wie Könige und Konquistadoren ein Imperium schaffen, das um 1580 den ganzen Globus umspannt. Und wie sie es wieder verlieren

Das alte Ägypten (20. August 2008)
3000 Jahre überdauert das Reich der ägyptischen Gottkönige am Nil – bis die Römer die letzte der Pharaonen besiegen: Kleopatra



Wegbereiter des Fortschritts: Nachdem er 1769 das Patent für eine verbesserte Dampfmaschine erhalten hat, entwickelt der Schotte James Watt den ersten universell einsetzbaren Motor der Welt. Der treibt bald Fabrikmaschinen, Schiffe, Wagen an

Der Eisenbahnbau
verhilft der Industrialisierung in Deutschland zum Durchbruch. 1858, als Arbeiter der Esslinger Lokomotivenfabrik die »Kopernikus« vorführen, reicht das Streckennetz bereits von Aachen bis Königsberg



Mit Beginn der Massenfertigung wird der Bedarf an billigen Arbeitskräften so groß, dass in Textilfabriken sogar Fünfjährige an den Maschinen stehen. Erst allmählich wird Kinderarbeit gesetzlich beschränkt



WEITERE THEMEN

DIE ERSTE FABRIK: Um 1770 errichtet der Engländer Richard Arkwright eine Spinnerei mit mechanischen Maschinen. Es ist der Beginn der Massenproduktion.

LEITUNG NACH AMERIKA: Das größte Schiff der Welt soll 1865 ein Telegrafenkabel durch den Atlantik ziehen. Ein wahnwitziges Unternehmen.

SCHILLERNDES GIFT: Chemieunternehmen leiten Farben, Säuren, Salze in den Rhein. Eine Umweltkatastrophe.

TÖTEN IM AKKORD: Nirgendwo wird rationeller produziert als in den Schlachthöfen Chicagos.

Cornwall, 1777: Nach vier anstrengenden Reisetagen per Pferdekutsche und Fähre hat James Watt die öde, baumlose Ebene um die Kupfermine von Chacewater erreicht, endlich. Watt eilt auf das Maschinenhaus zu. Gewaltige Stöße lassen das Gebäude erbeben. Allässig hebt und senkt sich im Inneren der Kolben einer „Newcomenschen Maschine“ – einer gewaltigen Anlage, die mit Dampf betrieben wird und Wasser aus den Schächten herauTpumpt, dabei jedoch unmäßig viel Kohle verbraucht.

Watt, ein Feinmechaniker aus Glasgow, betrachtet das stampfende Ungeheuer verächtlich. Er ist gekommen, um in dem Bergwerk – und nicht nur hier – eine neue Zeit einzuläuten. Mit einer Kraftmaschine, die er in jahrelanger Arbeit im Keller der Glasgower Universität entwickelt hat: der verbesserten Dampfmaschine.

Unermüdlich entwickelt er sie weiter, und schon bald wird James Watts universell anwendbare „fire engine“ zur treibenden Kraft der Industrialisierung – jenes technischen, wirtschaftlichen und sozialen Wandels, der in den folgenden 150 Jahren die Welt der Feudalherren, Bauern und Handwerker für immer verändern wird.

Die Revolution beginnt in Mittelengland, wo Textilunternehmer die ersten Fabriken der Welt gründen. Bald darauf entwickelt der Ökonom Adam Smith die Theorie des Kapitalismus, spähen Industriespione die Geheimnisse des Fortschritts aus und tragen ihr Wissen auf den europäischen Kontinent und bis nach Nordamerika.

In den deutschen Staaten bricht die Zeit der Hochindustrialisierung erst gut 65 Jahre später an – mit der Eröffnung der Eisenbahnstrecke Nürnberg–Fürth im Jahr 1835. Es ist eine Epoche, die Euphorie auslöst, aber auch Furcht vor der technisierten Welt. Denn der industrielle Fortschritt fordert einen hohen Preis: Wälder, Wiesen und Flussläufe weichen wuchernden Industriestädten wie Essen an der Ruhr, wo der Gussstahlunternehmer Alfred Krupp über Tausende Arbeiter gebietet. In den Baumwollfabriken Manchesters müssen Frauen und Kinder bis zu 16 Stunden täglich schuften. In den Schlachthöfen von Chicago zwingen Fließbänder den Arbeitern ihren Takt auf. Und mit dem Aufstieg der deutschen Chemieindustrie verwandeln sich Rhein und Main in giftige Mülldeponien.

Die neue Ausgabe von **GEOEPOCHE** beschreibt die größte Umwälzung der Menschheitsgeschichte seit der Neolithischen Revolution: die Beziehung der Natur mit Dampf, Stahl und Strom.

More than meets the eye.



Masterpiece Squelette.
Lässt tief in ihr perfektes Inneres blicken.
Mehr dazu: www.mauricelacroix.de

MAURICE LACROIX
Manufacture Horlogère Suisse